

1) Rietschel, Luther und sein Haus.
2) Rinn, Entstehung der Augsb. Konf.
3) Linder, Ref.-geschichte einer Dorfgemeinde
4) Henschel, Valerius Herberger
5) Nasemann, Friedrich der Weise.
6) Gennrich, des Ev. in deutsch-Österreich
7) Schall, Ulrich von Hutten.
8) Baumgarten, Wie Wertheim evangelisch wurde.
9) Meinhof, Dr. Pommer Bugenhagen.
10) Henschel, Johannes Laski.

Luther und sein Haus.

Von

D. Georg Rietschel.

Mit zwei Holzschnitten.

Halle a S. 1888.
Verein für Reformationsgeschichte.

„Luther und sein Haus“ — mit dieser Ueberschrift werden wir aus dem buntbewegten öffentlichen Leben, an welches uns der Name Luthers zunächst erinnert, in das stille Bereich seines Hauses gewiesen. Nicht der gewaltige Reformator in seinen schweren Kämpfen wider den Papst und die Schwarmgeister soll uns beschäftigen, nicht der Mann, der sich selbst einmal also schildert: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß“. Dies ist doch nur die eine Seite in Luthers Wesen und Wirken. Wenn er im Gegensatz zu sich selbst in so bescheidener Weise obigen Worten das Urteil über Melanchthon anfügt: „Aber Magister Philippus fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießt mit Lust, nachdem Gott ihm hat gegeben seine Gaben reichlich. O der seligen Zeit!“, — so können wir sagen, gerade auch Luther als Gatte, Vater, Hausherr und Hausfreund zeigt uns nach allen Richtungen diesen „säuberlichen und stillen“ Sinn, zeigt uns die reichlichen Gaben, die Gott ihm zum Bauen und Pflanzen, zum Säen und Begießen geschenkt hat. Von diesem deutschen Familienleben, das in dem alten Augustinerkloster Wittenbergs in den 21 Jahren von 1525 bis 1546 sich entfaltet hat, wollen die folgenden Blätter ein schlichtes Zeugnis geben.

Fast acht Jahre nach seinem Anschlag der Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg, fast fünf Jahre, nachdem vermöge des Banns der volle Bruch mit der römischen Kirche nicht durch ihn, sondern durch den Papst vollzogen war, ist Luther in den Ehestand getreten. Schon mit diesen Zahlen ist die schändliche Nachrede, die die Römischen aller Zeiten wiederholen, als eine böswillige Verläumdung gekennzeichnet, als habe Luther aus Ueberdruß an seinen Mönchsgelübden, besonders an dem Gelübde der Ehelosigkeit, sich zum Reformator der Kirche aufgeworfen. Zwar spricht Luther schon im Jahre 1519, zwei Jahre nach seinem öffentlichen Auftreten, in einer Predigt über den Ehestand mit warmen Worten von der Köstlichkeit dieser Gottesordnung. „O wahrlich, ein edler großer seliger Stand, der Ehestand, so er recht gehalten wird. O wahrlich ein elender gefährlicher Stand, der eheliche Stand, so er nicht recht gehalten wird." Was er hier im allgemeinen von der Ehe sagt, veranlaßt ihn auch gar bald mit entschiedenen Worten die erzwungene Ehelosigkeit der Priester zu bekämpfen und dieselbe in seiner Schrift „an den Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" im Jahre 1520 für ungültig und widerchristlich zu erklären. Für sich selbst wandte er aber diese Freiheit durchaus nicht an. Wie hätte er damals solchen Gedanken fassen können, da er als ein Ausgestoßener nichts vom Leben erwarten konnte und als gebannter Ketzer in Gefahr des Todes stand! Als während seines Aufenthalts auf der Wartburg zu ihm die Kunde von Karlstadts Treiben kam, der sogar die Verheiratung der Geistlichen als die Voraussetzung für ihre Berufung zum Amte erzwingen wollte, trat Luther ebenso entschieden für die Freiheit sowohl derer, die ein Weib ehelichen, wie derer, die ehelos bleiben wollen, auf. Ja, er war damals sehr zweifelhaft, ob mit dem Gelübde der Geistlichen auch das Gelübde der Mönche aufzuheben sei, da der geistliche Stand von Gott geordnet sei, dem solche Gelübde nicht aufgezwungen werden dürften, die Mönche dagegen freiwillig ihren Stand erwählt und freiwillig ihre Gelübde Gott geleistet hätten. „Guter Gott, schrieb er an Spalatin damals, unsere

Wittenberger (nämlich Karlstadt und Genossen) werden auch noch den Mönchen Eheweiber geben, aber mir sollen sie keines aufdrängen". Scherzend fragt er in einem gleichzeitigen Briefe den Melanchthon, ob derselbe ihm etwa dafür, daß er ihm zu einer Frau verholfen habe*), sich rächen wolle; er werde sich davor wohl zu hüten wissen". Als er auf der Wartburg von der Verheiratung des neuernannten Propstes zu Kemberg hörte, wünschte ihm Luther Gottes Segen, wunderte sich aber über die Furchtlosigkeit des Mannes, der solchen Schritt in dieser unruhigen Zeit thue.

Auch als er von der Wartburg nach Wittenberg zurückgekehrt war, lagen dem gebannten und geächteten Mönche Heiratsgedanken fern. Zwar war sein Aufenthalt im großen Augustinerkloster, das fast alle Mönche verlassen hatten, höchst trostlos. In den weiten öden Räumen lebte er nur noch ganz allein mit dem Prior Eberhard Brisger. In all seinen Kämpfen und Arbeiten war er von aller Fürsorge und Pflege entblößt. Todmüde warf er sich abends auf sein Lager, das unbereitet geblieben war, wie er es den Morgen verlassen hatte. Keine liebende Hand war da, die dem Vielgeplagten ein wohnliches Heim schuf. Die Einkünfte des Klosters hatten nach der Auflösung desselben fast aufgehört. Luther litt Mangel; aber willig lebte er mit Verzicht auf bessere Nahrung, wenns sein mußte, allein von Brot und Wasser, um nur niemandem beschwerlich zu fallen.

Im Jahre 1524 zog er auch die Mönchskutte aus und legte den weltlichen langen schwarzen Rock des Gelehrten**) an, zu dem der Kurfürst ihm das Tuch geschenkt hatte. Als ihm aber berichtet wurde, daß eine edle dem Evangelium anhängende Frau, Argula von Staufen, durch Spalatin ihm die Mahnung zum Heiraten hatte zugehen lassen, schrieb er noch am 30. November dieses Jahres mit bezug hierauf an letzteren: „Ich wundere

*) Melanchthon war nicht Geistlicher, unterstand also auch nicht dem Gelübde der Ehelosigkeit.

**) Aus diesem Gewande ist später der Talar der evangelischen Geistlichen entstanden.

mich nicht, daß solches von mir geschwatzt wird, da man auch viel Anderes schwatzt. Du aber danke ihr in meinem Namen und sage ihr, ich sei wohl in des Herrn Hand als eine Kreatur, deren Herz er ändern und wieder ändern, töten oder lebendig machen kann in jedem Augenblicke. Wie aber mein Herz bisher gestanden hat und noch steht, wird es nicht geschehen, daß ich ein Weib nehme. — Mein Sinn ist fern vom Heiraten, da ich täglich den Tod erwarte". Eine Zeitlang bewegte er wohl damals den Gedanken, wie er später erzählt: „Dem Ehestande zu Ehren, wenn ich ja unversehens hätte sollen sterben, oder jetzt auf dem Totenbette wäre gelegen, wollte ich mir haben lassen ein frommes Mägdlein ehelich vertrauen, und derselbigen wollte ich darauf zween silberne Becher zum Mahlschatz und zur Morgengabe gegeben haben".

Dennoch keimte, ihm selbst unbewußt, das Verlangen einen eigenen Hausstand zu gründen. Die Mahnungen seiner Freunde, die Bitten seines alten Vaters mögen dazu beigetragen haben. Je mehr die Widersacher darauf warteten, daß er durch seine Ehe die Sache verderben werde, um so mehr mußte ihm gerade der freudige Muth wachsen, durch eigne That nach Gottes Wort selbst zu verwirklichen, was er so oft mit eigner Rede gepriesen, und wozu er anderen geraten hatte. Erst im Frühjahr 1525 trat er diesem Gedanken näher, und mitten in der Unruhe des Bauernkrieges reifte der Entschluß zur That. Im April 1525 schreibt er an Spalatin: „Sehet zu, daß ich, der ich an keine Ehe gedenke, euch, die ihr schon Bräutigam seid, nicht einmal zuvorkomme, wie Gott zu wirken pflegt, was man am wenigsten hofft", und schon am 4. Mai hören wir ihn in einem Briefe an den mansfeldischen Rath Rühel von „meiner Käthe" sprechen. Wie war er denn darauf gekommen gerade „seine Käthe" zu wählen?

Katharina von Bora aus einem alten adeligen, aber armen Geschlechte, geboren am 29. Januar 1499, war schon als Kind dem Kloster Nimptzsch bei Grimma übergeben und mit 16 Jahren bereits als Nonne eingesegnet worden. Als die evangelische Lehre auch bis in das Nonnenkloster drang, suchten neun Nonnen, darunter auch Käthe,

von den erzwungenen Gelübden, die man ihnen in ihrer Unerfahrenheit abgelockt hatte, frei zu werden. Nachdem sie bei ihren Verwandten vergeblich nach Hilfe ausgeschaut hatten, nahm sich auf ihr Bitten der Bürger und Ratsherr Leonhard Koppe in Torgau ihrer an, befreite mit Hilfe zweier Genossen die neun Nonnen in der Osternacht vom 4. zum 5. April 1523 durch List und brachte sie durch das Gebiet des der Reformation feindlichen Herzogs Georg glücklich nach Wittenberg. Luther berichtet am 10. April 1523 an Spalatin von diesen Nonnen, deren Namen er auch nennt, und bittet, daß den Armen vom kurfürstlichen Hofe aus Hilfe und Geldunterstützung wenigstens auf 8—14 Tage gewährt werde, bis sie bei ihren Verwandten untergebracht seien. Käthe fand eine Zuflucht in dem Hause des damaligen Stadtschreibers und nachmaligen Bürgermeisters Philipp Reichenbach, dessen Haus auf der jetzigen Bürgermeisterstraße in Wittenberg lag. Wie wenig Luther an eine Verlobung mit Käthe damals dachte, bezeugt der Umstand, daß er sich ernstlich bemühte, ihr einen wackeren Mann zu verschaffen. Später hat er einmal erzählt, daß, wenn er damals überhaupt ans heiraten gedacht hätte, er nicht Käthe, sondern eine andere der früheren Nonnen, Ave von Schönfeld, genommen hätte, da er seine Käthe für stolz gehalten habe. Zwischen dem Nürnberger Patricier Hieronymus von Baumgärtner und Käthe bestand anfangs eine Neigung, und Luther redete dem braven Manne noch neun Monate, ehe er selbst Käthe heiratete, zu dieser Verbindung zu. Aber Baumgärtner verheiratete sich anderweit.*) Nunmehr dachte Luther daran, Käthe an Kaspar Glatz, Pastor in Orlamünde, zu verehelichen. Käthe lehnte dieses Ansinnen entschieden ab, und ihr weibliches Gefühl traf hier das Richtige. Glatz hat sich später wenig ehrenhaft betragen, und wurde seines Amtes entsetzt. In ihrer Herzensangst suchte sie zur Vereitelung des Planes die Mithilfe Ams-

*) Im 17. Jahre seines Ehestandes schrieb noch Luther in einem Briefe an Baumgärtner scherzend: „Es grüßt dich ehrerbietigst deine frühere Flamme (ignis olim tuus.)“ Auch sonst neckte er seine Käthe mit dieser früheren Neigung.

dorfs, des Freundes Luthers, und dabei entschlüpfte ihr das naive Geständnis, wenn Amsdorf oder Luther sie zur Frau begehren würden, würde sie sich nicht weigern. Luther, dem das Wort hinterbracht wurde, nahm diese Aeußerung erst übel. Er hielt Käthe überhaupt, wie wir oben sahen, für stolz, und in der That spricht sich in ihren Worten ein ziemliches Selbstbewußtsein aus. Aber gewiß hat auch dieses Wort mitgewirkt, daß Luther Käthe von nun an mit anderen Augen ansah, so daß es ihm geschah, wie er erzählte, „daß der Herr ihn plötzlich, und während er an ganz anderes dachte, in den Ehestand hineinwarf.“ Mit keinem Menschen hat er sich beraten, aber „da ich meine Käthe wollte nehmen, sagte er später, da bat ich unsern Herrn Gott mit Ernst“. Sein Blick wurde klar und sein Herz fest, und weil er es für gefährlich hielt, die Hochzeit lange aufzuschieben, „weil der Satan gern viel Hindernis und viel Gewirres macht durch böse Zungen“, wofür er an andern Bekannten nur zu schlimme Beweise gesehen hatte, schritt er auch sofort zur That. Wie er mit seiner Käthe eins geworden ist, wissen wir nicht; wohl aber besitzen wir die Nachricht, daß er am 13. Juni (Dienstag nach Trinitatis 1525) seinen Freund Bugenhagen den Stadtpfarrer, Jonas den Probst des Allerheiligenstiftes (der Schloßkirche), Lukas Kranach den Maler und dessen Frau und den juristischen Professor Apelt, einen früheren Domherrn, der auch eine Nonne geheiratet hatte, zu sich in seine Wohnung bat, woselbst er sich vor ihnen mit Käthe vermählte.*) Bugenhagen war es jedenfalls, der in der damals üblichen Weise, wie sie Luther in seinem Traubüchlein beschreibt, nach ihrem Jawort die Hände des Paares zusammenfügte und sie im Namen des dreieinigen Gottes zusammensprach. Gebet und Gottes Wort haben dabei selbstverständlich nicht gefehlt.**) So ward Käthe

*) Nicht in Reichenbachs Haus, wie vielfach später berichtet wurde.

**) In Nachbildungen ist vielfach ein Ring verbreitet, der künstlich gearbeitet, das Bild des Gekreuzigten nebst den Marterwerkzeugen auf seiner Rundung trägt. Die Inschrift im Innern lautet: D. Martino Luthero Catharina von Boren 13. Jun. 1525. Daß er bei der so schnell vollzogenen Trauung gebraucht sein sollte,

Luthers teures, eheliches Weib. Tags darauf hielt Luther mit seinen Freunden ein kleines Frühmahl, wozu der Magistrat auf die frohe Kunde, die in der kleinen Stadt bald verbreitet war, einen Ehrentrunk von sechs Kannen Frankenwein sandte. Der übliche öffentliche feierliche Kirchgang des Paares, bei dem Gebet und Segnung am Altar erfolgte, geschah bald darauf, wie uns Mathesius*) erzählt. Vierzehn Tage nach der Trauung veranstaltete Luther in seinem Hause eine größere Feier mit einem Hochzeitsmahle. Mit bestem Humor lud er einen größeren Freundeskreis dazu ein. „Es ist ohne Zweifel, mein abenteuerlich Geschrei vor euch gekommen," schreibt er z. B. an den kurfürstlichen Marschall von Dolzig, „als sollt ich ein Ehemann geworden sein. Wiewohl mir dasselbige fast seltsam ist und selbst kaum glaube, so sind doch die Zeugen so stark, daß ichs denselben zu Dienst und Ehren glauben muß und fürgenommen (habe), auf nächsten Dienstag mit Vater und Mutter samt andern guten Freunden dasselbe zu versiegeln und gewiß zu machen." Neben den alten Eltern, als den edelsten Ehrengästen, durfte unter den mancherlei Freunden auch der wackere Leonhard Koppe nicht fehlen, der Käthe einst mit ihren Genossinnen aus

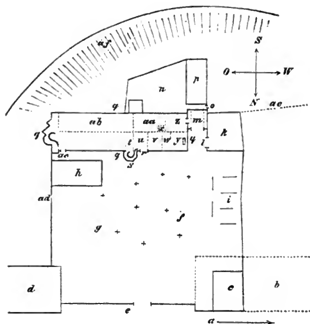
---

ist kaum glaublich. Wahrscheinlich hat Luther ihn nachträglich von seiner Käthe zur Erinnerung an den Tag erhalten. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde dieser Ring in seiner Nachbildung hie und da in adeligen lutherischen Familien als Verlobungs- und Trauring verwendet. In den Jubiläumsjahren 1817 und 1883 ist er vielfach nachgebildet worden. Der echte Ring wird wohl nicht nachweisbar sein. — In Braunschweig ist auch noch ein Doppelring, aus zwei in einander gefügten Reifen bestehend. Der eine Reif, mit einem Diamant geschmückt, enthält die Buchstaben D. M. L., der andere mit einem Rubin die Buchstaben C. v. B. Auf der innern Fläche der Reifen steht je eine Hälfte des Spruches: Was Gott zusammenfügt, soll kein Mensch scheiden. Wahrscheinlich ist auch dies ein nachträgliches Geschenk Luthers an seine Käthe, oder eines Freundes an Luther. Die Abbildungen findet man bei Köstlin, Luthers Leben S. 363. — Auf der Lutherhalle in Wittenberg befinden sich als Geschenk des Prinzen Karl von Preußen noch zwei Goldreifen als „Verlobungsringe" Luthers mit Käthe. Beide sind gewißlich nicht angewendet gewesen, da eine Verlobung vor der Trauung wohl nicht stattgefunden hat.

*) Tischgenosse Luthers, später Pastor in Joachimsthal in Böhmen, gab „Luthers Leben" in Predigten heraus.

dem Kloster befreit hatte. Der Rat der Stadt Wittenberg hatte für das Mahl einen Eimer Eimbecker Bier geschenkt. Die Universität schenkte einen kunstvoll gearbeiteten Becher, in dem der das Amt eines Mundschenks verwaltende frühere Mönch Johannes Pfister (später Prediger in Fürth) den Wein kredenzte. Einer der nächsten Freunde Luthers fehlte aber an diesem Tage, wie er auch schon bei der Trauung nicht anwesend gewesen war — Melanchthon. Sein ängstliches Gemüt konnte sich nicht in den kühnen Schritt finden. Zwar hatte er sich nach der ersten Ueberraschung soweit gefaßt, daß er einem Freunde zur Teilnahme an Luthers Hochzeitsfeier zuredete. Aber er fürchtete zu sehr den Triumph der Feinde. Hatte doch der Jurist Hieronymus Schurf gesagt: „Wenn dieser Mönch ein Weib nähme, so würde die ganze Welt und der Teufel selber lachen und er all seine Sache verderben." Luther dagegen schrieb schon drei Tage nach seiner Trauung zuversichtlich an Spalatin: „Ich habe mich so gering und verächtlich durch diese Heirat gemacht, daß ich hoffe, die Engel lachen und die Teufel weinen." Der Anstoß, den die Heirat bei vielen erregte, beunruhigte ihn so wenig, daß er vielmehr sagte: „Wenn wirklich meine Ehe ein Werk Gottes ist, so ists kein Wunder, daß an ihr das Fleisch sich ärgert. Wenn die Welt nicht an uns irre würde, würde ich an der Welt irre werden und fürchten, daß unser Thun nicht nach Gottes Willen sei. Ich habe nicht ein Weib genommen, um ein langes Leben zu führen, sondern (weil ich mein Ende nahe glaube) damit ich meine Lehre, die vielleicht gar bald nach meinem Tode wieder mit Füßen getreten wird, durch eigenes Beispiel für die Schwachen als eine gefestigte hinterlasse."

Die Wohnung war bei der Hochzeit für das Paar vorhanden. Das große dreistöckige Augustinerkloster, in dem Luther bereits während seines gesamten Wittenberger Aufenthalts (seit 1508) gelebt hatte, war ihm vom Kurfürsten nebst Hof und Garten als „Freihaus" geschenkt worden, und wurde von den Nachfolgern ihm wiederholt als Eigentum bestätigt. Der beigefügte Plan zeigt uns das Haus in seinem Hauptstockwerke (eine Treppe hoch).



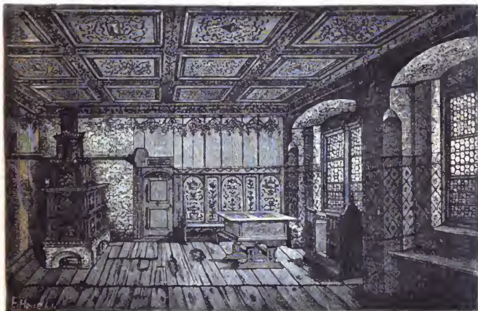
a Collegienstraße.
b Häuser in der Collegienstraße.
c Bruno Brauers Haus mit kleinem Hofraum, das Luther später kaufte.
d „Des Rymers Häuslein an dem Thore".
e Eingang.
f Hof.
g früherer Klosterkirchhof.
h altes Klosterkirchlein, in dem Luther zuerst gepredigt hat; es wurde 1542 abgerissen wider Willen Luthers.
i Ställe.
k Brauhaus.
l Brauthor.
m viereckiger Turm mit Thordurchgang; im ersten Stock war das Studierzimmer Luthers.
n Garten.
o Thür in der Mauer.
p „Das hintere neue Haus".
q Das eigentliche Lutherhaus im ersten Stockwerk.
r Haupteingang, seit 1540 mit Sandsteinportal versehen.
s Turm mit Treppenaufgang.
t Flur im ersten Stock.
u Vorzimmer.
v Familienzimmer (sog. Lutherstube).
w Stube.
x Feuerungsraum für den Ofen in Stube *v*.
y Zimmer mit Fallthür zu den unteren Wirtschaftsräumen.
z Zimmer mit Thür zum Studierzimmer Luthers (*m*).
aa Vorlesungssaal.
ab Großer Saal, später Aula der Universität.
ac Nebeneingang mit schmaler Wendeltreppe.
ad u. *ae* Stadtmauer.
af Wall.

Der Plan ist entnommen dem Schriftchen: Stein, Geschichte des Lutherhauses 1883. Wittenberg. Herrosé.

Luther durfte erfahren, was er später mit dem Worte preist: „Eigen wat, gut ist dat." Es war freilich zunächst kein behaglicher Aufenthalt. Die vielen großen öden Räume waren vernachlässigt, und das Haus nur zu zwei Dritteilen überhaupt ausgebaut. Luther hat nach und nach viel bauen müssen, wozu öfters der Rat der Stadt ihm größere Posten an Kalk und Steinen schenkte. Im ersten Jahre der Hochzeit finden wir schon eine derartige Gabe, jedenfalls zur notwendigen Wohnlichmachung des neuen Heims.

Das eigentliche Hauptgebäude steht noch heute. An dasselbe schloß sich ein Turmgebäude (m) an, mit einer Durchfahrt zu ebener Erde. Ueber dieser Durchfahrt war das Stockwerk mit dem Hauptgebäude durch eine Thür verbunden (zwischen z und m). Hier befand sich vorspringend nach dem Wall der Stadt und mit dem Blick auf die dahinter fließende Elbe das Studierzimmer Luthers, der gleiche Raum, der auch früher seine Zelle während des Mönchtums gewesen war, aus der er, wie er später erzählt, „das Papsttum gestürmt habe." Schon zu seinen Lebzeiten mußte Luther den Abbruch dieses Turmes und den Verlust seines Stübleins wegen der erweiterten Befestigung Wittenbergs fürchten. Nach seinem Tode ist der Turm wirklich beseitigt worden. Die Räume des Hauptgebäudes haben heutigen Tags in erneuerter Gestalt die Sammlungen der sog. Lutherhalle in sich aufgenommen. In seiner ursprünglichen Weise hat sich nur noch das große nach dem Hofe zu gelegene eigentliche Familienzimmer (v) erhalten. Wer würde nicht noch heute beim Eintritt in diese einfache und doch mit feinem Geschmack hergerichtete echt deutsche „Wohnstube" bewegt? Die mit Holz bekleideten und mit Blumengewinden und andern Verzierungen gemalten Wände, die holzgetäfelte mit ähnlichen Zierraten geschmückte Decke geben das Gefühl echter Behaglichkeit. Die Fensterrahmen sind noch dieselben von Luthers Zeit her. Sie schließen die vielen runden Butzenscheiben ein, von denen eine größere Anzahl wohl auch noch aus der damaligen Zeit herrühren. Kleine Schiebfensterchen ermöglichen es, einige der undurchsichtigen runden Scheiben bei Seite zu schieben, um ungehindert den Hof

überschauen zu können. Da steht noch der große quadratische Familientisch, im Innern zur Aufbewahrung der täglichen Gebrauchsgegenstände mit vielen einzelnen Fächern versehen, die sich aber nur erschließen, wenn man die große Tischplatte vom Untergestell weit zurückschiebt. An dem Fenster befindet sich ein sehr einfacher Holzsitz mit Lehne für die Hausfrau, in welchem ein Schränkchen angebracht ist. Davor steht eine sitzartige Erhöhung, ebenfalls im Innern mit einem Schränkchen versehen, die jedenfalls die Stelle



unseres Nähtisches vertrat. Einfache Bänke ziehen sich an den Wänden hin. Darüber hin sind vorspringende Bretter angebracht, auf denen Gefäße und anderes Gerät standen. Unter diesen vorspringenden Brettern befinden sich Anhängsel zum Aufhängen von Kleidern. Die Dielen der Stube sind zum teil noch dieselben, auf denen Luthers Fuß wandelte.*)

*) Der schöne pyramidenförmige Kachelofen mit den Bildern der Evangelisten und den schönen Künsten ist wohl erst späterer Herkunft.

In diesem Raume hat unser Luther mit den Seinen manches Jahr in Freud und Leid durchlebt, hier hat er im Kreise der Lieben sich immer wieder neue Kräfte geholt zu den großen Kämpfen, die ihm oblagen, hier hat er den ganzen Reichtum, die ganze Tiefe seines köstlichen Innern entfaltet, hier ist er mit den Kindern ein Kind gewesen, hier hat er sich mit den Freunden bei fröhlichem Mahle erquickt nach des Tages Last und Hitze, von hier aus hat er auch liebe Tote hinausgetragen und manche Thräne geweint, aber auch manche Thräne getrocknet, der Mann mit dem warmen, echt deutschen Herzen!

Blicken wir näher ins Haus. Da zieht vor allem die Hausfrau unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie ist 15¼ Jahr jünger, als ihr Gatte, 26 Jahre alt, als sie heiratete. Erasmus nennt sie „wunderhübsch", und meint, Luther habe sich durch ihre Schönheit fangen lassen. Nun, Käthe in allen Ehren, aber nach den mancherlei Bildern, die wir Kranach verdanken, wäre es unverantwortliche Schmeichelei, wollte man Erasmus' Ansicht teilen. Die Bilder geben uns eine stattliche, kräftige, gesunde Erscheinung mit rundem Gesicht, freier heiterer Stirn, einer Stumpfnase, vorstehenden Backenknochen und von der Nase aus etwas nach oben geschlitzten Augen. „Wunderhübsch" oder gar schön? Nein, das ist sie gewiß nicht, aber treuherzig und klug schauen die Augen uns an. Luther hatte sich nicht durch ihre Persönlichkeit unbesonnen fangen lassen. „Ich bin nicht verliebt, auch nicht in Leidenschaft, aber ich liebe mein Weib," schreibt er nach der Hochzeit und zeichnet damit seinen nüchternen, ruhigen Sinn. Luther hatte auch nicht etwa eine gelehrte Frau heiraten wollen. „Es ist kein Rock oder Kleid, das einer Frau oder Jungfrau übler ansteht, als wenn sie klug will sein." Die Hauswirtschaft scheint ihr auch vertrauter gewesen zu sein, als der Schreibtisch. Luther klagt scherzend in einem seiner Briefe an sie über ihre Säumnis im Briefschreiben. „Ich habe der Kinder Briefe gekriegt, aber von Euer Gnaden habe ich nichts gekriegt; werdet jetzt auf die vierte Schrift, ob Gott will, einmal antworten mit Eurer gnädigen Hand." Auch über ihre orthographischen Schnitzer scherzte er, wenn

sie z. B. statt Katechismus „Kattegissemam" schrieb. Aber einen klaren Verstand, ein feines, auf echt weiblichem Gemütsleben beruhendes Verständnis auch für die großen Angelegenheiten ihres Mannes und ein warmes Herz für die Nöte der Zeit, das besaß Käthe. An irdischen Schätzen hat sie freilich ihrem Manne nichts mitgebracht. Der Kurfürst hatte zur Aussteuer 100 Gulden gegeben. Dazu kamen noch 20 Gulden als Geschenk des Rates der Stadt am Hochzeitstage für die Hauswirtschaft. Später schenkte der Rat Käthen auch noch ein Stück der besonders wertgeschätzten schwäbischen Leinwand.

Wunderseltsam war es dem neuen Ehemanne anfangs zu Mute, als er so plötzlich in den Ehestand „hineingeworfen war." „Im ersten Jahre der Ehe, sagte er, hat einer seltsame Gedanken. Wenn er über Tische sitzt, so gedenkt er: vorhin warst du allein, nun aber bist du selbander." Es ist ein freundliches Bild, wenn wir im ersten Jahre der Ehe die schmucke Hausfrau spinnend an der Seite des in Arbeiten versunkenen Gatten sitzen sehen. Emsig ist sie darauf bedacht, irgend ein Gespräch anzuknüpfen, und unterbricht plötzlich den mit ganz anderen Dingen Beschäftigten, da sie kein passenderes Gesprächsthema findet, mit der tiefsinnigen Frage: „Herr Doktor, ist der Hochmeister von Preußen des Markgrafen Bruder?"

Luther fühlte sich überaus glücklich im Besitz seines geliebten Weibes. Davon sind unzählige Lobsprüche auf den Ehestand Zeugnis, denen man die eigenste Erfahrung anmerkt. „Ich bin, bleibe und sterbe im Lob des heiligen Ehestandes", so hat er im Kreise der Seinen bekannt. Von seiner eigenen Ehe spricht er in den beglücktesten Worten im Scherz und Ernst. „Ich habe ein fromm getreu Weib, auf welches sich des Mannes Herz verlassen darf, wie Salomo spricht: Sie verdirbt mir nichts." Als einst Kranach Käthe gemalt hatte, freute sich Luther herzlich und sagte: „Nun will ich auch den Mann dazu malen lassen und solche zwei Bilder gen Mantua aufs Concilium schicken und die heiligen Väter allda versammelt fragen lassen, ob sie lieber haben wollten den Ehestand oder das ehelose Leben der Geistlichen." Und nun quoll

sein Mund beim Anblick des Bildes über im Lob des Ehestandes. „Ich achte sie teurer, sagt er ein andermal, denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft, denn mir ist ein fromm Weib von Gott geschenkt und gegeben, wie ich auch ihr." „Die höchste Gnade und Gabe auf Erden ist ein fromm freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebst, der du darfst all dein Gut und was du hast, ja dein Leib und Leben vertrauen." — „Käthe, fügt er fröhlich hinzu, du hast aber auch einen frommen Mann, der dich lieb hat, du bist eine Kaiserin." „Ich habe meine Käthe lieb, ja ich habe sie lieber als mich selber, das ist gewißlich wahr." In seinen älteren Tagen sagte er: „Wenn ich ein junger Mann wäre, so wollte ich doch, wenn mir gleich eine Königin nach meiner Käthe angeboten würde, lieber sterben, als zum zweiten Male mich verehelichen. Ich kann keine gehorsamere Frau bekommen, ich müßte mir denn eine aus Stein hauen lassen." In seinem Testament vom Jahre 1542 bezeugt er seiner Käthe, daß sie ihn „als ein fromm, treu, ehelich Gemahl allezeit lieb, wert und schön gehalten." Einmal nennt er seine Käthe „den Morgenstern von Wittenberg." Das sind nur einige aus vielen herausgewählte Zeugnisse.

Käthe übte einen wohlthuenden sänftigenden Einfluß auf den stürmischen Luther aus, so daß selbst Erasmus, der doch nicht gut auf Luther zu sprechen war, bekennen mußte: „Dr. Martinus fängt an, nach der Hochzeit milder zu werden, er wütet nicht mehr mit der Feder."

In dieser Ehe ist nichts überspanntes, nichts gemachtes, nichts verzärteltes, alles ist gesund, kräftig, wahr, nüchtern.

Man hat der guten Käthe Herrschsucht vorgeworfen; und doch bezeugt Luther von ihr: „sie hat mir gedient nicht blos wie ein Eheweib, sondern auch wie eine Magd." Man hat manches mißverstanden und übertrieben. Luther nennt sie ja oft scherzweise in seinen Briefen „Herr Käthe," „mein Herr und Moses Käthe." Das ist ein Scherz, der sich sogleich als ein solcher verrät. Dennoch — etwas Ernst ist auch in dem Scherzwort des „Herrn Käthe."

Kein Zweifel, Käthe hat einen sehr entschiedenen Willen gehabt, und etwas Selbstbewußtes, ja männlich Herbes tritt manchmal in ihrem Charakter zu Tage. Ihre Wünsche suchte sie öfters auch ihrem Manne gegenüber mit Bitten, ja selbst mit Thränen durchzusetzen, und ihre Zunge zeigte sich dabei sehr geläufig. „Die Weiber, sagt Luther, sind von Natur sehr beredt und können die Rhetorikam (die Redekunst) sehr wohl, welche doch die Männer mit großem Fleiß lernen und überkommen haben. Sie übertreffen Ciceronem, den beredtesten der Redner, und was sie mit Wohlredenheit nicht können zu Wege bringen, das erlangen sie mit Weinen." Darum schreibt auch Luther einmal in der Aufschrift eines Briefes: „Meinem lieben Herrn Katherin Lutherin, Doktorin und Predigerin zu Wittenberg." Einem Engländer, der einst bei Luther speiste und der deutschen Sprache nicht sehr mächtig war, riet er scherzend: „Ich will euch mein Weib zum Präceptor geben, die soll euch die deutsche Sprache fein lehren, denn sie ist sehr beredt, kann es so fertig, daß sie mich damit weit übertrifft." Ein andermal unterbricht er die Worte Käthes mit der Frage: ob sie auch vorher ein Vaterunser gebetet habe, ehe sie so viele Worte predigen wolle. „Aber die Weiber beten nicht, ehe sie anfangen zu predigen, sonst würden sie vom Predigen abstehen, und es unterwegen lassen, oder, da sie Gott gleich erhörete, so würde er ihnen das Predigen verbieten." Ein andermal hören wir ihn klagen: „Ich muß Geduld haben mit dem Papste, ich muß Geduld haben mit den Scheerhänsen, ich muß Geduld haben mit dem Gesinde, ich muß Geduld haben mit Katharine von Bora." „Wenn ich noch einmal sollt freien, so wollte ich mir ein gehorsam Weib aus einem Stein hauen, sonst habe ich verzweifelt an aller Weiber Gehorsam."

Dabei aber müssen wir bedenken, daß Luthers stürmisch gewaltige Natur, der ein gutes Teil Eigensinn auch im täglichen Leben sich zugesellte, es auch der Frau gerade in der Haushaltung nicht leicht machte. Wir werden von diesem letzteren Gebiet des häuslichen Lebens später noch zu berichten haben, müssen aber zuvor noch die übrigen Hausbewohner kennen lernen.

Ein Jahr nach der Hochzeit, am 7. Juni 1526 konnte Luther den Freunden melden, daß ein „kleines Lutherchen“ (Lutherculus) angekommen sei. Die Leute glaubten, weil Luther so viele Neuerungen in die Welt gebracht habe, werde er nun auch seinem Sohne einen ganz ungewohnten Namen geben. Luther nannte aber seinen Erstgeborenen Johannes, weil „die gebräuchlichsten Namen die besten seien.“ Welch eine neue Welt ging ihm in dem eigenen Kinde auf! Mit inniger Freude beobachtete er die körperliche und geistige Entwickelung des kleinen Menschenkindes und versäumte nicht in seinen Briefen an die Freunde von jedem Fortschritt zu berichten, z. B. von der Freude des Kindes über die erste geschenkte Klapper, von der unliebenswürdigen Laune Hänschens während des Zahnens, von den ersten selbständigen Gehversuchen, die der kleine Hans dazu ausnutzte, jeden Winkel der Stube der Reihe nach zu einem nicht gerade bestimmungsmäßigen Zwecke aufzusuchen u. s. w. Am 10. Dezember 1527 ward ihm sein zweites Kind Elisabeth geboren, das schon am 3. August des folgenden Jahres starb. Als Ersatz gebar ihm Käthe am 4. Mai 1529 Magdalenen, die ihm auch noch bei seinen Lebzeiten entrissen werden sollte. Nach ihr wurden ihm noch geboren: Martin (am 9. November 1531), der seinen Namen wegen der Nähe von des Vaters Geburtstag und zu Ehren des heiligen Martin, wie der Vater, erhielt, sodann Paulus (den 28. Januar 1533), welchem er dem Apostel, dem er soviel verdankte, zu Ehren den Namen gab, und endlich Margarethe, (am 27. Dezember 1534).

Luther schlägt den Segen der Kinder für das häusliche Leben sehr hoch an. „Sie sind das lieblichste Pfand in der Ehe, sie binden und erhalten das Band der Liebe.“ Als einst Justus Jonas einen schönen Zweig mit Kirschen über den Tisch gehänget hatte zum Gedächtnis der Schöpfung, und lobte den herrlichen Segen Gottes an solchen Früchten, sagte Luther: „Warum bedenket ihr das nicht viel mehr an euren Kindern, als eures Leibes Früchten, welche übertreffen und schöner, auch herrlichere Kreaturen Gottes sind, als aller Bäume Früchte.“

Er ist in Liebe und Strenge den Kindern der treueste Vater gewesen. Er kommt einmal in der Aufzählung seiner Kinder auf das zu der Zeit jüngste zu sprechen. „Mein Martinchen ist mein liebster Schatz, und solche Kinder bedürfen der Eltern Liebe und Sorge wohl, daß ihrer fleißig gewartet werde. Häuschen, Lenchen können nun reden, bedürfen solche Sorge so groß nicht. Darum steiget die Liebe der Eltern allezeit und einfältig niederwärts, mehr denn aufwärts, zu denen, so am neulichsten geboren sind.“ Niemals verreiste er, ohne ihnen etwas mitzubringen. Als er einst in Torgau trotz emsigen Suchens auf dem dort abgehaltenen Jahrmarkte nichts Passendes für die Kinder hatte finden können, bat er brieflich seine Käthe, für Vorrat an Geschenken bei seiner Rückkehr zu sorgen. Goldene Worte sind aus diesem Verkehr mit den Kindern und der Beobachtung ihres Treibens geflossen. Als er einst seine Kinder mit leuchtenden Augen und schmunzelnden Mienen um den Tisch stehen sah, auf den Käthe die eingeernteten Pfirsichen gelegt hatte, sagte er: „Wer da sehen will das Bild eines, der sich auf Hoffnung freut, der hat hier ein recht Konterfei. Ach daß wir den jüngsten Tag so in Hoffnung könnten ansehn!“ Einst sieht er seinem dreijährigen Söhnchen zu, wie es spielt und mit sich selbst plaudert. „Dies Kind sagt er, ist wie ein Trunkener, es weiß nicht, daß es lebet, lebt gar sicher und fröhlich dahin, springt und hüpft. Solche Kinder sind gern in großen und weiten Gemächern und Wohnungen, wo sie Raum haben.“ Und er zieht das Kind an sich, herzt und küßt es: „Du bist unseres Hergotts Närrchen, unter seiner Gnade und Vergebung der Sünden, nicht unter dem Gesetz. Du fürchtest dich nicht, bist sicher und bekümmerst dich nicht; wie du es machst, so ist es unverdorben.“ Mit Rührung konnte er den kindlichen Spielen zuschauen. So sagte er einst beim Anblick seines Martinchen, das mit einer Puppe spielte und mit ihr plauderte: „Also wären wir im Paradiese gesinnt gewesen, schlicht, einfältig, aufrichtig, ohne alle Bosheit und Heuchelei, und wäre rechter Ernst gewesen, wie dies Kind von Gott redet und ist deß gewiß. Darum sind solche natürliche Possen

und Scherze die allerbesten an Kindern, das sind die lieblichsten Närrlein. Angenommener Scherz und Possenwerke von den Alten hat solche Gnade nicht, fließt und gefällt nicht so wohl, denn was gefärbt und erdichtet ist, das verlieret Gunst, haftet nicht und macht weniger Lust, als das, so von Herzen natürlich zugeht. Darum sind die Kinderlein die feinsten Spielvögel, die reden und thun alles einfältig von Herzen und natürlich." Mit tiefer Bewegung erquickte er sich an dem einfältigen Glauben der Kinder, die sich den Himmel und Gott als ihren Vater mit ihrer kindlichen Einbildungskraft ausmalten. So kann es uns nicht wunder nehmen, wenn auch die Kleinen ohne Scheu vertrauensvoll sich ihm erschließen. Sein Töchterchen Magdalene sitzt ihm auf dem Schooß. „Lenchen, fragt er, was wird der heilige Christ bescheeren?" Da weiß das sinnige fromme Kind von allerlei köstlichem Spielwerk zu erzählen, aber auch von einem frommen Herzen und von dem lieben Vater droben, so daß Luther gerührt ausruft: „Die Kinder haben so feine Gedanken von Gott, daß er im Himmel und ihr lieber Vater und Gott ist," und als Käthe ihm noch sein Martinchen dazu bringt, fährt er gerührt fort: „Ich wollte, ich wäre im Kindesalter gestorben. Da wollte ich alle Ehre darum geben, die ich habe oder noch bekomme in der Welt."

Für die Zukunft seiner Kinder war er ohne Sorgen. In seinem kindlichen Glauben legte er sie getrost seinem himmlischen Vater ans Herz. Als ihm einst sein Kind vor dem Zubettgehen noch gebracht wurde, segnete er es mit den Worten: „Geh nur schlafen, liebes Kindchen, und sei fromm. Geld will ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott will ich dir lassen." Wie viel hat Luther sich mit seinen Kindern beschäftigt, wie ist er doch nach seinen Worten, „ob er gleich ein alter Doktor der heiligen Schrift war, nicht aus der Kinderlehre gekommen," und hat mit seinem Hänschen und Lenchen täglich den Katechismus gelernt und getrieben. Als er im Jahre 1530, in jener schweren Zeit während des Augsburger Reichstags, auf der Veste Koburg weilte, da machte er sich, während die schwersten Sorgen für die Sache des Reiches Gottes auf ihm lasteten, zu

seiner eigenen Erfrischung und um seinen Kindern eine Freude zu bereiten, über die Fabeln des Aesopus und, wie Mathesius uns berichtet „reiniget und schmücket sie mit guten und derben deutschen Worten und schöner Auslegung oder sittlichen Lehren.“ Das köstlichste Zeugnis seines kindlichen Gemütes ist der ebenfalls in jener schweren Zeit etwa am 19. Juni 1530 von der Koburg an sein vierjähriges Hänschen geschriebene Brief, der auch hier seine Stelle finden muß:

Gnade und Friede in Christo, mein liebes Söhnchen. Ich sehe gern, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu also, mein Söhnchen, und fahre fort; wenn ich heimkomme, so will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen, und Beeren, Kirschen, Spilling*) und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldnen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möchte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost**) auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine freie Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten. Darum konnte ich des Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Manne:

*) Eine Art gelber Pflaumen.
**) Söhne von Melanchthon und Justus Jonas.

Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme, aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also.

Darum, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit sei dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhme Lenen*), und gib ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater
Martinus Luther.

Aber Luther war auch ein strenger, wenn auch kein harter Vater. So lieblich er mit den Kindern scherzte, so ernst hielt er auf Zucht. Sein Grundsatz bei der Erziehung war: Man müsse strafen, aber so, daß der Apfel jedesmal bei der Rute liege, d. h. die Kinder müßten merken, daß man es wohl mit ihnen meine. Er selbst hatte ja die Gefahr allzu harter Erziehung in seiner Jugend erfahren. Als rechter Erzieher machte er auch einen Unterschied nach der besonderen Artung der Kinder. Anders verfuhr er mit seinem Hans, der schon als Knabe eine ungefügere Natur hatte, als mit seinem Magdalenchen. „Wie werden die Kinder verderbt, wenn man ihnen ihren Willen läßt und strafet sie nicht. Darum will ich, daß man meinem Hans nichts nachsehe, ich scherze auch nicht so viel mit ihm, als mit meiner Tochter.“ Einst hatte sich sein Hans vergangen, und nachdem er ihn tüchtig gestraft hatte, ließ er ihn drei Tage nicht vor sich kommen, bis er ihn um Verzeihung bat. Da die Mutter, auch Dr. Jonas und Dr. Teutleben für den armen Sünder baten, erwiderte er: „Ich wollte lieber einen toten Sohn haben, als einen ungezogenen. St. Paulus hat nicht vergeblich gesagt, daß ein Bischof soll ein solcher Mann sein, der seinem Hause wohl vorstehe und wohlerzogene

*) Ueber Muhme Lene s. unter S. 24.

Kinder habe, auf daß andere Leute davon erbauet, ein gut Exempel nehmen und nicht geärgert werden." Als aus dem Hänschen ein Hans geworden war, hielt es Luther für geraten, ihn aus dem Hause zu thun. Zwar beaufsichtigte er selbst die Arbeiten seiner Kinder, hielt ihnen auch einen jungen Theologen als Hauslehrer, aber Hans bedurfte einer straffen Erziehung, zumal die Mutter den Knaben auch etwas verhätschelte und das Leben im Hause zu unruhig war. Luther vertraute ihn dem Schullehrer Markus Crodel in Torgau an, bei dem er so gut wie im Elternhause aufgehoben war. Den zukünftigen Beruf seiner Söhne wollte Luther nach ihrer Eigenart bestimmen und äußerte einmal, wer studieren wolle, den sollten Jonas und Melanchthon haben, wer mit der Hand arbeiten wolle, den wolle er zu einem Bauer fertigen, wer aber unter ihnen ein Krieger sein wolle, den wolle er Hans Löser dem Erbmarschall zuschicken. Hans studierte später Jurisprudenz, ging auch zu diesem Zwecke nach dem Tode des Vaters nach Königsberg und wurde durch die Fürsorge des Herzogs Albrecht von Preußen daselbst unterhalten. Er ist später Kanzleirat des Herzogs Johann Friedrich in Weimar geworden. Luthers Sohn Martin studierte Theologie, heiratete später, ohne in ein Amt zu treten, und lebte als Privatmann in Wittenberg, woselbst er schon im 34. Jahre seines Lebens starb. Der bedeutendste von Luthers Söhnen war Paulus. Von ihm hatte einmal der Vater gesagt: „Paulus soll wider die Türken." Als aber der Vater starb, war er ein kränklicher schwächlicher Knabe von 13 Jahren, der musikalisch zwar gut beanlagt war, aber wenig Gaben zum Studium zeigte. Erst später entfaltete sich seine Tüchtigkeit, als er Medicin studirte. Er wurde ein geachteter Arzt zuerst am Hofe zu Gotha, dann Leibarzt bei dem Kurfürsten zu Brandenburg, und zuletzt ging er in gleicher Eigenschaft an den Hof des Kurfürsten August nach Dresden. Von Luthers Töchtern überlebte den Vater nur Margarethe. Sie heiratete nach dem Tode Luthers einen Herrn von Kunheim, von welcher Familie noch directe Nachkommen vorhanden sind. Dagegen stammen die Familien, welche

den Namen „Luther" tragen und in das Geschlecht des Reformators gehören, von einem Bruder Luthers ab.

Zu den Hausbewohnern gehörte auch das zahlreiche Gesinde. Aus eigener Erfahrung heraus hat Luther in den Katechismus „fromm Gesinde" als wichtigen Teil des täglichen Brotes aufgenommen. In dem Bewußtsein, daß „der Teufel ein scharf Auge auf ihn habe, damit er seine Lehre verdächtig mache, oder ihr einen Schandfleck anhänge," hielt er als guter Hausvater ein wachsames Auge über den Dienstboten offen. Schwere Erfahrungen blieben ihm auch auf diesem Gebiet nicht erspart. Besonders war es im Jahre 1541 eine Person, die sich Rosine von Truchseß nannte und früher Nonne gewesen sein wollte, welche Luther viel Not machte. Von Käthe in das Hauswesen und für die Kinder aufgenommen, erwies sie sich als eine ganz lügnerische und liederliche Person und bereitete noch nachträglich durch böse Nachrede Luther viel Aergernis.

Zu den lieben Hausbewohnern gehörte aber vor allem auch „Muhme Lene", die wir schon oben in dem Brief an Hänschen kennen gelernt haben. Sie war die Tante seiner Frau väterlicherseits, früher auch Nonne in demselben Kloster mit Käthe gewesen, woselbst sie der Krankenstube als Siechenmeisterin vorgestanden hatte. Im Hause Luthers lebte sie wie eine liebe Großmutter der Kinder. Auch hatte Luther lange Zeit zwei elternlose Nichten, Töchter seiner in Mansfeld verheiratet gewesenen Schwester, Lene und Else Kaufmann bei sich im Hause. Else machte ihm in der Erziehung manche Not, so daß er sie Veit Dietrich*), der um sie warb, nicht geben wollte, weil sie noch besser gezogen werden müsse. Später (1538) hat er sie einem braven Witwer, Magister Ambrosius Berndt, einem Beamten an der Universität vermählt. An Luthers Geburtstag hatten sie die Verlobung gefeiert. Die Hochzeit wurde ebenfalls von ihm in seinem Hause ausgerichtet, zu der er selbst alles besorgte, auch die Weine prüfte, um den Gästen einen guten Trunk vorzusetzen, damit sie fröhlich würden. Zu diesen beiden genannten

*) Prediger an der St. Sebalduskirche in Nürnberg.

Nichten gesellte sich aber in seinem Hause noch eine dritte, Anna Straus, eine Enkelin einer seiner Schwestern. Auch ihr richtete er später die Hochzeit aus.

Neben Muhme Lene und diesen drei Nichten, die Käthen in der Hauswirtschaft halfen, hatte Luther stets noch einen studierten Famulus als besonderen Helfer bei sich, der ihm die leichteren Arbeiten abnahm. Vom Jahre der Hochzeit Luthers an finden wir einen gewissen Wolfgang (Wolf) Sieberger bei ihm, der Theologie studiert hatte, aber ein zwar gutmütiger, doch schwacher, schläfriger und vergeßlicher Mensch war, der auch einen lahmen Arm hatte. Luthers Herzensgüte zeigt sich gerade im Verhältnis zu diesem Manne, dessen Schwächen er mit großer Geduld und liebenswürdigem Humor ertrug. Sieberger blieb bis zum Tode Luthers im Hause, überlebte seinen Herrn aber nur um sechszehn Monate. Luther hatte noch bei seinen Lebzeiten gesucht, die Zukunft des guten Menschen sicher zu stellen, und der Kurfürst sicherte wirklich „dem lahmen Wolf“ schon vor Luthers Tode jährlich 40 Gulden als Pension zu, die er nach seines Herren Tode auch erhielt. Je weniger Sieberger als Famulus Luther nütze war, um so mehr mußte Luther auf einen Ersatz für denselben bedacht sein. So hören wir z. B. auch von einem gewissen Johann Rischmann, der als Famulus bei Luther wohnte, und nach treuer Arbeit 1532 das Haus verließ, um ins Pfarramt zu treten.

Aber mit den genannten Personen haben wir noch lange nicht die Zahl der Hausbewohner erschöpft. Wir kennen wohl nicht alle die Namen derer, die längere oder kürzere Zeit im Hause Luthers Aufnahme, Zuflucht, Heimat fanden. Da sind unter anderen auch seine beiden Neffen Fabian und Andreas Kaufmann, die Brüder der oben genannten Nichten, und außer ihnen noch ein dritter Neffe (Sohn einer anderen Schwester) Andreas Polner Glieder des Hauses. Luther wollte durch ihre Aufnahme seine verstorbenen Geschwister ehren, obgleich er manche Ärgerlichkeiten durch sie hatte. Da wohnte ferner bei ihm lange Zeit ein Sohn seines Bruders Jakob, Martin Luther, der ihm durch seine Unart solche Not

machte, daß ihn der Ärger auch körperlich sehr angriff. Auch von einem Neffen seiner Frau Florian von Bora hören wir aus seinem Hause. Da finden wir eine Hausgenossin Margarethe von Mochau während der Pestzeit 1527, die bei ihm erkrankte; da hören wir, daß ein Fräulein von Kanitz, die er 1527 als Lehrerin einer Mädchenschule nach Wittenberg berief, bei ihm Wohnung und Kost haben sollte, da werden uns ein gewisser Jodocus Neobulus (Neuheller), ein Magister Plato, ein Mediciner Krafft genannt, die besondere Stuben in seinem Hause hatten, da wurden längere Zeit vertriebene evangelische Prediger, ein entflohener Mönch, auch die Herzogin Ursula von Münsterberg, die mit zwei anderen Nonnen aus dem Kloster zu Freiburg entflohen war, in dem gastfreien Hause aufgenommen. Als im Jahre 1539 der juristische Professor Sebald Münsterer und seine Frau kurz nach einander an der Pest starben, nahm Luther die vier verwaisten Kinder dieses Paares zum Entsetzen der Wittenberger, die darüber ein großes Geschrei erhoben, in sein Haus auf. Wir verstehen es nun wohl, wenn einstmals ein Freund des Hauses dem Herzog von Anhalt, der bei Luther als Gast zu wohnen gedachte, davon abriet: „Im Hause des Dr. Luther wohne eine wunderbar gemischte Schaar aus jungen Leuten, Studenten, jungen Mädchen, Witwen, alten Frauen und Knaben bestehend, weshalb große Unruhe in dem Hause sei, derentwegen viele Luther bedauerten." Rührend ist es, daß in den schweren Jahren 1527, als Luther selbst sehr elend war, sein Söhnchen Hans kränkelte, die Pest in Wittenberg wütete, und auch in seinem Hause Krankheitsnot war, er doch den Stadtpfarrer Bugenhagen mit Familie in sein Haus aufnahm, da in dessen Nachbarschaft die Frau seines Kollegen Rörer an der Pest gestorben war. Ja, Bugenhagens Frau wartete damals sogar in Luthers Haus ihre Niederkunft ab, ungefähr zu derselben Zeit, als Luthers Töchterchen Elisabeth geboren wurde.

Besondere Freudenstunden für das Luther'sche Haus waren es auch, wenn die Großeltern Luthers zum

Besuch einkehrten. Auch die Stadt nahm an solchem Besuche teil und versäumte nicht, „Doktoris Martini Vater" einen Ehrentrunk zu senden. An der zärtlichen Liebe der Großeltern zu den Enkelkindern freute sich Luther herzlich. „Die Großeltern haben ihre Kindeskinder viel lieber, als ihre eigenen von ihrem Leib erzeugten Kinder." Der Wunsch, die geliebten Eltern im eigenen Haus bis zum Tode zu pflegen, ging nicht in Erfüllung. Sie starben bald nach einander fern von dem Sohne im Jahr 1530 und 1531.

Zu all den vielen Gästen, die im Hause längere oder kürzere Zeit wohnten, kamen aber noch die regelmäßigen „Tischgesellen", meist Studenten der Theologie, die nach der Sitte damaliger Zeit gegen ein billiges Entgelt bei den Professoren ihre Mahlzeiten einnahmen, und von denen auch Luther eine Anzahl täglich an seinem Tisch hatte. Wir werden noch einmal auf sie zurückkommen.

Aus dem Berichteten wird Jedem klar werden, welch große Anforderungen an Käthe gestellt wurden. Schon die rein wirtschaftliche Seite des Hausstandes war eine schwere Aufgabe. Ein geringes Einkommen und viele hungrige Magen, ein schmaler Gehalt und ein oft über Vermögen freigebiger Mann, ein knapper Haushalt und ein für Jedermann offenes gastfreies Haus paßten schwer zusammen, und gaben der guten Käthe manche Nuß zu knacken. Luther selbst hatte gar keine Gabe zum Wirtschaften. Er sagt selbst: „Ich habe eine wunderliche Haushaltung und verzehre mehr, als ich einnehme. Ich muß jedes Jahr 500 Gulden in die Küche geben, zu geschweige der Kleider und des Almosens, da doch meine Besoldung sich nur auf 200 Gulden beläuft." Auf 200 Gulden hatte der Kurfürst aus eigenem Antrieb den jährlichen Gehalt Luthers bei der Gründung des Hausstandes erhöht, nach dem damaligen Geldwert immerhin ein angemessenes Einkommen. Aber das gastfreie Haus forderte eben viel mehr Opfer. Wir hören aus dem Jahre 1527, welches auch nach anderen Seiten ein besonders schweres für Luther war, daß Luther in arger Geldnot war. Er hatte in diesem Jahre 100 Gulden an verschiedenen Orten borgen

müssen, hatte für 50 Gulden drei kostbare Becher verpfändet. Als damals der alte Freund Eberhard Brisger, der treue Klostergenosse bis zu Luthers Verheiratung (s. S. 5) Luther um ein Darlehen von nur acht Gulden bat, war dieser zu seinem schmerzlichen Bedauern nicht imstande, diese Summe ihm zu senden. Aber wir müssen bedenken, daß diese Geldnot hauptsächlich dadurch entstanden war, daß er unvorsichtiger Weise für andere als Bürge eingetreten war. So oft war er schon durch solche Liebesdienste zu Schaden gekommen, daß ihn bei der Stadtkasse der Bürgermeister Lukas Kranach gar nicht mehr zum Bürgen annahm, um ihn vor weiterem Schaden zu bewahren. Aber „Gott, der meine Unklugheit so straft, wird mich schon wieder frei machen", so tröstet er sich in kindlicher Weise bei jener schweren Sorge. In späteren Jahren gestalteten sich seine Verhältnisse besser. Der Gehalt wurde auf 300 Gulden erhöht. Dazu kamen noch von 1536 an bedeutende Zugaben an Naturalien: Holz, Korn, Malz. Später erhielt er noch jährlich 50 Gulden von einem vom Kurfürsten für ihn und seine Nachkommen gestifteten Kapital von 1000 Gulden, sowie einen Ehrengehalt des Königs von Dänemark. Von der Stadt erhielt Luther keinen Gehalt, obgleich er gar oft in der Stadtkirche predigte und jahrelang, ja von 1535—1537 zwei volle Jahre hintereinander das gesamte Pfarramt für Bugenhagen verwaltete, der auswärts die kirchlichen Verhältnisse (z. B. in Braunschweig, Hildesheim, Dänemark) ordnete. Zwar sendete der Rat ihm öfters eine Ehrengabe. Wir finden seinen Namen schon in den früheren Stadtrechnungen unter den Beschenkten, z. B. 1521, wo der Rat ihm eine Geldsumme schickte, „als er gegen Worms auf den Reichstag gezogen." Später finden wir meist Naturalgaben. So z. B. einmal einen halben Lachs, weil er in der Osterzeit jeden Tag um 5 Uhr gepredigt habe, öfters Wein bei besonderen Gelegenheiten. Mehrere Male bezahlte der Rat am Ende des Jahres im Stadtkeller den von Luther während des Jahres bezogenen Wein, „darum der Rat ihn nicht hat wollen mahnen lassen." Auch schenkte einst der Rat Käthen zehn Thaler

in Abwesenheit ihres Mannes, „weil man ihm (Luthern) dies Jahr (1529) sonst gar keine Verehrung gethan.“ Die wertvollsten Gaben waren mehrfache Lieferungen an Kalk, Mauersteinen und Dachsteinen für die nötigen Baulichkeiten im Hause. Luther konnte mit Recht diese letzteren Lieferungen als ein geringes Entgelt für seine großen Arbeiten in der Gemeinde und an der Kirche ansehen.

Sehr ergötzlich ist ein Überblick über seine Hauswirtschaft, den Luther auf losen Bogen im Jahre 1542, als er sich anschickte, sein Testament zu machen, niederschrieb. Nach verschiedenen Bemerkungen, unter anderen über die ausgeführten Baulichkeiten, folgt „wunderliche Rechnung, gehalten zwischen Dr. Martin und Käthen.“ Da zählt er z. B. unter einer dreifachen Rubrik mit der jedesmaligen Überschrift: „Gieb Geld“ im Ganzen 135 verschiedene Gegenstände, Lebensmittel oder Wirtschaftssachen, die der Hausstand nötig hat, Handwerker, die er beschäftigen muß u, s. w. auf. Da stehen neben den vielen Handwerkern, die alle Geld fordern, auch: Bettler, Diebe, Hochzeiten, Gevattern, Geschenke, Gastungen, Jahrmarkt, St. Niklas, Knechte, Mägde, Jungfern, Knaben &c. Zwischen die Zeilen und an den Rand sind in fröhlicher Laune mit gutem Humor allerlei Bemerkungen und Verse geschrieben. Bei einem summierten Posten von 389 fl. folgt die Bemerknng: „Rathe! Wo kommt dies Geld her? Sollte das nicht stinken und Schulden machen?“ Aber über diese Fragen hilft ihm das beigefügte Psalmwort hinweg: „Harre des Herrn, handle männlich, Dein Herz sei stark und harre des Herrn.“ Unter anderen dazwischen geschriebenen Versen finden sich auch folgende:

Es gehört gar viel in ein Haus;
Willst Du es aber rechnen aus,
So muß noch viel mehr gehn heraus,
Deß nimm ein Exempel mein Haus;

und an anderer Stelle:

Ich armer Mensch, so halt ich Haus,
Wo ich mein Geld sollt geben aus,
Da (be)durft ichs wohl an sieben Ort,
Und fehlet mir allweg hier und dort.

Wie leicht hätte Luther seine Einnahmen vergrößern können, ohne daß ihm ein Vorwurf daraus hätte erwachsen können. Durch seine zahlreichen Druckschriften bereicherte er nur die Drucker und Händler. Er selbst nahm dafür keine Bezahlung, und wies im Jahre 1539 das Anerbieten von jährlich 400 Gulden für den Verlag seiner Schriften mit dem Worte zurück: „Gottes Gnade wolle er nicht verkaufen, er habe des Geldes genug und satt." Auch seine Vorlesungen hielt er unentgeltlich: „Ich habe, Gott Lob, genug, der mir Weib und Kinder, den schönsten Segen und den Kurfürsten beschert hat, der mir aus freien Stücken jährlich 200 Gulden angeboten hat. Sonst hatte ich beschlossen, als ich ein Weib nahm, daß ich für Geld lesen wollte. Aber da mir Gott zuvorkam, habe ich mein Leben lang kein Exemplar verkauft, noch für Geld gelesen. Will auch, wills Gott, diesen Namen ins Grab nehmen." Selbstverständlich war er unbeugsam gegen alle römischen Bestechungsversuche. „Die deutsche Bestie, sagte einer seiner Gegner, achtet keines Geldes, wenn mans ihm schon anbeut." Geschenke der freien Liebe von seinem Kurfürsten oder wohlhabenden Freunden nahm er dagegen dankbar auf. Doch auch betreffs der Annahme solcher Gaben machte er einen Unterschied. Einen Kux in den Bergwerken des Schneeberges, den ihm der Kurfürst anbot, wies er zurück. Er meinte, der Teufel, dem alle Schätze in der Erde gehörten, würde es ihm nicht gönnen, er würde das Erz seinethalben abschneiden und andere würden darunter zu leiden haben. Einer Ehrengabe, die ihm der Zwickauer Rat zugedacht hatte, beugte er vor. Es zeugt von einem patriarchalischen Zug der damaligen Zeit, wenn für größere Festlichkeiten, wie z. B. Hochzeiten, er bei dem Kurfürsten durch Spalatin, oder auch direkt bei anderen Personen um eine Naturalgabe für das Festmahl bat. In dieser Weise bittet er bei seiner eigenen Hochzeit Spalatin und Dolzig um eine solche Beihilfe, und für die Hochzeit Bugenhagens geht er durch Spalatin den Kurfürsten an. Als er seiner Nichte Anna Straus die Hochzeit ausrichtete, wandte er sich direkt an die Fürsten von Anhalt mit der Bitte um

ein Wildpret, da die vorher geschenkte Wildsau für die Hochzeit nicht mehr hätte aufgehoben werden können.

Die Freigebigkeit von Seiten Luthers war überaus groß. Von allen Seiten kamen die Bittgesuche an den Vielgeplagten. Wir haben schon von seiner Gastfreundschaft gegen die Heimatlosen gehört. „Alle Kirchen, so schreibt er, denken so: wir wollen uns unserer Armen entledigen, und sie nach Wittenberg schicken. Das müssen wir täglich erfahren.“ Freilich wurde er sehr oft mißbraucht. Aus England wurde ihm einst durch Vermittlung Osianders, der auch betrogen war, ein Knabe zugesandt mit der Bitte, ihn zu versorgen. Luther war in größter Verlegenheit und brachte ihn in Nürnberg unter. Als sein oben erwähnter Famulus Rischmann sein Haus verließ, während er selbst am kurfürstlichen Hofe weilte, schrieb er seiner Käthe: „Wie oftmals haben wir bösen Buben und undankbaren Schülern gegeben, da es alles verloren gewesen ist. So greif dich nur hier an. — Ich weiß wohl, daß wenig da ist, aber ich gäbe ihm gerne 10 Gulden, wenn ich sie hätte. Aber unter 5 Gulden sollst du ihm nicht geben. Was du darüber kannst geben, das thue, da bitte ich um. Laß du nichts fehlen, weil noch ein Becher da ist (d. h. so lange noch silberne Becher zum Verkaufen da sind). Denke wo du es kriegst. Gott wird wohl anderes geben. Das weiß ich.“ Als einst Käthe im Wochenbett lag, kam Luther sogar über das Patengeld seiner Kinder behufs Unterstützung eines armen Bedrängten und erwiderte auf den Vorhalt, der ihm gemacht wurde: „Gott ist reich, er wird anderes bescheeren.“

Manchmal griff Käthe auch zur List, um seiner Freigebigkeit zu wehren. Als er einst von seinem Freunde Hausmann ein schönes wertvolles Trinkgefäß erhalten hatte, wollte er dasselbe, obgleich es Käthe besonders gefiel, an seinen Freund Agrikola senden. Der Begleitbrief war bereits fertig und sollte dem Boten gegeben werden, als die Hauptsache, das Gefäß selbst, nicht zu finden war. Eine Nachschrift des Briefes mußte dem Freunde melden, daß Käthe mit Hilfe Bugenhagens und Rörers heimlich es

beseitigt, und wahrscheinlich bei diesen untergebracht habe. Er hoffe aber, es später schon wieder zu erwischen.

Einst kommen Luther und Melanchthon auf die reichen Leute zu sprechen. Da kann sich Käthe nicht enthalten zu sagen: „Hätte mein Herr einen solchen Sinn gehabt, so wäre er sehr reich geworden." Aber Melanchthon entscheidet: „Das ist unmöglich, denn die auf allgemeinen Nutzen trachten, können nicht ihrem Nutzen nachhangen."

Aus all dem ersieht man, daß Käthe an der Seite ihres Mannes, der offen von sich bekannte: „Ich kann mich in das Haushalten nicht finden", eine um so tüchtigere Hauswirtin sein und auf das Sparen bedacht sein mußte. Von Geiz ist bei Käthe nichts zu finden, im Gegenteil war sie stets gastfrei „ohne Murmeln", aber sparsam hielt sie das Vorhandene zu Rate. Niemand wird ihr es verdenken, ob man es ihr auch oft böswillig als Geiz auslegte, wenn sie auf die rechtzeitige Bezahlung seitens der gegen billiges Entgelt an dem Mittagsmahl teilnehmenden Tischgesellen bestand. Luther rühmt in Bezug auf sie: „Der Mann soll erwerben, das Weib aber soll ersparen. Darum kann das Weib wohl den Mann reich machen, aber nicht der Mann das Weib, denn der ersparte Pfennig ist besser als der erworbene. Also ist rätlich sein das beste Einkommen." Eine tüchtige Hausfrau in der großen Wirtschaft ist Käthe gewesen, wenn ihr auch ihre große Neigung zum Bauen von den Leuten verdacht wurde. Neben der Hauswirtschaft konnte Käthe auch ihre Liebe zur Landwirtschaft bethätigen. Das Gärtchen am Kloster (n des Planes) war ja allerdings nur klein. Luther erwarb aber andere Liegenschaften. Im Anfang des Jahres 1527 hatte Luther von einem gewissen Balthasar Haym einen Garten in der Beyergasse vor dem Elsterthore gelegen, gekauft. Doch mußte der Handel wieder rückgängig gemacht werden, da andere ein Vorkaufsrecht auf den Garten besaßen, das sie geltend machten. Luther bekam das angezahlte Kaufgeld von 20 Gulden wieder heraus, was ihm bei den oben erwähnten bedrängten Verhältnissen dieses Jahres nicht unerwünscht gewesen sein wird. Käthe scheint für eine derartige Erweiterung

der Wirtschaft sehr eingenommen gewesen zu sein und diesen Ankauf betrieben zu haben. Wenigstens hören wir auch aus dem Jahre 1532, daß sie wider Wunsch und Willen Luthers den Ankauf eines anderen Gartens mit Bitten und Thränen durchsetzte. Wir erfahren ferner aus einem noch vorhandenen Briefe Käthes, daß dieselbe zu verschiedenen Malen das Gut Boos bei Wittenberg, ohne daß ihr Mann damit behelligt werden sollte, zu pachten wünschte, um ihre Hauswirtschaft billiger zu versorgen. Auch nach dem Gute Wachsdorf, ebenfalls bei Wittenberg gelegen, ging später ihr Wunsch, da sie Boos wohl nicht hatte pachten können. Wachsdorf ist nach Luthers Tode durch des Kurfürsten Güte auch ihr Eigentum geworden. Später besaß Luther außer dem Klostergarten noch drei andere Gärten, einen kleinen Hopfengarten, wahrscheinlich an der Specke, einem Walde bei Wittenberg gelegen, einen großen Garten am Saumarkte in Wittenberg und einen Garten, zu dem ein oder zwei Hufen Landes gehörten, am Eichenpfuhl. In den Ställen, welche auf dem Klosterhofe (i des Planes) sich befanden, waren alle möglichen Haustiere. Außer den Pferden, deren Luther mehrere hatte, besaß er z. B. im Jahre 1542 fünf Kühe, neun Kälber, eine Ziege mit drei Jungen, zehn Schweine und drei Ferkel. Die Schweinezucht scheint Käthe besonders betrieben zu haben. Luther spricht einmal sogar von „seinem Schweinehirten Johannes.“ Im Jahre 1527 starben an der Pest zu gleicher Zeit fünf seiner Schweine. Luther nennt Käthe scherzweise in seinen Briefüberschriften einige Male „Säumärkterin“. Ob diese Bezeichnung auf ihren Schweinehandel, oder auf den am Saumarkt liegenden oben erwähnten Garten anspielt, bleibe dahingestellt. Auf dem Hofe wurden Hühner, Gänse, Enten, Tauben gepflegt. Auch hatte Luther in einem seiner Gärten einen Fischteich, und herzlich freute er sich über das strahlende Gesicht seiner Käthe, als sie eine Schüssel selbstgezogener Fische auftischte. „Käthe, du hast größere Freude über den wenigen Fischen, denn mancher Edelmann, wenn er etliche Teiche und Weiher fischet und etliche hundert Schock Fische fängt. Ach, der Geiz und die Ehrsucht machen, daß wir

Gottes Kreaturen nicht können recht und mit Lust brauchen."

In dem Bereiche der Haushaltung ließ Luther sie frei schalten. Hier erkannte er das gottgewiesene Gebiet der Hausfrau. In echt deutscher Empfindungsweise deutete er die antiken Abbildungen der Venus, die, als aus dem Meere geboren, auf einer Muschel (Schnecke) steht, dahin, daß, gleichwie die Schnecke ihr Haus mit sich trägt, also das Weib stets daheim sein und der Hausgeschäfte warten solle. „Du beredest mich zu allem, was du willst", sagte er. „In der Haushaltung gebe ich dir die Herrschaft, meiner Rechte unbeschadet. Sonst hat der Weiber Regiment von Anfang der Welt nie etwas Gutes ausgerichtet."

Dennoch sah Luther die Wirtschaftssorgen des Hausstandes durchaus nicht als unter der Würde des Mannes stehend an. Gern benutzte er die Briefe, in denen er an die Freunde über die ernsten Sorgen seiner Arbeiten schrieb, um auch die Aufträge auszurichten, die sein „Herr Käthe" ihm als praktische Hausfrau für die Versorgung des Hauses und Tisches aufgetragen hatte. Da dankt er dem Zwickauer Freund Hausmann in Käthes Namen für die Besorgung von Chemnitzer Leinewand, da sendet er sieben Gulden an Amsdorf für Butter und Stockfisch, da schickt er Geld an Justus Jonas in seines „Küchenobersten" Käthe Auftrag, damit er für einen im Hause herzurichtenden Doktorschmaus alles mögliche eßbare Geflügel, „aber ja keine Raben", und Hasen besorge.

Im Jahre 1540 konnte Luther bei vermehrten Einnahmen seiner Käthe ein kleines Gütchen Zulsdorf bei Borna (eine wüste Mark) von ihrem verarmten Bruder um 610 Gulden kaufen. Freilich muß das Gütchen sehr verwahrlost gewesen sein, und lohnte durch seinen Ertrag kaum den Einsatz. Der Kurfürst schenkte Luther 600 Gulden und für etwa 100 Gulden Bauholz zur „Erbauung des Gutes." Nach Käthes Tode wurde das Gut nebst allem Inventar und Viehstand für 956 Gulden verkauft. Käthe liebte aber ihr Zulsdorf sehr, das auch zu ihrem etwaigen Witwensitz bestimmt war, und schaltete

dort als Königin, weshalb sie Luther in Briefaufschriften „Zulsdorferin“ nannte. Als sie im Anfang des Erwerbes allzusehr in den Wirtschaftssorgen und Bauplänen aufging, überschrieb ihr auswärts weilender Gatte einen Brief an sie: „Der reichen Frauen zu Zulsdorf, Frauen Doktorin Katharinen Lutherin, zu Wittenberg leiblich wohnhaftig und zu Zulsdorf geistig wandelnd, meinem Liebchen zu Handen.“

Um ihre Zukunft ganz sicher zu stellen, kaufte Luther auch noch das kleine Häuschen, welches an das Kloster angrenzte (c des Planes). Es war ursprünglich vom Kurfürsten dem uns schon bekannten früheren Prior des Klosters Brisger geschenkt worden, der es an den Dobiener Pfarrer Bruno Brauer verkauft hatte. Luther kaufte es diesem 1541 ab, um es im Notfall für seine Käthe und den alternden Diener Wolf Sieberger als Wohnung nach seinem Tode zu sichern.

Käthe stand mit voller Freudigkeit nach allen Seiten ihrer Wirtschaft vor. „Es grüßt dich mein Herr Käthe“, schreibt Luther an Justus Jonas, „die fährt, den Acker baut, Viehzucht treibt, Bier braut u. s. w. Dazwischen hat sie auch angefangen, die ganze Bibel zu lesen, unter dem Versprechen, daß sie 50 Gulden erhält, wenn sie vor Ostern damit fertig wird. Es ist großer Ernst da. Schon hat sie das fünfte Buch Moses angefangen.“

In der Küche schaltete Käthe selbst. „Das ist ein gemarterter Mann, dessen Weib nicht Rat weiß in der Küchen,“ sagt Luther. Die oben genannte „Hausrechnung“ (S. 29) schließt mit dem Verse:

Der Frauen Augen kochen wohl,
Wohl mehr denn Magd, Knecht, Feu'r und Kohl'n.

Trotzdem Luther in den letzten Jahren sehr stark wurde, bezeugen doch Mathesius und Melanchthon seine große Mäßigkeit, deren sie sich verwundern. Melanchthon sagt, Luther habe sich oft tagelang mit etwas Brot und einem Hering begnügt. Üppige Schmausereien waren ihm zuwider, und er vermied sie, wo er konnte. Er erklärte: „Ich lobe mir eine gute gemeine Hausspeise.“ Wenn er auch für sich oder andere, wie wir sahen, einen Fest-

braten an Wildpret zuweilen erbat, so fand er doch dieses Fleisch zu „melancholisch“. Er liebte vielmehr das Fleisch der Schweine und ihren Speck, und die jedenfalls von Käthe selbstbereiteten Würste. Als er einst nach einem schweren Krankheitsanfall sich langsam erholte, verlangte er einen Brathering mit kalten Erbsen und Senf, verspeiste auch das Gericht mit großem Appetit zum Entsetzen der Ärzte, die ihn bei dieser ungeeigneten, aber ihm gewohnten Speise überraschten und sehr erstaunt waren, als sie ihn am andern Tag trotz dieser falschen Diät gesund über seinen Büchern fanden. Auch im Trinken war Luther sehr mäßig, liebte aber ein Glas nicht zu schweren Weines oder Bieres. Er genoß sie dankbar als Gottes Gaben. „Darf unser Herr Gott gute, große Hechte, auch guten Rheinwein schaffen, so darf ich sie wohl auch essen und trinken; es ist dem lieben Gott eben recht, wenn du einmal aus Herzensgrund dich freust oder lachest.“ Käthe braute übrigens selbst Bier, da auf dem Kloster eine Braugerechtigkeit für zwölf Gebräude Bier ruhte. Das Brauhaus lag im Hofe und schloß sich an das Klostergebäude an (k des Planes). Luther trank dieses sein Hausbier sehr gern, erquickte sich aber wohl auch, besonders wenn er auswärts weilte, an einem guten Glase Torgauer, oder Eimbecker, oder Naumburger Gebräues. Unmäßigkeit im Trinken, so oft auch die Verleumdung der Gegner sie ihm angedichtet hat, war ihm verhaßt. „Grickel, (so redete er nämlich Agrikola wegen seiner kleinen Gestalt an) du bist mir ein zu guter Eislebischer Bierbruder.“ Den Aufwand, den er täglich für Getränke brauchte, berechnete er mit 4 Pfennigen, gewiß eine geringe Summe, auch wenn der Geldwert damals ein höherer war. Neben dem Durfttrunk ließ er wohl gern einen Lust- und Ehrentrunk zu, „denn das kann Gott gar wohl leiden, daß man sich über seine Gaben fröhlich macht und ihm dafür danket.“ Nur von einem dritten Trunke, dem er einen derben Namen giebt, „da man nicht kann aufhören“, will er nichts wissen, denn damit trinke man sich erst dumm, dann arm, hernach krank und zuletzt in die Hölle. Trunkenheit habe drei S: Sünde, Schaden,

Schande. In späteren Jahren mußte er gewöhnlich einen Schlaftrunk nehmen. „Ihr jungen Gesellen, entschuldigte er es, unserm Kurfürsten und mir altem Manne müßt ihr ein reicheres Tränklein zu gute halten, wir müssen unser Polster und Kissen im Kännlein suchen.“

Den Verlauf der täglichen Mittagsmahlzeiten schildert uns Mathesius, der jahrelang einer der oben genannten Tischgesellen gewesen war. Wenn Luther von der Arbeit zu Tisch gerufen wurde, mußten die Kinder das Tischgebet sprechen, wie er es als Anhang des Katechismus uns gegeben hat. Tiefe schwere Gedanken brachte er oft mit und hielt dann manchmal während der ganzen Mahlzeit sein „Klostersilentium“. Keiner wagte da ihn zu stören, und kein Wort fiel während des Essens. Meist aber hob er nach einer Weile sein Haupt und fragte: „Was höret man neues?“ Die erste Vermahnung ließ man vorübergehen. Wenn er aber nochmals anhob: „Ihr Prälaten, was neues im Lande?“ da fingen die Alten am Tische an zu reden. Obenan am Tische saß ein gewisser D. Wolf Severus (Schiefer), der seine Stelle als Lehrer der Söhne Kaiser Ferdinands wegen seiner evangelischen Gesinnung hatte aufgeben müssen. Als vielgereister Hofmann brachte er wohl etwas auf die Bahn, wenn kein Fremder vorhanden war. Wenn das „Gedöber“ d. h. das lebhafte Gespräch, doch mit gebührlicher Zucht und Ehrerbietung anging, schossen andere ihr Teil auch dazu. Es wurden Fragen aus der Schrift vorgelegt, die Luther „fein rund und kurz“ löste. Er duldete es gern, wenn einer mit ihm auch disputierte. Rätsel wurden aufgegeben, edler Scherz getrieben — condimenta mensae d. h. Tischwürze pflegten sie diese Gespräche zu nennen, die ihnen lieber waren, denn alle Würze und köstliche Speise. Manchesmal las er auch während des Tisches etwas vor, z. B. aus Äsops Fabeln, die er besonders liebte, auch einmal aus Reinecke Fuchs. Oft ließ Luther in längerer Rede über ernste, heilige Dinge sich hören, und dann legten wohl alle Tischgenossen Messer und Gabel hin, um nur den Worten zu lauschen, so daß Käthe endlich dazwischen fuhr: „Warum redet ihr nur unauf-

hörlich und eßt nicht?" Wenn Luther sie darauf mit dem oben erwähnten Worte (S. 17) zurecht wies, ob sie auch vorher ein Vaterunser gebetet habe, ehe sie so viel predige, so müßen wir in diesem Falle für Käthe als Hausfrau Partei ergreifen.

Auf eine gute Tischordnung hielt Luther. Der oben genannte Neffe, Andreas Kaufmann, wurde einmal von Luther wegen seines Verhaltens bei Tische körperlich gezüchtigt. Als Melanchthon einst während der Mahlzeit schrieb, nahm ihm Luther die Feder weg, denn „man kann Gott nicht allein mit Arbeit, sondern auch mit Feiern und Ruhen dienen." Freilich verlangt es die Gerechtigkeit zu berichten, daß er selbst, der vielbeschäftigte Mann, auch manchesmal zwischen dem Essen kurze Briefe schrieb.*)

Die Tischgesellen haben damals die sinnreichen Tischgespräche Luthers schnell aufgeschrieben. Der erste, der solches in ein Notizbuch heimlich an Ort und Stelle aufzeichnete, scheint Conrad Cordatus, später Pastor in Niemegk, gewesen zu sein. Ihm ahmten andere z. B. Veit Dietrich, Johannes Schlaginhauffen (Turbicida), Lauter-

*) Während alle einzelnen Züge der obigen Schilderungen nur auf völlig beglaubigten Zeugnissen teils Luthers, teils seiner Zeitgenossen als Augen- und Ohrenzeugen beruhen, sei hier in der Anmerkung wenigstens noch eine hierher gehörige Erzählung beigefügt, die zwar zuerst in einer von Otto Melander i. J. 1604 herausgegebenen Sammlung (Jocorum et Seriorum lib. I, pag. 483) sich findet, die aber doch das Gepräge der Wahrheit an sich trägt: Ein angesehener Hamburger Kaufmann und Ratsherr war einst mit seinem Sohne bei Luther zu Gaste in der Absicht, diesen seinen in Wittenberg studierenden Sohn in Luthers Haus als Tischgesellen zu bringen. Als nun bei der Mahlzeit ein Gänsebraten aufgetragen ward, machte sich der Student über denselben her und schälte sich die leckere Haut ab. Da aber trotz des heimlichen Lachens der übrigen Tischgesellen er kein Ende mit seiner Arbeit machte, wandte sich Luther an den nichtsahnenden Vater lächelnd mit der Frage: „Welches Handwerk würdet ihr denn euren Sohn haben lernen lassen, wenn er nicht Lust noch Geschick fürs Studieren gehabt hätte?" „Kein Handwerker, sondern ein Kaufmann, wie ich, wäre er dann geworden," war des Vaters Antwort. „O, er hätte wahrlich einen guten Gerber abgegeben," fuhr Luther fort, „denn er hat das Gänseleder recht gut verarbeitet."

bach, Mathesius, Rörer und noch eine größere Anzahl nach. Später wurden diese kurzen gelegentlichen Bemerkungen Luthers gesammelt, nach besonderen Gesichtspunkten ihrem Inhalte gemäß geordnet, und so entstanden die sog. „Tischreden Martin Luthers“, eine Sammlung von über 3000 Nummern, zuerst von Johann Aurifaber, Pfarrer zu Erfurt, unter dem Motto: „Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme,“ herausgegeben. Im Sinne Luthers war diese Veröffentlichung nicht. Ausdrücklich hatte er gebeten, „man möchte doch ja nicht, weder bei seinem Leben, noch wenn er tot sei, etwas herausgeben von seinen Gedanken, so man entweder bei seinem Leben mit List entwendet oder gestohlen, oder welches, wenn er tot sei, schon vorher jemandem mitgeteilt sei.“ Melanchthon hatte einst, als er merkte, daß Cordatus sich heimlich Bemerkungen machte, sich das Notizbuch geben lassen, und folgende Worte in lateinischer Sprache hineingeschrieben:

Alles niederzuschreiben, Cordatus, bringet nicht Nutzen,
Einiges still übergehn, würde geziemender sein.*)

Trotzdem wurde das, was Luther im vertrauten Kreise an seinem Tische gesprochen hatte, wie es der Augenblick und die wechselnde Gemütsstimmung gab, vieles gewiß auch falsch verstanden, in die Welt gesendet. Wie oft wird eine gelegentlich ausgesprochene harmlose Äußerung zu etwas ganz anderem, wenn sie als ein abgeschlossenes Urteil schwarz auf weiß erscheint. Die Tischreden sind daher von sehr verschiedenem Werte. Man kann aus ihnen, wenn man Luther herabwürdigen will, auch Gift saugen. Anderseits enthalten sie überaus viel Köstliches; der ganze Mann gerade in seinem häuslichen und täglichen Leben tritt uns darin entgegen.

Es war eine edle Geselligkeit, die er in seinem Hause und im Verkehr mit den Hausfreunden pflegte. Der nächste Freund war Melanchthon. Er wohnte ebenfalls auf der Collegienstraße, wenige Häuser von Luther entfernt. Auch sein Haus steht noch heute. Von Luthers

*) Omnia non prodest Cordate inscribere chartis,
Sed quaedam tacitum dissimulare decet.

Klostergebäude aus führte eine Thür (o des Planes) hinter der Stadtmauer zu Melanchthons Garten, der ebenfalls durch eine noch heute in den Umrissen sichtbare Thür in der Stadtmauer sogleich von Luther betreten werden konnte. Der Garten Melanchthons enthält noch heute einen großen Tisch, aus einer Schieferplatte bestehend, die auf einem tief in die Erde gesunkenen steinernen Untersatze ruht. Rings herum stehen vier wenigstens 400 Jahre alte Taxusbäume, die eine Art Laube bilden. Wenn sie erzählen könnten von den Gesprächen des Freundespaares!

Zu den nahen Freunden gehörten auch der Stadtpfarrer Bugenhagen, ein Pommer von Geburt, daher D. Pommeranus genannt, D. Justus Jonas, Propst der Schloßkirche, der gelehrte Cruciger, der Maler Lucas Kranach und andere. Als Luther in den späteren Jahren seine Bibelübersetzung von neuem verbesserte, arbeitete er wöchentlich mit den genannten Freunden auf das angestrengteste. „Wunderschöne und lehrhaftige Reden sollen bei dieser Arbeit gefallen sein," schreibt Mathesius, und wir glauben es ihm gerne. Wenn dann die Arbeit verrichtet war, behielt Luther seine Freunde und Mithelfer bisweilen zum Abendessen. Mit vollem Behagen konnte sich da der große Mann im Kreise der Seinen und Freunde ergehen. Wir Deutsche haben das in fremde Sprachen ganz unübersetzbare Wort: „Gemütlichkeit". Diese echte Gemütlichkeit hatte Luther im reichsten Maße, die wirklich die duftende Blüte eines reichen Gemüts, nicht blos der Schmetterlingsstaub flatterhaften Leichtsinnes ist. Indem er sich selbst erfrischte, wußte er alles zu beleben und wohlthuend zu erquicken. Sein kindliches Gemüt erschloß sich da in liebenswürdigster Weise. „Ach wie gerne wollte ich bei dem Herrn Christus gewesen sein, wenn er einmal fröhlich gewesen ist," so ruft er, der wie kaum ein anderer das Schaffen der Seligkeit mit Furcht und Zittern gelernt hatte, eines Abends im Kreise der Seinen aus. Da malt er sich das Bild der Jugend Jesu aus, wie derselbe wohl manchmal Brot und Getränke für seine Mutter geholt habe, und diese dann zu ihm sagt: „Jesuchen, wo bist du

so lange gewesen?" Und wenn auch Luthers Redeweise oft derb, ja sehr derb gewesen ist und in einer Form auftrat, die, wenn auch in damaliger Zeit nicht anstößig, doch in unser wenig harmloses Zeitalter gar nicht paßt, so bezeugt doch Mathesius, der lange Zeit täglicher Tischgast gewesen ist: „Ich habe, so lange ich um ihn gewesen, kein unschamhaftiges Wort von ihm gehört."

Sein Christentum war, weil es den ganzen Menschen durchdrang, ein durch und durch frisches und fröhliches. „Kann mir unser Herr Gott verzeihen, daß ich ihn wohl zwanzig Jahr mit Messehalten geärgert habe, so kann er mir auch zu gute halten, daß ich zuweilen ihm zu Ehren einen guten Trunk thue." „Ich soll und muß heute fröhlich sein, sagte er ein andermal, denn ich habe böse Zeitung gehört, darwider dient nichts besser, denn ein starkes Vaterunser und guter Mut. Das verdreußt den melancholischen Teufel, daß man noch will fröhlich sein."

Eine Hauptquelle der Erholung und Erfrischung aber war ihm die Musik. Er ist ihres Lobes voll. Nächst der Theologie rühmt er sie als die höchste der Künste. „Die Musik, sagt er unter anderm, ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder, sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger macht. Sie ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herz wieder zufrieden, erfrischt und erquickt wird. Wer diese Kunst hat, der ist guter Art zu allem geschickt. Ich wollte meine geringe Musik nicht für etwas Großes entbehren." „Der Teufel ist ein trauriger Geist und macht traurige Leute, darum kann er die Fröhlichkeit nicht leiden. Daher kommt es auch, daß er von der Musika aufs weiteste fliehet; bleibet nicht, wenn man singet, sonderlich geistliche Lieder." In seiner Familie wurde Hausmusik getrieben. Es war üblich, daß Luther nach dem Abendessen aus seiner Studierstube die Noten holte, und nun sangen alle, die zu singen verstanden, altes und neues, geistliches und weltliches. Luther selbst, der schon als Knabe mit seinem Singen das Herz der Frau Cotta gerührt hatte, sang mit seinem Tenor die zweite Stimme, und selbst Melanchthon stimmte in den Chorus ein. „Wir singen, so gut wir können hier

über Tische und gebens darnach weiter. Machen wir etliche Säue darunter, so ist's freilich der Componisten Schuld nicht, sondern unsere Kunst, die noch so sehr gering ist, wenn wirs schon zwei, dreimal übersingen." Seine Söhne Martin und Paul waren besonders musikalisch beanlagt. Sie mußten oft nach der Mahlzeit die in die jedesmalige Kirchenzeit fallenden liturgischen Gesänge vortragen. Luther konnte übrigens auch die Laute spielen und den Gesang damit begleiten. Seine Feinde hatten früher an diesem weltlichen Instrument, das er spielte, Anstoß genommen. Johannes Walther, der kurfürstliche Kapellmeister in Torgau bezeugt: „Ich habe gar manche liebe Stunde mit ihm gesungen und oftmals gesehen, wie der teure Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geist ward, daß er des Singens schier nicht konnte müde noch satt werden." Am Weihnachtsabend 1535 erschallte zum ersten Male in Luthers Hause aus dem Munde der Kinder und Freunde das köstliche Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch da komm ich her", das er seinen Kindern als „Kinderlied auf die Weihnachten" gedichtet und nach einer alten Volksweise in Noten gesetzt hatte.

Auch nach anderen Seiten pflegte er die Erholung. Für seine Tischgenossen richtete er zur Leibesübung einen Kegelschub im Garten ein. Da schob er selbst bisweilen die erste Kugel hinaus, hat aber nicht gerade großes Geschick bewiesen. Der Arzt Ratzeberger erzählt als Augenzeuge: „Einmal schub er die Kegel umbwärts, das andere Mal seitenwärts oder über Eck. Wenn es dann einen ungewissen Schub gab und der Kegel wenige oder gar keiner getroffen ward, lachet oft einer des Fehlschusses. So sagt er denn: „Ihr lieben Quiriten (so nennt er sie), hierbei lernet, wo ihr über etzliche Jahre auch zu Ämtern und Dienstbestellungen kommt, daß dieser ein Bürgermeister, der andere ein Kanzler, der dritte sonst ein Regent, Prediger und Schulmeister wird, so gedenke er an dieses Kegelspiel. Jetzo sieht ein jeder unter euch wohl, wie es dem andern fehlet und meinet, er wolle die Kegel allesamt treffen. So dann der Schub an ihn kommt, fehlet er wohl des ganzen Kegelplatzes. Also siehet jetzo

mancher, was diesem Bürgermeister, dem Regenten, dem Kanzler oder Pfarrherrn fehlet. Kommt er aber auch zu solchem Amt, so wird er auch so fehlen, als jetzt derjenige, dessen er lachet, und vermeint es besser zu machen. Darum sei keiner vermessen und habe einer Geduld mit dem andern."

Auch andere Spiele regte er bei seinen Tischgesellen an, daß sie „der Kleider sprungen und des Barets liefen."*) Auch ein tüchtiger Schachspieler war Luther. Als einst beim Faschingstreiben, das Luther nicht leiden konnte, zwei unbekannte, als Bergleute verkleidete Männer ihn besuchten, begrüßte er sie in Erinnerung an seine eigene Herkunft mit den Worten: „Das sind meine Landsleute und meines lieben Vaters Schlegelgesellen." Da der eine ein Schachspiel mitgebracht hatte, und Luther herausforderte, nahm dieser das Kampfspiel auf und hatte bald seinen Gegner matt gesetzt, der dann mit seinem Gesellen fröhlich den Abend bei Luther verbrachte.

Das Drechslerhandwerk erlernte Luther mit seinem oben genannten Famulus Sieberger, „daß, wie er sagte, wenn die Welt ihn um des Wortes Gottes willen nicht mehr ernähren sollte, er dann den notwendigen Unterhalt fände," in der That aber doch wohl nur zum Zeitvertreib in seinen Mußestunden. Übrigens pfuschte er nicht nur den Drechslern sondern auch den Schneidern ins Hand-

*) Das „Kleiderspringen" ist wohl unser „Sackhüpfen". Eine andere Art des „Kleiderlaufens" war das „Hosenlaufen", wo immer zwei, jeder mit einem Beine, in einem Paar Hosen steckten. — Das „Baret laufen" ist entweder gleichbedeutend mit dem altdeutschen „um den Barchent oder Barchet laufen." Der Barchent, ein Stück Tuch, kommt in den älteren Zeiten oft als Preis für Wettlaufende vor. Oder — was wahrscheinlicher ist — es ist das „Barlaufen", eine Art wettlaufen, das auch jetzt hier und da üblich ist. Aventin († 1534) in seinen Annalen S. 39 sagt, das deutsche Spiel „barlaufen" komme von dem Fest- und Schlachtengesang der alten Deutschen, den sie „Barit" (baritus nach Tacitus) genannt hätten, her. So ungeschickt diese Ableitung auch ist, so würde sich vielleicht das obige „Baret", was jedenfalls nichts mit der Kopfbedeckung dieses Namens zu thun hat, dadurch erklären. (Vgl. Schmeller, Wörterbuch der altbairischen Sprache, 1. Aufl. 1. S. 268 f. 1448 und in Grimms Wörterbuch d. Art. Barchant, barre).

werk. Wahrscheinlich in Erinnerung an seine Junggesellenwirtschaft pflegte er nämlich seine Hosen eigenhändig auszubessern, und rechtfertigte dies mit der Ungeschicklichkeit der deutschen Schneider, die nicht leicht ein neues Paar recht passend machen könnten. Auch deckte er sich dabei mit der Autorität der Kurfürsten Friedrich und Johann, von denen er behauptete, daß sie sich gleicherweise ihre Hosen geflickt hätten. Sehr wenig angenehm berührt war Käthe durch diese Kunstfertigkeit ihres Mannes, als sie einst ein Paar Hosen eines der Kinder fand, aus denen Luther einfach ein Stück behufs Flickens der eigenen Hose geschnitten hatte.

Echt deutsches Wesen tritt uns auch in Luthers Liebe zu der Natur entgegen. Wittenberg bot ja freilich nicht viel Naturschönheiten. Wenn auch jenseits der Elbe fruchtbares Land lag, so führt doch Luther selbst von Wittenberg einen Reim an:

Ländicken, Ländicken,
Du bist ein Sändicken!
Wenn ik dik arbeite,
So bist du licht (leicht);
Wenn ik dik egge,
Bist du schlicht;
Wenn ik dik meie (mähe),
So finde ik nicht.

Drei Meilen um Wittenberg, sagt er, sei sandige und steinige Haide. Aber mit Freuden arbeitete Luther in seinen Gärten, von denen wir schon oben hörten. „Da der Satan mit seinen Gliedern wütet, so will ich ihn verlachen und die Gärten, das ist des Schöpfers Segnungen, betrachten und ihrer zu seinem Preise genießen.“ Da zog er nicht blos das gewöhnliche Küchengemüse für den täglichen Tisch. Er hatte seine besondere Freude daran, auch seltene Gewächse zu pflegen. Durch Freundeshand ließ er sich Samen aus Erfurt und Nürnberg schicken. Mißglückte bei ihm auch zuerst die Zucht der Melonen, so konnte er doch später von ihrem Gedeihen, sowie dem Wachstum der großen Kürbisse und Gurken berichten. Auch die berühmten Erfurter Riesenrettige durften seinem

Garten nicht fehlen. Er veredelte Bäume und zog verschiedenes Obst, z. B. auch Maulbeeren und Feigen. Besonders liebte er die Mispeln, mehr denn „alle welsche Feigen." Bei seinem Freunde Lauterbach in Pirna bestellte er sich sogar einmal zehn Schock Weinpfähle. Bienenstöcke waren ebenfalls in einem seiner Gärten. Blumen liebte er sehr. Wird uns doch berichtet, daß er schon als Mönch zum Spott seiner Feinde einen Blumenstrauß während seiner Disputation mit Eck bei der Hand gehabt habe. An Spalatin schrieb er einst, nachdem er den Klostergarten im ersten Jahre seiner Ehe hergerichtet hatte: „Kommst du zu mir, so sollst du etliche alte Denkmäler unserer Liebe und Freundschaft sehen. Ich habe den Garten bepflanzt und den Brunnen gebaut und beides mit recht großem Glücke. Komm zu mir, und du sollst mit Rosen und Lilien bekränzt werden." Mit welch sinnendem Auge betrachtete er das Kleinste in der Natur! Sie ward ihm zur Predigerin von den Geheimnissen des Himmelreichs. Das Veilchen mit seiner blauen Farbe als erstes Frühlingsblümchen, das Gottes Liebe und Treue predigt, das Vögelchen, das in seinem Garten das Nest baut, die Grasmücke, die vor seinem Fenster von dem Kuckuk, den sie aufgezogen hat, getötet wird, die Bienen mit ihrem Fleiß und ihrer Sauberkeit, alles wird ihm Anlaß zu den sinnigsten Betrachtungen. „Niemand kann ausrechnen, sagt er unter anderm, was Gott nur allein braucht, die Sperlinge und unnützen Vögel zu ernähren, die kosten ihm in einem Jahre allein mehr, als der König von Frankreich Einkommen hat. Und nun denke man an das andere. Gott versteht alle Handwerke. In seiner Schneiderei macht er dem Hirsch einen Rock, der hundert Jahre hält, als ein Schuster giebt er ihm Schuhe an die Beine und bei der lieben Sonne ist er ein Koch. — Er könnte wohl reich werden, wenn er wollte, wenn er die Sonne aufhielte, die Luft einschlösse, wenn er dem Papst, Kaiser, Bischöfen und Doktoren mit Tode drohte, sobald sie ihm nicht zur Stunde 100 000 Gulden zahlten. Da er aber das nicht thut, sind wir undankbare Unfläter."

Besonders waren die Vögel seine Freunde. Daß

man sie, die freien Kreaturen der Lüfte, wegfing, war ihm ein Greuel. Um seinem Famulus Wolf Sieberger, dessen Liebhaberei die Vogelstellerei war, diese Sache zu verleiden, legte er ihm einst folgenden Brief vor:

„Unserm günstigen Herrn Doktori Martino Luthern, Prediger zu Wittenberg.

Wir Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitze samt andern frommen ehrbaren Vögeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen, fügen eurer Liebe zu wissen, wie wir gläublich berichtet werden, daß einer, genannt Wolfgang Sieberger, euer Diener, sich unterstanden habe, einen großen freventlichen Thurst (Eifer), und etliche alte verdorbene Netze aus großem Zorn und Haß über uns teuer gekauft, damit einen Finkenherd anzurichten, und nicht allein unsern lieben Freunden den Finken, sondern auch uns allen die Freiheit zu fliegen in der Luft und auf Erden Körnlein zu lesen, von Gott uns gegeben, zu wehren vornimmt, dazu uns nach unserem Leib und Leben stellet, so wir doch gegen ihn gar nichts verschuldet, noch solche ernstliche und geschwinde Thurst um ihn verdienet. Weil denn das alles, wie ihr selbst könnt bedenken, uns armen freien Vögeln (so zuvor weder Scheune noch Häuser, noch etwas darinnen haben) eine gefährliche und große Beschwerung, ist an euch unsere demütige und freundliche Bitte, ihr wollet euren Diener von solcher Thurst weisen, oder, wo das nicht sein kann, doch ihn dahin halten, daß er uns des Abends zuvor streue Körner auf den Herd, und morgens vor acht nicht aufstehe und auf den Herd gehe, so wollen wir dann unsern Zug über Wittenberg hin nehmen. Wird er das nicht thun, sondern uns also freventlich nach unserm Leben stehen, so wollen wir Gott bitten, daß er ihm steuere, und er des Tages auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken an unsrer Statt fange und zu Nacht von Mäusen, Flöhen, Läusen, Wanzen überzogen werde, damit er unsrer vergesse und den freien Flug uns nicht wehre. Warum gebraucht er solchen Zorn und Ernst nicht wider die Sperlinge, Elstern, Dohlen, Raben, Mäuse und Ratten? welche euch doch viel Leids thun, stehlen und rauben und auch aus den Häusern Korn,

Hafer, Malz, Gersten forttragen, welches wir nicht thun, sondern allein das kleine Bröcklein und einzelne verfallene Körnlein suchen. Wir stellen solche unsere Sachen auf rechtmäßige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht so hart wird nachgestellet. Wir hoffen aber zu Gott, weil unsere Brüder und Freunde so viel in diesem Herbst vor ihm entflohen sind, wir wollen auch seinen losen faulen Netzen, so wir gestern sahen, entfliehen. Gegeben in unserm himmlischen Sitz unter den Bäumen, unter unserm gewöhnlichen Siegel und Federn.

Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Matth. 6."

Übrigens scheint Sieberger in seiner Schlafmützigkeit den Vögeln nicht sehr gefährlich gewesen zu sein. Luther scherzte darüber, daß derselbe, wenn Vögel hineingegangen seien, in der Hoffnung auf noch reicheren Fang das Netz so lange offen halte, bis jene, nachdem sie satt geworden, wieder fortgeflogen seien.

Gern ging Luther auch mit den Seinen durch Wald und Flur. In der Kirschenzeit meldete er sich und viele „kleine Kirschenliebhaber" dem Pastor Stiefel in Annaburg an und wanderte mit der Schar fröhlich singend und scherzend die fünf Wegstunden hin und zurück. Oft besuchte er auch mit seinen Tischgesellen die umliegenden Dörfer, kehrte auch bei den Pastoren ein und hielt in der Kirche eine Predigt. Jedesmal aber wurde bei solchen Gelegenheiten Speise und Trank vom eigenen Hause mitgenommen, damit er niemandem lästig falle. Fröhlich wurde dann das Mahl, das Käthe eingepackt hatte, gehalten. Nach dem Gratias (dem Dankgebet) durfte aber bei solchen Gelegenheiten die Musik zur Erfrischung der Geister nicht fehlen.

An den Sommerabenden mögen wohl auch Luther und seine Käthe in dem Klosterhofe, auf dem ein großer Birnbaum stand, manchesmal auf den Steinsitzen gesessen haben, welche an dem schönen aus Pirnaischen Sandstein kunstvoll gearbeiteten Hauptthor des Hauses (r des Planes) angebracht waren. Das Thor stand allerdings erst

seit 1540. Käthe hatte es sich bei dem Pirnaer Pastor Lauterbach, dem früheren Tischgesellen, bestellt und das Maß dorthin geschickt. Über dem einen der Sitze zur Seite des Thores befindet sich das Bild Luthers mit der Umschrift: „Im Stillesein und Hoffen wird eure Stärke sein,“ über dem andern Sitz das Wappen Luthers.*) Noch heute bildet dieses Thor eine Zierde des Lutherhauses.

Dieses „Stillesein“, als die Quelle der Kraft, vergaß wahrlich Luther nicht bei dem buntbewegten Leben in der Öffentlichkeit, wie im Hause. In Gottes Wort und im Gebete hat er es gesucht. Wie er seine Hausgemeinde als rechter Hauspriester im eigenen Heim um sich versammelte, und ihr die Episteln und Evangelien des Kirchenjahrs auslegte, welche Predigten in doppelter Nachschrift als „Hauspostille Luthers“ auf uns gekommen sind, so sammelte er auch sich allein in seiner Stube im persönlichen Gebet und in Versenkung in Gottes Wort. Luthers Barbier, Peter Beßkendorf, gewöhnlich Meister Peter Balbierer genannt, mit dem er ein besonders gemütliches Verhältnis unterhielt, hatte ihn einst um Rat gefragt, wie er (Luther) es mit dem Beten mache, um nicht durch fremde Gedanken abgelenkt zu werden. Luther widmete ihm eine besonders köstliche Schrift: „Wie man beten soll für Meister Peter Balbierer.“ Da läßt er uns einen deutlichen Einblick in diese Seite seines persönlichen Lebens thun. „Lieber Meister Peter, hebt er an, ich gebs euch so gut, als ichs habe, und wie ich selber mich mit Beten halte. . Erstlich, wenn ich fühle, daß ich durch fremde Geschäfte und Gedanken bin kalt und unlustig zu beten geworden (wie denn das Fleisch und der Teufel allwege das Gebet wehren und hindern) nehme ich mein Psälterlein, laufe in die Kammer, und hebe an die zehn Gebote,

*) Luther selbst hatte sich sein Wappen zusammengestellt. Es besteht aus einem schwarzen Kreuze (das Kreuz Christi das den alten Menschen ertötet), welches in einem roten (wieder lebendig gemachten) Herzen steht. Das Herz liegt in einer weißen Rose als Sinnbild der seligen Freude. Die Rose schwebt im blauen Himmelszelt, welches vom goldnen Ring der Ewigkeit umschlossen ist.

den Glauben und danach ich Zeit habe, etliche Sprüche Christi, Pauli oder Psalmen mündlich bei mir selbst zu sprechen, allerwege, wie die Kinder thun. Darum ists gut, daß man frühe morgens lasse das Gebet das erste, und abends das letzte Werk sein, und hüte sich mit Fleiß vor diesen betrüglichen Gedanken, die da sagen: „Harre ein wenig, über eine Stunde will ich beten. Ich muß dies oder das zuvor fertigen", denn mit solchen Gedanken kommt man vom Gebet in die Geschäfte, die halten und umfangen dann einen, daß aus dem Gebete nichts wird.. Wenn nun das Herz durch solch mündlich Gespräch erwärmt und zu sich selbst gekommen ist, so kniee nieder, oder stehe mit gefalteten Händen und Augen gen Himmel und sprich:" Und nun folgt eine ausführliche Gebetsweise nach den Stücken des Katechismus. „Gleich als ein guter fleißiger Balbierer muß seine Gedanken, Sinn und Augen gar genau auf das Scheermesser und auf die Haare richten, und nicht vergessen, wo er sei im Stich oder Schnitt; wo er aber zugleich will viel plaudern oder anderswohin denken oder gucken, sollte er wohl einem Maul und Nasen, die Kehle dazu abschneiden. Wie vielmehr will das Gebet das Herz einig, ganz und allein haben, solls anders ein gut Gebet sein."

Das bisher Berichtete waren liebliche freundliche Bilder aus Luthers häuslichem Leben. Aber nicht umsonst hat er in seinem Traubüchlein neben dem Segen auch das Kreuz der Ehe hervorgehoben. Solches Kreuz hat Luther reichlich erfahren. Aus dieser Erfahrung hat er es bezeugt: „Nach dem Kreuze Christi ist das heilige Kreuz im Hause der höchste Schatz auf Erden, denn es erklärt uns die Schrift, stärket den Glauben, lehret recht und ernstlich beten, dämpfet unser Fleisch und macht uns Gottes Wort süße, und Gott pflanzet dadurch große Tugenden in uns." Viel Krankheitsnot hat er an sich selbst durchmachen müssen. Schon von 1521, vielleicht gar 1518 an, bildete sich das schwere schmerzhafte Steinleiden aus, das ihn in besonders große Gefahren brachte. Außerdem litt aber Luther auch an dem gewöhnlichen Begleiter des Steinleidens, an Gicht und wiederholtem, selbst fieberhaftem

Rheumatismus. Auch sein Kopf war oft sehr eingenommen und bereitete ihm viele Hemmnisse. Aber getrost blieb er in solchem Leid: „Soll ich nun krank sein, so will ich unserm Herrgott zu Liebe und dem Teufel zu Trotz krank sein.“ Ein besonders schweres Jahr, wie wir oben schon erwähnten, war allerdings das Jahr 1527. Zu den Leiden des Körpers, und wohl zum Teil mit dadurch bedingt, kamen innere geistliche Anfechtungen; in der Stadt wütete die Pest, in seinem Hause war allenthalben Krankheitsnot. „Mein Haus, schrieb er damals, hat angefangen ein Hospital zu werden, auswendig ist Streit, inwendig ist Furcht und zwar heftig genug. Christus suchet uns heim.“ Gerade dieses Jahr aber brachte in der schwersten Zeit, wahrscheinlich genau zehn Jahre nach dem Thesenanschlag, die Geburtsstunde des mächtigen Glaubensliedes: Ein feste Burg ist unser Gott. Zu verschiedenen Malen war Luther in seiner Krankheit von den Ärzten schon aufgegeben. So auch im Juli dieses Jahres 1527. Als er angesichts seines gewissen Todes sein Weib neben sich sah, tröstete er dasselbe: „Ich bitte dich, will mich der liebe Gott diesmal zu sich nehmen, daß du dich in seinen gnädigen Willen ergebest. Du bist mein ehelich Weib, dafür sollst du es gewiß halten und gar keinen Zweifel daran haben; laß die blinde gottlose Welt dawider sagen, was sie will; richte du dich nach Gottes Wort und halte fest daran, so hast du einen gewissen beständigen Trost wider den Teufel und alle seine Lästermäuler.“ Dann rief er nach seinem damals einzigen Kinde: „Wo ist denn mein allerliebstes Hänsichen?“ und als das Kind ihn darauf fröhlich anlachte, sprach er: „O du armes Waislein! Nun befehle ich meine allerliebste Käthe und dich allerliebstes Waislein meinem lieben, frommen, treuen Gott; ihr habt nichts, aber Gott, der ein Vater der Waisen und ein Richter der Witwen ist, wird euch wohl ernähren und versorgen.“ Welch starker christlicher Charakter aber Käthe war, zeigte sie gerade damals in den Worten, mit denen sie den Gatten, ob ihr auch das Herz brechen wollte, tröstete: „Mein liebster Herr Doktor, ists Gottes Wille, so will ich euch lieber bei unserm Herrgott

wissen, als bei mir. Es ist aber nicht allein um mich und mein Kind, sondern um viele Christenleute zu thun, die euer noch bedürfen. Wollet euch meinetwegen nicht bekümmern. Ich befehle euch seinem göttlichen Willen; es wird euch Gott erhalten." Langsam erholte sich Luther unter der rührenden Pflege seines Weibes. Derartige schwere Krankheitsnöte, die zum Tode zu führen schienen, wiederholten sich noch mehreremals. So z. B. Anfang 1532, sodann vor allem 1537, als er fern von seiner Käthe in Schmalkalden war.

Auch seine Käthe war einigemal leidend. Besonders schwebte sie im Januar 1540 in Lebensgefahr und erholte sich im März und April langsam. „Mein Herr Käthe, schreibt Luther am 5. März an Melanchthon, beginnt übermütig zu werden bei der durch Gottes Gnade wiederkehrenden Gesundheit. Sie geht noch nicht völlig umher, aber sie thut doch schon mehr als blos kriechen."

Zwei seiner Kinder hat Luther durch den Tod verloren. „Es geschähe mir ein großes Herzeleid, hatte er einst geäußert, wenn eins meiner Kinder stürbe, denn es stürbe ein Stück an meinem und ein Teil von der Mutter Leibe." Die Geschichte von der Opferung Isaaks durch Abraham war ihm ganz besonders beweglich: „Wie ein Herzpochen wird er da gehabt haben, daß er seinen einigen Sohn hat sollen opfern. Ich wollte wahrlich mit Gott disputieren, wenn er mir solches fürlegte und zumutete." Schon als er sein erstes Töchterchen Elisabeth, acht Monate alt, hingeben mußte, bewegte ihn dieses Opfer tief. „Ich muß mich wundern, schrieb er damals, was für ein krankes, fast weibisches Herz sie mir zurückgelassen, also jammert mich ihrer. Hätte ich es doch zuvor nimmer gedacht, daß den Vätern das Herz könne so weich werden gegen die Kinder." Ihr Leichenstein befindet sich noch auf dem Wittenberger Gottesacker.

Ergreifend aber ist der Tod seines Töchterleins Magdalene im Jahre 1542. Sie muß ein wunderbar sinniges, frommes, gehorsames Kind gewesen sein, die besondere Freude der Eltern. Niemals hatte sie ihren Eltern Anlaß zur Klage gegeben. Es liegt ein Zug nach der Ewigkeit

über diesem reinen Kindesleben von Anfang an. Als sie dreizehn Jahre alt war, erkrankte sie Anfang September 1542. Sie selbst muß ihr Sterben geahnt haben, da sie dringend bat, ihren Bruder Johannes aus Torgau, wo er, wie wir oben (S. 23) hörten, bei Crodel in der Erziehung war, kommen zu lassen. Luther sandte auch sofort einen Wagen nach Torgau und ließ ihn holen, auch in der Hoffnung, daß die Anwesenheit des innig geliebten Bruders die Lebensgeister beleben würde. Vierzehn Tage zog sich die Krankheit hin, zwischen Hoffen und Bangen. Als durch die Zunahme der Krankheit die Hoffnung auf Genesung schwand, betete Luther: „Ich habe sie gar sehr lieb, und wollte sie wohl gern behalten, wenn sie mir unser Herr Gott lassen wollte; aber da es Dein Wille ist, daß Du sie dahinnehmen willst, so will ich sie gerne bei Dir wissen," und zu der Kranken gewendet, fragt er: „Magdalenichen, mein Töchterlein, du bliebest gern hier bei deinem Vater, und zeuchest auch gern zu jenem Vater?" Und das Kind antwortet fröhlich: „Ja, herzer Vater, wie Gott will." In der Nacht vor dem Tode hatte die Mutter einen Traum: Zwei junge, schöne Gesellen wären gekommen, ihr Magdalenchen zur Hochzeit zu führen. Als Melanchthon das hörte, erschrak er und deutete den Traum: „Die jungen Gesellen sind die lieben Engel, die werden kommen und diese Jungfrau in das Himmelreich, in die rechte Hochzeit führen."

Als sie am Abend des 20. September in den letzten Zügen lag, fiel Luther neben ihrem Bette auf die Kniee, weinte bitterlich und bat um ihre Erlösung. Da entschlief sie abends nach 9 Uhr sanft in seinen Armen. Die Mutter stand vor Traurigkeit fern vom Bette. Als sie im Sarge lag, sah er sie an und sprach: „Ach du liebes Lenichen, du wirst wieder auferstehn und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne." Da man ihr den Sarg zu eng und zu kurz gemacht hatte, sagte er: „Das Bett ist ihr zu klein, weil sie nun gestorben ist. — Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig; das Fleisch will nicht heran, das Scheiden vexiert einen über die Maßen sehr. Wunder Ding ist es zu wissen, daß sie

gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein." Als das Volk zum Begräbnis kam und ihm seine Mittrauer aussprach, erwiderte er: „Es soll euch lieb sein, ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen. O hätten wir einen solchen Tod, einen solchen Tod wollte ich auf diese Stunde annehmen." Da sagte einer: „Ja, es ist wohl wahr, doch behält ein jeder gerne die Seinen." Luther erwiderte: „Fleisch ist Fleisch, und Blut ist Blut! Ich bin froh, daß sie hinüber ist, keine Traurigkeit ist da, denn des Fleisches." Als sie vom Begräbnis heimkehrten und Käthe sich nicht trösten konnte, richtete er sie auf: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkommt. Sie kommt ja wohl! Aber Fleisch und Blut fleischet und blutet, thut wie seine Art ist, der Geist lebt und ist willig. Die Kinder disputieren nicht, wie man es ihnen sagt, so glauben sie es; bei den Kindern ist alles einfältig, sterben ohne Schmerz und Angst, ohne Disputieren und ohne Anfechtung des Todes, ohne Schmerzen am Leibe, gleichwie sie entschlafen." Später sagte er einmal im Freundeskreise: „Wenn meine Tochter Magdalene wieder sollte lebendig werden und sollte mir das türkische Königreich mitbringen, so wollte ichs nicht thun. O sie ist wohlgefahren. Ich wollte, daß ich und meine Kinder und ihr alle also sollt heimfahren, denn es werden böse Zeiten darnach folgen." Als sein Sohn Johannes um die Weihnachtszeit in seinem Schmerze um den Verlust der Schwester sich immer noch nicht beruhigen konnte und, besonders durch die Mutter weich gemacht, nach Hause begehrte, ermahnte ihn Luther brieflich zu männlicher Überwindung der Weichlichkeit, besonders auch im Hinblick auf die Mutter, deren Sorgen er nicht erhöhen dürfe. Er solle aushalten, wohin Gott ihn durch seine Eltern gewiesen habe.

Die Wunde, die durch Magdalenens Tod Luther geschlagen war, blutete noch lange. Oft kam er im Freundeskreise auf das liebe Kind zu sprechen und bat seine Freunde, sie sollten Gott um eine gute Stunde des Todes für ihn bitten. Seine Leiden mehrten sich, sein Haar ward weiß. Er fühlte mit Schmerzen die Abnahme der

Kräfte des Leibes und des Geistes. Sein Kopf, der ihm oft Not bereitet hatte, kam ihm vor wie ein Messer, dem der Stahl ganz und gar abgewetzt sei und das eitel Eisen geworden sei. „Das Eisen schneidet nimmer, also ist auch mein Kopf." Kurz vor seinem Tode schildert er sich als „alt, abgelebt, träge und kalt, und nun auch einäugig." Es muß also auch das eine Auge zuletzt seine Sehkraft verloren haben. Dennoch loderte noch in ihm bis zuletzt das Feuer des geistigen Lebens, und bis ans Ende stand er auf dem Plan, wo es galt zu bauen oder zu streiten. Doch schaute er sehnsüchtig hinaus auf das Jenseits und bat um ein „seliges, gnädiges Stündlein." Müde der Welt, wollte er scheiden „wie ein reicher Gast aus einer gemeinen Herberge."

Mit großer Sorge sah ihn seine Käthe am 23. Januar 1546 mit seinen drei Söhnen und andern Personen zu den Mansfelder Grafen reisen, die ihn zur Beilegung von unerquicklichen zwischen ihnen entstandenen Streitigkeiten über mancherlei Rechte als Schiedsrichter erbeten hatten. Fünf Briefe voll christlicher Kraft und köstlichen Humors schrieb er noch von dieser Reise an seine Käthe. Er berichtet ihr von der großen Wiedertäuferin, der Saale, die im Eisgang ausgetreten war und sie mit der Wiedertaufe bedroht habe. Sie hätten zwischen den Wassern der Mulde, die auch ausgetreten sei, und der Saale ruhig liegen bleiben müssen. „Nicht daß uns darnach dürstete zu trinken, sondern nahmen gut torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür. Ich halte, wärest du hier gewesen, so hättest du uns auch also zu thun geraten, so hätten wir deinem Rate auch einmal gefolget." Auf den durch solche Nachricht von Käthe geschriebenen Brief, in dem sie ihren Sorgen Ausdruck giebt, antwortet er: „Lies du, liebe Käthe, den Johannes und den kleinen Katechismus, davon du zu dem Mal sagtest: Es ist doch alles in dem Buche von mir gesagt. Denn du willst sorgen für deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale, oder im Ofenloch,

oder auf Wolfs Vogelherd.*) Laß mich in Frieden mit deiner Sorge, ich habe einen besseren Sorger, denn du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippen und hänget an einer Jungfrauen Brust, aber sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden. Amen." In launiger Weise berichtet er drei Tage darauf von verschiedenen Fährlichkeiten: „Allerheiligste Frau Doktorin! Wir bedanken uns gar freundlich für eure große Sorge, davor ihr nicht schlafen könnt, denn seit der Zeit ihr für uns gesorgt habt, wollte uns das Feuer verzehrt haben in unserer Herberge, hart vor meiner Stubenthür, und gestern, ohne Zweifel kraft eurer Sorge, hat uns schier (beinahe) ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetscht, wie in einer Mausefallen.... Ich sorge, wo du nicht aufhörest zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen und alle Elemente verfolgen. Lehrest du also den Katechismus und den Glauben? Bete du und laß Gott sorgen. Es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorgt für dich." Aber die Sorge Käthes hatte doch ihren guten Grund. Nachdem er noch seinem Weibe von der glücklichen Lösung seiner Friedensaufgabe hatte schreiben können, legte er sich auf sein Sterbelager. Fern von seiner Käthe sollte er in seiner Geburtsstadt Eisleben sanft und selig heimfahren. Die ausführliche Erzählung von seinem erbaulichen Sterben gehört nicht in den Rahmen unserer Aufgabe. Sein letztes Wort auf die Frage des D. Jonas: „Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr sie gepredigет, beständig bleiben und sterben?" ist ein klares Ja gewesen.

Käthe war schwer getroffen durch diesen Tod. Man schaut in ihr trauerndes Herz hinein durch einen Brief, welchen sie sechs Wochen nach Luthers Tode an ihre Schwester in die Feder diktierte. Darin heißt es: „Daß ihr ein herzlich Mitleiden mit mir und meinen Kindern tragt, glaub ich leichtlich. Denn wer wollte nicht billig

*) Scherzhafte Anspielung auf seines Dieners Wolf Siebergers Vogelherd (s. oben S. 46).

betrübt und bekümmert sein um einen solchen teuren Mann, als mein lieber Herr gewesen ist, der nicht allein einer Stadt oder einem einzigen Lande, sondern der ganzen Welt viel gedient hat. Derhalben ich wahrlich sehr betrübt bin, daß ich mein großes Herzeleid keinem Menschen sagen kann, und weiß nicht, wie mir zu Sinn und Mut ist. Ich kann weder essen, noch trinken, auch dazu nicht schlafen. Und wenn ich hätte ein Fürstentum und Kaisertum gehabt, sollte mir so leid nimmermehr geschehen sein, so ichs verloren hätte, als nun unser Herrgott mir und nicht allein mir, sondern der ganzen Welt diesen lieben und teuren Mann genommen hat. Wenn ich daran denke, so kann ich vor Weinen, das Gott wohl weiß, weder reden noch schreiben lassen."

Käthe überlebte ihren Mann um 6½ Jahre. Außer dem alten Augustinerkloster, ihrem Gütchen Zulsdorf, den Gärten und einer großen Anzahl von Bechern und Kleinodien, die Luther geschenkt erhalten hatte, hinterließ ihr Luther kein Vermögen. Sie wäre in große Not gekommen, wenn nicht der Kurfürst um 2000 fl. ihr und ihren Kindern das Gut Wachsdorf bei Wittenberg gekauft hätte, das sie, wie wir oben (S. 33) hörten, schon längere Zeit zu erwerben gestrebt hatte. Außerdem erhielt sie auch von dem König Christian von Dänemark eine jährliche Hülfe von 50 Thalern. Doch ging sie durch viel Sorge und Not. Sie mußte erfahren, was Luther ihr vorhergesagt hatte: „nach meinem Tode werden dich die vier Elemente zu Wittenberg doch nicht wohl leiden." Manche Verkennung und Zurücksetzung, manchen Undank mußte sie erdulden. Bei der Bewirtschaftung ihrer Gütchen, besonders Wachsdorfs, hatte sie weder Glück, noch das rechte Geschick. Die Kriegszeiten brachten ihr manchen Schaden. Im Jahre 1552 floh sie, da die Pest auch schon in ihr Haus gedrungen war, mit ihren Kindern nach Torgau. Unterwegs gingen die Pferde des Wagens durch, sie sprang aus dem Wagen, beschädigte sich beim Fall auf den Boden und wurde in einen Wassertümpel geschleudert. Schreck, Erkältung, wohl auch eine innere Verletzung warfen sie auf ein Krankenlager. Wie sie einst in Wittenberg in dem Hause des Stadtschreibers

Philipp Reichenbach zuerst Zuflucht gefunden, so war es wieder ein Philippus Reichenbach, Stadtrichter in Torgau (wahrscheinlich der Sohn des ersteren) der sie aufnahm. Drei Monate siechte sie langsam dem Tode entgegen. An Gottes Wort fand sie bis zuletzt ihren Trost und blickte sehnsüchtig auf die kommende Erlösung. In ihren Gebeten flehte sie oft für ihre Kinder und befahl sie Gottes Gnade, betete auch für die gesamte Kirche, daß die reine Lehre, die Gott durch das Wort ihres Mannes dieser letzten Zeit wiedergegeben habe, unverfälscht der Nachwelt erhalten bleibe. Als einen ihrer Aussprüche auf dem Sterbebette wird uns das Wort berichtet: „Ich will an meinem Herrn Christus kleben bleiben, wie die Klette am Kleide." So hat sie bis zuletzt sich als echte Gefährtin ihres vorausgegangenen Gatten bewährt.

In der Kirche zu Torgau lautet die Umschrift eines Leichensteines, der das Bild einer Frau in damaliger Tracht zeigt: „Anno Domini 1552 den 20. Dezember ist in Gott selig entschlafen allhier in Torgau, Herrn D. Martini Lutheri selige Witwe, Katharina von Bora."

Schlichte, anspruchslose Bilder deutschen Familienlebens sind an uns vorübergezogen. Während bedeutende Männer, die unter der Bewunderung der Mit- und Nachwelt im hellsten Glanze strahlen, diesen Nimbus gar oft einbüßen, wenn man ihr Privatleben, ihr Verhältnis zu der Familie kennen lernt, so ist dagegen Luther ein ganzer Mann. Luther ist ganz derselbe als Reformator, wie als Hausvater; auf der Kanzel, wie im Leben; vor den Großen der Welt, wie in der Kinderstube; im heißen Kampf, wie bei frischer Erholung; beim fröhlichen Feste, wie im tiefen Leid; im Leben, wie im Sterben. Man muß den Mann auch als Mensch liebgewinnen, wenn man sein Herz nicht durch Vorurteile verschanzt hat. Was Luther war, ist aber nicht etwa die Frucht einer glücklichen Naturanlage gewesen. Im Gegenteil, seine natürliche Artung hatte ihre großen Widersprüche, ihre Schranken und Schwächen.

„Seine natürliche Persönlichkeit mit ihren Widersprüchen und inneren Qualen war in der Selbstverzehrung und im Zergehen gewesen, war zu einem Chaos geworden, bis der schöpferische Odem des reinen Evangeliums mit seinem Trost und Friedenswort dem selbstmörderischen Streit in ihm ein seliges Ende machte, und um den Mittelpunkt einer neuen Persönlichkeit seine Kräfte harmonisch sammelte." Er ist kein Heiliger gewesen, das hat er selbst am besten gewußt. Aber wie Luthers gesamte Persönlichkeit, so bleibt auch sein Haus ein Vorbild für jedes christliche, für jedes deutsche Haus.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Die Entstehung

der

Augsburgischen Confession.

Von

Dr. Heinrich Rinn.

Halle a/S. 1888.
Verein für Reformationsgeschichte.

Am 29. Juni 1519 war Karl V. zum deutschen Kaiser erwählt worden. Den Dank dafür schuldete er dem Kurfürsten von Sachsen, welcher, wie einer seiner Freunde gesagt hat, wohl Weisheit genug besaß, die ihm angebotene kaiserliche Würde zu bekleiden, aber nicht Strenge, der auch zu nüchtern und verständig war, als daß er sich nach einer Stellung gesehnt hätte, welche bereits viel von ihrem früheren Glanze verloren hatte. Durch die echt vaterländische Gesinnung Friedrich's und seinen Einfluß im Rate der Sieben war Karl's Nebenbuhler, Franz I. von Frankreich, aus dem Felde geschlagen worden; seine wälschen Künste, unterstützt von dem päpstlichen Hofe, hatten bei den gewissenhaften Deutschen schließlich doch nicht verfangen. Große Feste feierte der Neugewählte in Barcelona, als er hörte, daß ihm die höchste Stelle unter den Großen dieser Welt beschieden sei; bald machte er sich auf, nach Deutschland zu ziehen, um auch dieses Stück Erde kennen zu lernen, dessen Krone neben so vielen anderen nun sein Haupt auch noch tragen sollte. Freudiger Zuruf begrüßte ihn da von allen Seiten. „Von dem edlen Blut Carolus“ spricht Luther in seiner ernsten Mahnung „an den christlichen Adel deutscher Nation.“ „Wo bist du, trefflicher Kaiser Karl?“ fragt er in seiner Schrift: „Wider die Bulle des Endchrists.“ Begeisterte Heroldsrufe tönten dem jungen Herrscher entgegen, als er den Lieblingsstrom der Deutschen heraufzog. „Tag und Nacht will ich Dir dienen ohne Lohn“, rief Hutten ihm zu, „manchen stolzen Helden will ich Dir auferwecken, Du sollst der Hauptmann sein.“ — Aber der Spanier war eine zu kalte, überlegsame Natur, als daß in seinem Herzen diese freudige Erregung einen Widerhall gefunden

hätte; verstand er doch nicht einmal die deutsche Sprache, welche gerade jetzt zu neuer Blüte sich entfaltete. Und vollends für die religiöse Bewegung, welche das ganze deutsche Volk so gewaltig ergriffen, hatte er gar kein Verständnis; der in den strengsten Formen des romanischen Katholizismus erzogene Jüngling kannte in religiöser Beziehung kein anderes Gebot, als gehorsam zu sein dem Haupte der Christenheit, und die geheiligte dreifaltige Krone nicht antasten zu lassen von einem Rebellen, möchte er heißen wie er wollte. So ließ er sich denn in Worms, bei dem ersten Reichstage, den er hielt, vollständig leiten von dem Abgesandten des Papstes, Aleander; umgarnt von dessen Stricken, machte er sich zum gefügigen Werkzeuge der geistlichen Macht; er verordnete am 26. Mai 1521 die Ausführung der päpstlichen Bulle gegen Luther und erklärte den frömmsten und deutschesten Mann „als ein von der Kirche Gottes abgehauenes Glied mit allen seinen Anhängern, Gönnern und Freunden" in die Acht und Aberacht; seine und seiner Anhänger Schriften wurden verboten und zum Feuer verurteilt. — Aber auch in diesem Falle zeigte es sich, daß der Menschen Gedanken nicht Gottes Gedanken sind: das Wormser Edikt wurde in seinen schärfsten Bestimmungen nicht ausgeführt, der Kaiser konnte die Beobachtung desselben in Deutschland selbst nicht überwachen; seine außerdeutschen Besitzungen verwickelten ihn in Kämpfe und Kriege, die alle seine Kräfte in Anspruch nahmen. Unter diesen Umständen war er gezwungen, auf die deutschen Fürsten Rücksicht zu nehmen, denn er konnte ihre Hülfe nicht entbehren. Er mußte das zu seiner Stellvertretung in Deutschland eingesetzte Reichsregiment gewähren lassen, wenn es der religiösen Bewegung keine Hindernisse in den Weg legte. So konnten Luther und seine Genossen durch Wort und Schrift, durch Lied und Spruch unablässig weiter wirken: in den Jahren von 1518 bis 1523 erschienen allein über 3000 deutsche Schriften, meist religiösen Inhaltes. „Luther hat die Wahrheit ausgeschrieben in alle Welt in seinen schönen gedruckten Büchern", heißt es in einer trefflichen Flugschrift aus jener Zeit; und „Luther macht alle seine Dinge in

Deutsch, das hat man vorher nicht gethan, und ich bin froh, daß es dazu gekommen ist", äußert sich ein Zeitgenosse des Reformators.

Freilich fehlte es auch nicht an Gegenwirkungen. Eck, jenem „Bauer von Ingolstadt", dem unversöhnlichsten Gegner des sächsischen Bauernsohnes, gelang es, Zwietracht zu säen unter den deutschen Fürsten; in Süddeutschland vermochte er die Herzöge von Baiern, als getreue Schildknappen den Thron des Papstes zu stützen. An demselben Tage, an welchem Luther an Friedrich den Weisen schrieb, er werde allen seinen Feinden zum Trotz von der Wartburg nach Wittenberg kommen, um das Evangelium vor seinen Freunden, den Bilderstürmern und Wiedertäufern, zu schützen und ihm wieder freie Bahn zu machen, am 5. März 1522 erließen die Herzöge von Baiern ein Mandat, in welchem sie allen ihren Unterthanen bei schweren Strafen geboten, bei dem Glauben ihrer Voreltern zu verbleiben. Ende Juni 1524 traten auf Betreiben des päpstlichen Legaten Campeggi außer den genannten Herzögen der Erzherzog Ferdinand von Österreich, der Erzbischof von Salzburg, mehrere Bischöfe und bischöfliche Abgeordnete in Regensburg zusammen und schlossen einen Bund zur Aufrechterhaltung der alten Lehre; dem gegenüber vereinigten sich Ende desselben Jahres die Städte zu Ulm, und „auch eine ganze Anzahl von Fürsten erklärte sich auf eine dem Regensburger Bündnisse entgegengesetzte Weise." So war es denn wahr geworden, was die Papisten von dem Wormser Edikte vorausgesagt hatten, dasselbe würde, wenn es auch sonst nichts nütze, doch sicherlich eine Spaltung unter den Deutschen hervorrufen. Trotzdem erreichten die Gegner Roms viel: 1526 setzten sie es durch, daß jedem Fürsten und jeder freien Stadt erlaubt wurde, in Sachen der Religion und des Wormser Ediktes so zu leben, regieren und es zu halten, wie sie es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getrauten. Nun regte es sich überall in deutschen Landen; das Gefühl der Sicherheit und des gesetzlichen Schutzes verdoppelte die Anstrengungen der Evangelischen, ihrem Hause einen festen Grund zu geben, damit kein Sturm imstande sei,

es umzuwehen, es unter Dach und Fach zu bringen, daß kein Platzregen es schädigen könne. Zu Anfang des genannten Jahres hatte Luther seine deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes herausgegeben, welche die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit betonte; nun wurden in dem Schwäbischen Hall, in Brandenburg-Ansbach, in Hessen Anweisungen für die Gestaltung der Landeskirchen erlassen; überall richtete man sich für die Zukunft ein. In dem Wiegenlande der Reformation wurde eine Visitation der Kirche angeordnet, welche bezweckte, die Schäden in religiöser Beziehung gründlich kennen zu lernen, um ebensolche Abhülfe schaffen zu können. Diesem Beispiele folgten mehrere Landeskirchen: die ganze evangelische Kirche hatte von der sächsischen Visitation den Nutzen, daß sie einen deutschen Katechismus erhielt. Luther jammerte des Volkes in seiner entsetzlichen Unwissenheit über Gott und göttliche Dinge, und so gab er 1529 zwei Katechismen heraus, den großen für die ungelehrten Geistlichen, den kleinen für das verwahrloste Volk. Ein herrliches Zeugnis stellt der Reformator selbst dem sächsischen Lande aus, das seinen Katechismus fleißig gebrauchte; im Mai 1530 schreibt er dem Kurfürsten nach Augsburg u. a.: „Es wächset jetzt daher die zart Jugend von Knäblin und Maidlin, mit dem Katechismus und Schrift so wohl zugericht, daß mir's in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblin und Maidlin mehr beten, gläuben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin noch alle Stift, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können. Es ist fürwahr sollichs jung Volk in E. K. F. G. Land ein schönes Paradies, desgleichen auch in der Welt nicht ist."

Grollend sah das „Widerteil" auf das herrliche Gedeihen dieser Saat, über welche der himmlische Vater seine Frühlingssonne scheinen ließ. Was hätten sie darum gegeben, wenn das Unkraut, welches der böse Feind reichlich gesäet hatte, den Weizen erstickt, oder ein kalter Reif die junge Pflanzung in einer Nacht vernichtet hätte! Einen Augenblick schien es wirklich, als sollten sich ihre Hoffnungen erfüllen. Im Oktober 1528 hatte der Papst den

Kaiser aufgefordert, sich der Sache der Religion auf einem demnächst zu haltenden Reichstage kräftiger anzunehmen als bisher. Bereits Ende November erließ Karl V. von Spanien her das Ausschreiben zu einem neuen Reichstage, welcher 1529 im Frühlinge gehalten werden sollte, wiederum in Speier. Der Kaiser schien allmählich Ruhe zu bekommen von seinen auswärtigen Feinden, des Krieges müde, neigten sie sich zum Frieden; diese Friedenshoffnung aber bedeutete für das evangelische Deutschland Kriegsaussichten. Das ging aus der kaiserlichen Botschaft hervor. Am 21. Februar soll der Reichstag eröffnet werden; wer zehn Tage nach diesem Termine nicht erschienen ist, auf den wird keine Rücksicht genommen; mit den anwesenden Ständen wird so gehandelt, daß ihre Beschlüsse auch für die abwesenden Geltung haben. Diese scharfe Sprache zwang die Unentschiedenen, feste Stellung zu nehmen; mehrere weltliche Fürsten, welche bis dahin für evangelisch gegolten, näherten sich den Katholiken wieder. Der Ton, welcher bei den Verhandlungen in Speier angeschlagen wurde, entsprach dem Vorspiele in der Einladung zu denselben; kurz und bündig verlangten die Vertreter des Kaisers, daß die Beschlüsse von 1526 aufgehoben, die von 1521 aber wieder Geltung erhalten sollten. Ein seltsames Begehren! Die Beschlüsse von 1526 waren einmütig gefaßt worden, die von 1521 nur von einem Teile der Fürsten; trotzdem sollte nun der Teilbeschluß vorgehen dem Gesamtbeschlusse! — Der Kurfürst von Sachsen hat einmal gesagt, die Sache des Evangeliums wolle er halten, wie ein Mann: wahrlich, als Männer zeigten sich die Evangelischen damals. „Verbum Dei manet in aeternum, das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit“, diesen Wahrspruch machten sie für sich wahr: das Gotteswort blieb ihnen die Richtschnur für ihr Handeln; den Weg, welchen Luther, durch Gottes Wort und sein Gewissen gebunden, 1521 gewiesen hatte, den betraten sie 1529: sie protestierten Gewissens halber gegen die Veränderung des vorigen Speier'schen Abschiedes und appellierten an ein gemeines, freies, christliches Konzil oder eine National-Versammlung; bis dahin wollen

sie in Gemäßheit des Abschiedes von 1526 es also halten, leben und regieren, wie sie es gegen Gott den Allmächtigen und Römische Kaiserliche Majestät, ihren allergnädigsten Herrn, zu verantworten sich getrauen. Das war eine Mannesthat, wohl wert, daß sie durch ein Gott geweihtes Denkmal ins Gedächtnis gerufen wird den Sachsen und Ansbachern, Lüneburgern, Hessen und Anhaltinern, sowie den Bewohnern von Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostnitz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, St. Gallen, Weißenburg und Windsheim, damit die Steine zu ihnen sprechen und sie mahnen, ihrer Väter würdig zu sein.

Seit 1529 sprechen wir von Protestanten.

Bald nach diesen denkwürdigen Ereignissen schloß Karl V. mit seinen bedeutendsten Gegnern Frieden: im Juni mit dem Papste zu Barcelona, im Juli mit Franz I. zu Cambrai; in beiden Verträgen wurde ausbedungen, daß die Protestanten vertilgt und der ketzerischen Pest endlich gesteuert werden solle. Im Juli 1529 schiffte sich der Kaiser in Barcelona ein, zunächst nach Italien, um dort alle Angelegenheiten zu ordnen, sich in Rom von seinem nunmehrigen, allerdings zweifelhaften Freunde Clemens VII. krönen zu lassen, und dann nach Deutschland zu ziehen, die Protestanten zu züchtigen. Indessen so rasch, wie er gehofft hatte, ging das alles nicht; bei seinen Verhandlungen mit den italienischen Staaten empfand er es sehr merklich, daß sich der gefürchtetste Feind der Christenheit, der Türke, von neuem gegen Deutschland erhoben hatte. Suleiman, der „Schatten Gottes über beide Welten“, war mit 250000 Mann ausgezogen, um die „staubgleichen Ungläubigen“ zu vertilgen. Schließlich erlahmte der Ansturm des Türken an dem Widerstande der Gesamtmacht in Deutschland; auch die Protestanten waren nicht zurückgeblieben, das Vaterland zu verteidigen. Jedenfalls aber zwang dieser Krieg den Kaiser, bis in das folgende Jahr in Italien zu verweilen, um wenigstens das Nötigste ins Werk zu setzen; die Kaiserkrone mußte er, statt in Rom, in Bologna, empfangen; alles drängte ihn nach Deutschland. Die Kaiserkrönung Karl's war die letzte, welche in Italien stattfand; sie erfolgte am 24. Februar 1530, am

30. Geburtstage des Gekrönten, am Jahrestage der siegreichen Schlacht von Pavia.

Tief erregt gaben die deutschen Kurfürsten ihren Unwillen darüber kund, daß sie weder zu der Krönung berufen, noch zu den Verträgen herbeigezogen seien, welche der Kaiser mit den italienischen Mächten geschlossen habe; sie protestierten gegen alle Bestimmungen, welche da etwa zum Nachteile des heiligen römischen Reiches getroffen wären. Doch der Kaiser kümmerte sich wenig darum. Desto mehr sollte man erwarten, daß die Kurfürsten und die Deutschen überhaupt derartige Vorgänge sich hätten zur Warnung dienen lassen, um wenigstens für die Zukunft sich besser vorzusehen, zusammenzuhalten und ihre verbrieften Rechte zu wahren. Doch der Zwiespalt in Sachen der Religion hinderte sie daran; eine Partei schloß sich nur um so enger an den Kaiser als den Schirmherrn des „katholischen“ Glaubens an.

Unter den Fürsten der protestantischen Partei war es der Landgraf Philipp von Hessen, welcher längst die Gefahren erkannt hatte, die ihrer Sache von seiten des mächtigen und glücklichen Kaisers drohten. Hatte er darum schon früher gern die Hand geboten, wo es galt, sich zusammenzuthun, um feindliche Angriffe zurückzuweisen, so schien es ihm ganz besonders im Jahre 1529 an der Zeit, alles daran zu setzen, daß die Protestanten Mann an Mann ständen, der katholischen Partei in den aufgehobenen Arm zu fallen. Kühne Pläne entwarf er; in einer großartigen Erhebung, die von Deutschland aus sich über die Schweiz und Frankreich hinaus bis nach Italien ausdehnen sollte, wollte er alle Gegner des Kaisers zu einem Bunde vereinigen und ihm ein gebieterisches Halt zurufen. Doch, wie seine Entwürfe außerhalb Deutschlands scheiterten, so auch innerhalb desselben: es gelang ihm nicht, die Oberdeutschen und Schweizer mit den Niederdeutschen in religiöser Beziehung zu einen, womit denn auch eine politische Verbindung von selbst ausgeschlossen war. Ja, nach dem zum Zwecke der religiösen Einigung in Marburg veranstalteten Religionsgespräche wurde der Riß noch ärger, als er gewesen; in Schwabach und noch mehr in Schmal-

kalden standen Sachsen und Brandenburg als geschlossene Partei zusammen gegenüber den mächtigsten Städten Oberdeutschlands, die zwinglisch gesinnt waren.

War so ein tiefer Riß unter den Protestanten vorhanden, so traten nun außerdem auch Gerüchte von einem bevorstehenden neuen Reichstage auf, welchen der Kaiser, in dessen Person sich die ganze katholische Macht verkörperte, selbst zu halten gedenke. Was konnte man nach dem Vorgange von 1529 anderes erwarten als geharnischte, „unsanfte Briefe“? Zu allgemeiner Überraschung trat das Gegenteil ein. Das am 21. Januar 1530 zu Bologna erlassene Ausschreiben zu dem Reichstage atmet den Worten nach nichts als Güte und Milde. Es verlohnt sich wohl, einiges daraus anzuführen. Schon etliche Male hat demnach der Kaiser ernstlich vorgehabt, sich wieder in das heilige Reich zu begeben, aber seine Feinde haben ihn daran gehindert. Nunmehr hat er mit diesen Frieden geschlossen, teilweise sogar zu seinem eigenen Schaden, nur damit er den gemeinsamen Nutzen der heiligen Christenheit fördern könne; er hat seine Gemahlin, seine Kinder und die spanischen Königreiche verlassen, hat keine Unkosten noch Gefahren gescheut, und ist nach dem Willen Gottes nun in Italien angekommen, teils um auch da Frieden und Ordnung zu schaffen, teils aber auch, um sich mit dem Papste zu verständigen über die Aufrichtung der Einigkeit im heiligen Reiche der deutschen Nation. Dementsprechend ist er jetzt entschlossen, einen allgemeinen Reichstag abzuhalten, und zwar vom 8. April 1530 an in seiner und des heiligen Reiches Stadt Augsburg. Den Ständen des Reiches wird alsdann ernstlich geboten, auf demselben Tage zu Augsburg persönlich zu erscheinen: dort soll beschlossen werden, wie der Türkengefahr abzuhelfen sei, ferner wie die Irrung und der Zwiespalt in dem heiligen Glauben und der christlichen Religion beigelegt werden solle. Alle die vergangene Irrsal soll Christo unserem Seligmacher ergeben werden, alle eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütigkeit gehört und erwogen; diese will dann der Kaiser zu einer einigen christlichen Wahrheit bringen und

vergleichen, alles, was auf beiden Seiten nicht recht gehandelt ist, abthun, damit, wie alle unter einem Christus sind und streiten, so auch alle in einer Gemeinschaft, Kirche und Einigkeit leben: alles zur Wohlfahrt des heiligen Reiches. — In Wahrheit, es kann nichts friedlicheres geben als diese Worte! Dem Ausschreiben zum Reichstage entsprachen nicht die Verhandlungen, den Worten nicht die Thaten. Im Vollgefühle seiner Macht und im Vertrauen auf sein bisheriges Glück will es der Kaiser allerdings zunächst mit Milde versuchen, er will den Abgeirrten gnädig wieder auf den rechten Weg helfen, und, indem er das Vergangene vergißt, den ersten Schritt auf demselben auch leicht machen, aber wenn sie auf diesem Wege nicht sofort weitergehen, dann ist Strenge zu erwarten. Das wissen wir aus mehreren Schriftstücken damaliger Zeit, der Kaiser ließ es die Protestanten auf dem Reichstage auch oft genug fühlen, und ihnen recht deutlich sagen, wenn er erklärte, er müsse seines Amtes als Schirmherr und Vogt der allgemeinen Kirche und der Christenheit walten. Ganz unverblümt ist Gewalt in Aussicht gestellt in dem schließlichen Abschiede des Reichstages.

Zunächst erweckten die schönen Worte des kaiserlichen Ausschreibens in fast aller Herzen frohe Hoffnungen. Luther und besonders Melanchthon wurden nicht müde, die Milde des „frommen Carolus“ zu preisen, die protestantischen Fürsten wetteiferten, ihm Ehrerbietung und Gehorsam zu bezeugen.

Johann der Beständige — 1525 war er seinem Bruder Friedrich in der Regierung Kursachsens gefolgt — erhielt das Ausschreiben zum Reichstage am 11. März 1530. Sogleich erkannte der wachsame und scharfsichtige Kanzler Brück, ein treuer Diener seines irdischen und himmlischen Herrn, daß man sich nur dann vor Überrumpelung durch die Schliche der gegnerischen Partei sichern könne, wenn die Lehre der Protestanten in einer Schrift niedergelegt würde. Er riet deshalb seinem Herrn, die Meinung, auf welcher sie bisher „gestanden und verharret“, ordentlich in Schriften zusammenziehen zu lassen, mit gründlicher Be-

währung derselben aus göttlicher Schrift; so würden die Verhandlungen in Augsburg rascher und ohne Mißverständnisse von statten gehen, auch wenn, wie er besorge, die Prediger nicht auf dem Reichstage erscheinen dürften. Auf dieses Gutachten hin teilt der Kurfürst am 14. März seinen Gelehrten Martinus Luther, Justus Jonas, Johann Bugenhagen und Philipp Melanchthon den Inhalt des kaiserlichen Ausschreibens kurz mit und spricht seine Ansicht dahin aus, daß solcher Reichstag vielleicht an eines Konzils oder einer National-Versammlung Statt gehalten werde; deshalb hält er es für notwendig, daß die Artikel, um welche sich der Zwiespalt im Glauben und auch in äußerlichen Kirchengebräuchen erhoben habe, in solche Form gebracht werden, daß er vor Beginn des Reichstages sich wohl überlegen könne, wie er in die Verhandlungen eintreten solle. Die Gelehrten werden dann aufgefordert, bis zum 20. März ihre Beratungen zu beenden, sich gemeinschaftlich nach Torgau zu verfügen und dem Kurfürsten das Ergebnis mitzuteilen. Diese Aufforderung wurde am 21. März erneuert. In dem erstgenannten Schreiben ersuchte Johann außerdem Luther, Jonas und Melanchthon, ihre Angelegenheiten in Wittenberg so zu ordnen, daß sie an dem Tage, wo er zum Reichstage aufbrechen würde, unverzüglich wieder nach Torgau kommen könnten, um ihn zunächst bis Koburg, der Grenzstadt seines Gebietes, zu begleiten. Je nachdem sich die Verhältnisse auf dem Reichstage gestalteten, sollten sie sich alle in Koburg halten oder aber zu ihm nach Augsburg verfügen.

Dabei ließ es der Kurfürst aber nicht bewenden. Wie ihm seine Räte empfohlen, teilte er dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Herzoge Ernst von Lüneburg, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Herzoge Heinrich von Mecklenburg und dem Fürsten Wolfgang von Anhalt seinen Entschluß mit, daß er persönlich nach Augsburg ziehen wolle, und bat sie, in Anbetracht der Wichtigkeit der bevorstehenden Versammlung sich auch dort einzufinden. Am liebsten würde er es sehen, wenn sich alle in Koburg versammelten, ihr gemeinsames Einreiten in Augsburg und ihre dadurch bezeugte Einigkeit würde sicherlich auf die

Gegner Eindruck machen. — Sehr bald erklärte der Fürst von Anhalt seine Bereitwilligkeit, dem Kurfürsten in jeder Weise zu Willen zu sein. Philipp von Hessen war zurückhaltender in seinem Antwortschreiben. Dem Kurfürsten rät er, sich nicht so sehr zu beeilen, der Reichstag werde doch so bald nicht eröffnet werden. Was ihn persönlich anbetrifft, so weiß er noch nicht, ob er nach Augsburg ziehen soll. Man könnte sich wohl denken, daß er, mißmutig über das Scheitern aller seiner Bemühungen, die Protestanten zu einen, die Dinge nun ihren Gang gehen lassen wollte. In seinem Briefe an den Kurfürsten spricht er das nicht aus, einen Grund persönlicher Natur giebt er an. Mit der Gesandtschaft, die von den Protestanten 1529, nach dem Reichstage zu Speier, an den Kaiser abgeordnet war, hatte er diesem ein Buch geschickt, welches die Summe der Schrift und christlichen Lehre enthielt und Karl V. von der Rechtmäßigkeit des protestantischen Glaubens überzeugen sollte. Weit entfernt, diesen Versuch einer Rechtfertigung zu billigen, hatte der Kaiser in den ungnädigsten Ausdrücken und in den unverkennbarsten Feindseligkeiten gegen die Gesandten seiner Entrüstung darüber Ausdruck gegeben. Als ob Philipp jetzt schon das Schicksal geahnt hätte, welches ihn nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 traf, spricht er auf Grund des eben Mitgeteilten die Befürchtung aus, daß ihm bei seinem Erscheinen in Augsburg am Ende Schlimmes widerfahren möchte. — Schließlich hat er den Reichstag doch besucht.

Der Markgraf Georg von Brandenburg, damals außer Landes, forderte seine Räte zunächst schriftlich auf, in allen den christlichen Glauben und die Kirchengebräuche betreffenden Beratungen gemeinsam mit anderen christlichen Ständen, sonderlich aber mit Sachsen und Nürnberg vorzugehen; „die Not erfordert, daß wir alle, welche eines Glaubens und Sakramentes sind, bei einander, und wir nicht allein stehen.“ An den Reichstagsverhandlungen in Augsburg nahm er persönlich teil, ebenso der Herzog von Lüneburg.

Hatte Johann der Beständige sich so an die Spitze der protestantischen Fürsten gestellt und durch seinen Ein-

fluß es dahin gebracht, daß sie mehr oder minder freudig ihre Zustimmung zu gemeinsamem Vorgehen in Augsburg gaben, so traf er nun alle nötigen Anordnungen, um selbst rechtzeitig von Torgau aufbrechen zu können. An „etliche vom Adel auf dem Lande“ ließ er die Aufforderung ergehen, ihn zu begleiten, ordentlich gerüstet und in „Leberfarb, die Hoffarb“, gekleidet. Um auch nichts zu versäumen, den Kaiser für sich und seine Glaubensgenossen günstig zu stimmen, sprach er ihm seine Glückwünsche zu der Krönung in Bologna aus und seine Freude darüber, daß er vorhabe, nach Deutschland zu kommen, auch die Hoffnung, daß diese Ankunft Frieden und Einigkeit und Wohlfahrt für das Reich im Gefolge habe. Außerdem aber sandte er einen seiner Räte, Hans von Dolzig, ab, die Grafen von Nassau und Neuenahr mit seinen Wünschen und Anliegen bekannt zu machen, damit diese Männer sie bei dem Kaiser vorbrächten und ihn zu deren Erfüllung geneigt machten. Der Graf von Nassau gehörte zu der Dillenburger Linie, welche die niederländische Freiheit begründet hat, der Graf von Neuenahr war einer der bedeutenderen Gelehrten seiner Zeit, welcher nach einem Berichte des Erasmus besonders geschichtlichen Studien oblag. Beide galten bei dem Kaiser offenbar viel. Ende März kam Dolzig nach Dillenburg. Der Graf von Nassau ließ dem Kurfürsten raten, für den Kaiser einen guten gründlichen Bericht „des Irrsals und der Religion halber“ zu verfassen und ihm diesen vor Beginn des Reichstages in Gegenwart etlicher ansehnlicher kaiserlicher Räte, welche der protestantischen Sache günstig gesinnt („dienstlich und gelegen“) seien, zu übergeben. Das Schriftstück müsse in lateinischer oder wälscher Sprache abgefaßt sein, denn weder der Kaiser, noch die Herren, welche er bei sich hätte, verstünden eine andere. Der Kurfürst befolgte diesen Rat und übermittelte — so dürfen wir mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen — seinem Gesandten Hans von Dolzig eine lateinische Übersetzung der „Schwabacher Artikel“. Eine Abschrift derselben nahm der päpstliche Gesandte Campeggi und sandte sie nach Rom mit einem Begleitberichte, welcher den Anfang der Artikel für gut

christlich und katholisch erklärt, während Mitte und Ende voll Gift seien; man könne sich nicht wundern, wenn solche Lehren überall Abfall vom Glauben bewirkten und Ketzer wie die Wiedertäufer u. a. erzeugten. Beide Schriftstücke hat ein verdienter Gelehrter vor kurzem in Rom gesehen; er versichert uns, daß die Fassung der protestantischen Lehre sich im wesentlichen mit der in den „Schwabacher Artikeln" decke. — Daß der Kaiser über das ihm mitgeteilte Bekenntnis ungehalten war, läßt sich denken; wie 1521 von Aleander, so war er 1530 vollständig von Campeggi ins Schlepptau genommen. Thatsächlich bewies er dem Kurfürsten seine Ungnade in einer recht unfreundlichen Antwort, welche er ihm durch die Grafen von Nassau und Neuenahr zugehen ließ. Da wurde er verantwortlich gemacht für alle Schmach und Verachtung, welche dem weltlichen Herrn der Christenheit durch die Nichtachtung des Wormser Ediktes angethan worden sei, er wurde beschuldigt, an die Spitze eines Bundes getreten zu sein, dessen Teilnehmer dem Kaiser ebenfalls ungehorsam und widerwärtig geworden, woraus Blutvergießen und Weiterung im heiligen Reiche entstanden sei.

Wie ungerecht diese Vorwürfe waren, können wir ersehen aus einem Schreiben vom 1. April 1530, in welchem Johann von Sachsen seine Amtleute auffordert, in seiner Abwesenheit dafür zu sorgen, daß alle Anordnungen der Visitatoren unweigerlich gehalten und in betreff der Wiedertäufer und mutwilligen Fehder (Ruhestörer) allen seinen Befehlen allerwegen nachgelebt würde. Die Pfarrer und Prediger läßt er in demselben Schreiben mahnen, Fürbitte zu thun für gemeinen christlichen Frieden und für die Verhandlungen zu Augsburg.

In den ersten Tagen des April brach der Kurfürst von Torgau auf mit einem stattlichen Zuge, von den Besten seines Landes begleitet, bereit, Verantwortung zu thun vor dem Kaiser, wenn dieser Grund fordere der Hoffnung, die in ihm sei, und wohlversehen mit den Urkunden, welche sein gutes Recht bezeugen und seine Gewissenhaftigkeit in allen seinen Handlungen darthun sollten. In drei Laden lagen sie wohlverwahrt, die dritte enthielt u. a.

„Schriften Dr. Martinus belangend", und der „Gelehrten zu Wittenberg Bedenken, was Kaiserlicher Majestät der Ceremonien halber und, was dem anhängig, anzuzeigen sein solle." Dieses „Bedenken" (Gutachten) umfaßt die Artikel, um welche der Kurfürst am 14. März seine Gelehrten gebeten hatte.

Nicht allzu rasch ging die Reise von statten. Am 7. April war der reisige Zug in Eisenberg, einem Städtchen im schönen Thüringerwalde, zwischen Elster und Saale gelegen. Von hier aus richtete Johann das beachtenswerte Schreiben an den Nürnberger Rat, in welchem er diesen bat, Luther bei sich aufzunehmen. Nach Augsburg konnte er den geächteten Reformator nicht mitnehmen, andererseits wollte er ihn aber doch während der Reichstagsverhandlungen in seiner Nähe haben, und da lag ihm Nürnberg am bequemsten. Am 15. April war Koburg erreicht; dort wurde Rast gehalten bis zum 23. Während dessen gelangten die Verhandlungen mit Nürnberg zum Abschlusse. Der Rat dieser Stadt legte durch seinen Gesandten Michael von Kadan dem Kurfürsten die Gefahr dar, welche er durch die Aufnahme des geächteten Luther auf sich lade. Johann erkannte diese Vorstellungen als berechtigt an und bat den Gesandten, Luther persönlich von der abschläglichen Antwort der Nürnberger in Kenntnis zu setzen. In der Nacht vom 21. auf den 22. April wurde Luther aus der Stadt auf die wohlverwahrte Feste Koburg gebracht, damit er vor allen Nachstellungen sicher sei. Diese Burg im Süden des kurfürstlichen Landes barg ihn also während des zweiten Reichstages, welchen Karl V. in seinen deutschen Landen hielt, wie ihn zur Zeit der Reichsversammlung in Worms die im Norden gelegene Wartburg in ihren Schutz genommen hatte. An beiden Orten wußte Luther, daß er in dem Schutze, weil in dem Dienste dessen stand, der besser schirmt als Fels und Wehr und Waffe: seine feste Burg war Gott, und der ließ ihn durch alle seine Feinde mitten hinweg gehen. Und wie er auf der Wartburg durch seine Schriften Zeugnis davon gab, daß er nicht tot sei, so auch auf der Koburg: an festem Gottvertrauen und an Unerschrockenheit seinen

Feinden gegenüber geben diese jenen nichts nach. Was giebt es Lieblicheres, als den Brief an sein „Söhnlin Hänsichen", was Wuchtigeres, als seine „Vermahnung an die Geistlichen, versamlet auf dem Reichstag zu Augsburg"! Wahrlich, so kann nur ein Mensch schreiben, der weiß: Das Reich muß uns doch bleiben. — Michael von Kadan erzählt, Luther habe ihm in Koburg gesagt, er wäre viel lieber in Wittenberg geblieben, dieser Reichstag in Augsburg werde doch kein Ergebnis haben, ebenso wenig wie der vorige. Freunden gegenüber hat er geäußert, er passe nicht nach Augsburg, er habe eine schlechte Stimme, d. h. er könne da, wo es Gottes Ehre gelte, nicht an sich halten, nicht „leise treten". Wenn er denn auch den Reichstag in Augsburg mit seiner glänzenden Versammlung nicht sehen konnte, einen Ersatz dafür fand er in einem anderen Reichstage: dem nämlich, welchen die Krähen und Dohlen hielten in dem Dorngebüsche gleich vor seinem Fenster. Mit köstlichem Humor schildert er das Zu- und Abreiten, das Schweben und Schwänzen des Adels und der großen Hansen, ihren gewaltigen Zug und Streit. „Ich halte aber", heißt es dann weiter, „es sei nichts anderes, denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einem Haufen also für (vor) mir haben, auf daß ich höre ihre Stimme und Predigten, und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür kecken für die lange Weil."

In ernster Stimmung zog am 23. April der Kurfürst Johann mit seinen Reisigen und Räten und Gelehrten seine Straße weiter; ohne Luther fühlten sie sich einsam und verlassen; das bezeugt uns besonders Jonas, der wie ein Kind klagt, das seinen Vater verloren hat. Der Geistesgewaltige auf der Koburg aber geleitete sie mit heißen Gebeten zu dem, der auch die Schwächsten stärken kann. Zum Gebete hat er seine Hände auch während des Reichstages stets gefaltet, Gott allein, davon war er überzeugt, kann den Kampf gegen den Satan erfolgreich führen, Gottes Sache ist es ja, die in Augsburg von den Protestanten getrieben wird, und die Gegner stehen im

Dienste des Fürsten der Finsternis. — Am 26. April sah Nürnberg den stattlichen Zug der Sachsen in seine Mauern einreiten; am 2. Mai wurde das Ziel, Augsburg, erreicht. Mit welchen Empfindungen mögen diese Männer wohl die Stadt betreten haben, in welcher vor etwa zwölf Jahren über Luther und seine Sache das Verdammungsurteil gesprochen worden war!

Johann der Beständige war der erste Fürst, welcher, dem Befehle des Kaisers gehorsam, in die ehrwürdige Reichsstadt einzog. Allmählich langten auch die übrigen an, nicht minder die Gesandten der Städte. Wie der Einzug der Sachsen glänzend gewesen war, so entfalteten auch die übrigen protestantischen Machthaber bei diesem Anlasse große Pracht. Die Reiter des Landgrafen fielen auf durch den auf ihrer Kleidung zur Schau getragenen Wahlspruch V. D. M. I. A. d. i. Gottes Wort bleibt in Ewigkeit. Dem Markgrafen Georg rühmte man nach, besser gerüstet gekommen zu sein wie einer. Von Städten waren nur die ober- und mitteldeutschen auf dem Reichstage vertreten. Oefter sagt der Kurfürst von Sachsen, er sei in allem dem Kaiser zu Diensten gewesen, „ungesparts Leibes, Gutes und Lebens". Das trat auch jetzt wieder hervor bei ihm und seinen Glaubensverwandten, als sie glänzend in Augsburg einritten. Der äußere Schmuck war aber doch nur ein Abbild von dem inneren; das Gewissen der Protestanten war rein, wie ihre blanken Panzer, aber auch die Waffen ihres Geistes scharf wie die Schwerter ihrer Ritterschaft. Ihre beste Waffe war das Wort Gottes; darum hatten sie ihre Prediger bei sich, ihnen täglich dasselbe zu verkündigen; Eisleben, Schnepf und wie sie alle heißen, thaten dies „mit aller Freudigkeit" und anfangs auch „unverboten", und groß war die Volksmenge, die ihnen nachfolgte. Das waren gesegnete Maientage für das deutsche Land, das waren Feste, wert, mit Maien geschmückt zu werden bis an die Hörner des Altars. Glücklich preist ein evangelisch gesinnter Arzt in Ulm, Wolfgang Rychard, die Stadt Augsburg, daß sie so treffliche Männer in ihren Mauern beherberge, durch deren

Gegenwart die Unweisen belehrt und die Unheiligen gebessert würden.

Am 4. Mai war Kaiser Karl endlich in Innsbruck angelangt; sofort am folgenden Tage ließ ihm Johann durch seinen Gesandten Hans von Minckwitz Glück wünschen zu seiner Ankunft im deutschen Reiche; daß er selbst bereits in Augsburg weile, vergaß er nicht zu erwähnen. Bald darauf sandte er seinen Marschall Joachim von Pappenheim an das kaiserliche Hoflager, damit er die Befehle des Kaisers in bezug auf die Herbergen in Augsburg entgegennehme, sowie für alles andere, was der Kurfürst als des Reiches Erzmarschall anzuordnen verpflichtet war.

Indessen mit dem Aufbruche des Kaisers nach Augsburg hatte es gute Wege; der Landgraf Philipp hatte also recht, wenn er dem eifrigen und dienstwilligen Johann am 20. März schrieb, es würde in Wirklichkeit alles nicht so beeilt werden mit dem Reichstage, wie es den Anschein habe.

Man möchte fast glauben, daß „für die Bewegungen hoher Persönlichkeiten Langsamkeit damals als unerläßlich galt.“ Daß Karl V. im Jahre 1530 die deutschen Stände so lange auf sich warten ließ, hatte aber andere, schwerer wiegende Gründe.

Durch Hans von Minckwitz hatte der Kurfürst bei dem Kaiser auch anfragen lassen, ob seine Anwesenheit in Innsbruck gern gesehen würde. Die Anwort war ablehnend ausgefallen, und dies damit begründet worden, daß persönliche Verhandlungen eines Fürsten mit dem Kaiser vor Beginn des Reichstages bei den anderen Ständen leicht mißdeutet werden und Verdacht erregen könnten. Das hinderte freilich nicht, daß mehrere Fürsten der Gegenpartei sich dennoch zu dem Kaiser verfügten und sich an seinem Hofe auch recht lange aufhielten; ob das bei den Protestanten Verdacht errege oder nicht, darüber setzte man sich hinweg. Freilich, wären diese gekommen, Abbitte zu thun, hätten sie, wie Ulm, demütige Deputationen geschickt, und ihre Unterwerfung in Aussicht gestellt, dann wären sie mit offenen Armen empfangen worden. Das thaten sie aber nicht, sie konnten nicht, wie die päpstlich Ge-

sinnten, in dem Kaiser den Heiland sehen. Mißmutig schreibt der Kurprinz von Sachsen, Johann Friedrich, über dieses Treiben in Innsbruck, wo das Gold nicht gespart wurde und Bestechung an der Tagesordnung war, an Hans von Dolzig: „Ich glaube, daß durch die Fürsten, welche zu dem Kaiser nach Innsbruck kommen werden, viel geschwinde und böse Praktiken (Händel) gesucht werden, meinen gn. Herrn Vater, mich und andere zum höchsten wider (bei) Kaiserliche Majestät zu verunglimpfen."

Am 8. Mai war für den Herzog Georg von Sachsen Herberge bestellt worden, am 11. Mai „war man" der Ankunft dieses Fürsten so wie der Herzöge von Baiern auf den folgenden Tag „gewärtig". Der Bericht fügt dieser Meldung hinzu: „daraus sich viel unzeitige Reden insgemein zutragen." Wer konnte das den Leuten verdenken! Jedermann wußte, was diese Männer als Feinde der Protestanten bedeuteten. 1519 bei der Disputation in Leipzig war der Grund zu der persönlichen Feindschaft Georg's gegen Luther gelegt worden. Damals hatte der Wittenberger Mönch auf die hinterlistigen Herausforderungen Eck's hin u. a. geäußert, unter den Artikeln des Johann Hus, welche das Konzil zu Kostnitz verdammt habe, seien einige grundchristliche und evangelische. Als Herzog Georg, welcher der Disputation beiwohnte, dies hörte, stieß er seinen gewöhnlichen Fluch aus: „Das walt die Sucht." Das Verhältnis zwischen beiden wurde nicht besser, als bald darauf der Sekretär des Herzogs, Hieronymus Emser, allerlei Lügen gegen Luther ausstreute und seine Worte in Leipzig geradezu verdrehte. Bei dem Reichsregimente war Georg stets der Chorführer der gegnerischen Partei, immer befürwortete er Strenge gegen Luther und die von diesem vertretene Richtung, jeden den Protestanten günstigen Beschluß erklärte er für die Quelle von Irrungen und Aufruhr. Als die Wittenberger Unruhen ausbrachen und später gar der Bauernkrieg, da glaubte er, nun müsse ihm doch jedermann recht geben. Nach der Unterdrückung der Bauern suchte er in diesem Sinne auf seinen Schwiegersohn Philipp von Hessen und seinen Vetter Johann einzuwirken: in Mühlhausen nahm er damals beide besonders

und bat sie, „sich der Sache Luthers nicht anhängig zu machen in Betrachtung des Bösen, das daraus geflossen." Im Jahre 1528 gingen böse Gerüchte in Deutschland um, Herzog Georg sei bei einem Bündnisse gegen die Protestanten beteiligt. Luther äußerte sich darüber in einem Briefe an einen Freund in Nürnberg mißbilligend. Das erfuhr der Herzog; auch darüber gab es Haderbriefe, so daß Luther von seinem Kurfürsten den strengen Befehl erhielt, nichts mehr gegen Georg drucken zu lassen, was er selbst nicht gesehen und gebilligt habe. Konnten nun die Protestanten gleichgiltig zusehen, wenn ein solcher Mann von dem Kaiser geflissentlich gehegt wurde? Mußten sie nicht zweifeln an seiner Gerechtigkeit, und irre werden an den Worten des Ausschreibens zum Reichstage? Nun gesellten sich zu dem Herzoge Georg noch die von Baiern, die Männer, welche, durch Eck gewonnen, im Einverständnisse mit Rom den Grund zu der Spaltung unter den deutschen Fürsten gelegt hatten, und stets darauf ausgingen, diese zu vergrößern! Was sie aber nicht persönlich thaten, um die Protestanten bei Karl V. zu verdächtigen, das übernahm ihr Unterthan Eck, oder hatte er schon übernommen durch Schriften. Hatte dieser Parteigänger des Papstes, welcher Luther und seine Freunde mit „pharisäischem Hasse" verfolgte, im Januar 1530 den Herzog von Lothringen öffentlich gelobt, daß er auch die heimlichen Anhänger Luther's an Leib, Hab und Gut zu strafen gedroht, so war es ihm im März desselben Jahres als ein besonderes Gott wohlgefälliges Werk erschienen, die Protestanten bei dem Kaiser auf das schmählichste zu verleumden. Zu dem Zwecke hatte er angeblich aus den Schriften der evangelischen Wortführer 404 Sätze gezogen und sie dem Kaiser zugesandt zugleich mit einem Briefe, welcher lauter unwahre Beschuldigungen gegen die „Abgefallenen" enthielt, und die Anhänger Luther's mit Bilderstürmern, Wiedertäufern, Leugnern der Gottheit Christi, kurz mit allen Ketzern, welche je aufgekommen und von der Kirche verdammt worden sind, auf eine Linie stellte, um dem Kaiser ein durchaus falsches Bild von der ganzen religiösen Bewegung in Deutschland zu zeichnen und seinen bösen Zweck

um so sicherer zu erreichen. In der heiligsten und besten Sache gebrauchte Eck die unheiligsten und verwerflichsten Mittel! Man denke sich nun diese Schriftstücke als Unterlage für die Besprechungen des Kaisers mit den katholischen Fürsten, dazu die Hetzereien des Kardinals Campeggi, welcher immer von einer teuflischen Pest, einer teuflischen Sekte sprach, die nicht nur in Germanien bleibe, sondern sich über die ganze Erde verbreite und die ganze Welt beflecke, und der auf Gewalt hinwies als das beste Mittel, die Ketzerei mit der Wurzel zu vertilgen: war es da nicht natürlich, daß der ohnedies schon gegen die „Neuerung“ eingenommene Herrscher schließlich nichts mehr wissen wollte von Versöhnung, nichts halten von dem, was er in dem Ausschreiben versprochen, und die trotz alledem ihm ergebenen Deutschen hofften? Unglücklicherweise starb denn auch gerade damals noch der einzige Mann im Rate Karl's V., welcher diesen eigenwilligen Schirmherrn der abendländischen Christenheit, d. h. des Papstes, immer zur Geduld gemahnt und auf die schlimmen Folgen des Wormser Ediktes aufmerksam gemacht hatte: das war der alte Kanzler Mercurinus Gattinara. Sein Tod wurde von den Protestanten mit Recht tief bedauert und als ein schlimmes Vorzeichen für die Zukunft aufgefaßt. Jetzt, wo Balthasar Merklin von Waldkirch, der bisherige Vizekanzler, mehr Einfluß gewann, wurde der Kaiser noch mehr als vorher „getrieben und geschoben“, daß er in allen Widerwärtigkeiten die Folgen von der protestantischen Bewegung sah, nicht aber von seinen eigenen, verkehrten Maßregeln. Was Luther und die evangelischen Fürsten so oft gesagt haben, daß ohne die reformatorische Bewegung noch viel größere Unruhen ausgebrochen wären, als es wirklich damals der Fall war, daß Gewaltmaßregeln zur Unterdrückung des Protestantismus die größten Gefahren heraufbeschwören würden: von alledem drang kein Wort mehr zu Karl's V. Ohren.

Diese Bearbeitung des Kaisers in einer den Evangelischen feindseligen Richtung war also ein Grund, weshalb ihn die katholischen Parteigänger so lange in Innsbruck aufhielten. Zugleich hofften sie aber die Protestanten

durch den langen Aufenthalt in Augsburg müde und mürbe zu machen. Es war denn doch wahrlich keine Kleinigkeit für diese Fürsten, welche mit dem Ersten nach Augsburg gekommen waren, Wochen, ja Monate lang die Mittel für eine kostspielige Hofhaltung aufzubringen, ohne daß ihre Sache auch nur im geringsten gefördert wurde; der Kurfürst von Sachsen berechnet die wöchentlichen Kosten, welche ihm in der fremden Stadt erwuchsen, auf 1500 Gulden, eine für die damalige Zeit gar große Summe. Das Bestreben, die Gegner hinzuhalten und zu ermüden, setzten die Romanisten nach der Ankunft des Kaisers fort; dem „Heim! Heim!", welches Luther seinen Freunden zurief, tönte in Augsburg das „Hier! Hier!" des Kaisers entgegen.

Als 1529 in Speier die bisher stets einigen Städte sich von einander trennten, da schrieb der Straßburger Gesandte Mathis Pfarrer: „Auf den Tag" — es war der 12. April — „ist die Sonderung unter den Städten vorgegangen; das haben die Geistlichen bisher gesucht." Leider hatte dieser Zwiespalt immer größere Ausdehnung angenommen. Die sächsischen Gelehrten und Räte hielten ihre Absichten in Augsburg streng geheim, denn der Teufel sei „nachräthig"; die Straßburger Gesandten beschwerten sich nach einem Berichte vom 16. Juni 1530 bitter über die Gerüchte, welche von einigen protestantischen Wortführern über ihre Vaterstadt verbreitet wurden, als wolle sie in Gemeinschaft mit anderen „Zwinglianern" Krieg und Aufruhr erwecken; mit Mißtrauen begegnete der Landgraf von Hessen den Gesandten von Nürnberg und fragte sie mehrmals, ob ihre Stadt den Reichstagsabschied von 1529 angenommen habe. — In ihren Schriften machte die katholische Partei keinen Unterschied zwischen Luther und Zwingli und Karlstadt und Münzer, das beweist der Brief, welchen Eck am 14. März 1530 an den Kaiser richtete. Hätte er der Wahrheit die Ehre geben wollen, so mußte er sagen, daß ihm und allen seinen Freunden die Uneinigkeit unter den Protestanten sehr genau bekannt war, und daß sie sich derselben von Herzen freuten. Daß sie schon in Innsbruck gehofft haben, daraus auch Vor-

teile für sich zu ziehen, ist doch gewiß anzunehmen; daß sie in Augsburg den Versuch gemacht, Melanchthon durch Liebeswerbungen aller Art mehr und mehr auf ihre Seite zu ziehen, um so eine protestantische Partei durch die andere niederzuhalten, ist sicher.

Der nächste Erfolg, welchen die unseligen Genossen in Innsbruck zu verzeichnen hatten, bestand darin, daß der Kaiser den Protestanten befahl, das Predigen in Augsburg einzustellen. Mit jugendlichem Feuer und heldenhaftem Unwillen lehnte sich besonders der sächsische Kanzler Brück gegen dieses Ansinnen auf; er erklärte, darin sei der „fügsame“ Anfang von der „Niederlegung“ des Evangeliums überhaupt zu sehen, und riet eindringlichst von übereiltem Nachgeben ab: wie in Torgau, bewährte er sich auch in Augsburg als der treue Wächter, welcher vor dem nahenden Feinde warnt. Folgten die Protestanten, so läßt er sich vernehmen, dem kaiserlichen Mandate, dann gäben sie ja zu, daß ihre Predigt falsch sei. Geböte ihnen also das Gewissen, nicht nachzugeben, so brauchten sie es auch nicht; sie könnten sich berufen auf das Ausschreiben zum Reichstage, nach dem eines jeden Opinion und Meinung zuerst gehört werden solle. Bestehe der Kaiser auf seinem Gebote, dann setze er sich mit seinen eigenen Worten in Widerspruch und erwecke den Anschein, als ob er alles mit Mandat und Arrest niederlegen wolle. Das könne er aber doch nicht wünschen, auch der auswärtigen Herrscher wegen.

Erwägen wir die Sache genau, so war das Predigtverbot nichts anderes, als der Versuch, den Reichstagsbeschluß von 1529 durchzuführen, d. h. die Ausbreitung des Protestantismus zu hindern, der des Katholizismus aber die Wege zu bahnen. In dem Befehle des Kaisers zeigte sich deutlich, daß er Partei war. Parteiisch war die Forderung: denn bei den Protestanten war und ist die Predigt die Hauptsache, bei den Katholiken die Messe, diese durfte bestehen, jene sollte verdrängt werden. Lange und viel ist über diese Angelegenheit verhandelt worden; erst nach des Kaisers Ankunft in Augsburg wurde der Streit geschlichtet.

Am 24. Mai befand sich Karl V. noch in Innsbruck. Nach dem Pfingstfeste brach er endlich auf, um sich zunächst nach München zu begeben; dort zog er am 10. Juni ein. Die beiden Herzöge Wilhelm und Ludwig empfingen ihn mit ausgesuchter Pracht. Schauspiele im Stile der Zeit wurden aufgeführt, auch versäumten die Landesherren nicht, ihrem Kaiser und seiner aus den Niederlanden herbeibefohlenen Garde Proben von der Kriegstüchtigkeit ihres Heeres zu geben. Unser Bericht sagt darüber: „Das hat Kaiserlicher Majestät wohl gefallen."

Die Dauer des Aufenthaltes in München war unbestimmt gelassen; am Ende ließ sich Karl V. durch seine Umgebung bestimmen, sich so einzurichten, daß er Mittwoch den 15. Juni in Augsburg einziehen könne. Der Kanzler Brück belehrt uns, dieser Tag sei deshalb gewählt worden, weil auf den 16. Juni das Fronleichnamsfest fiel. Bei Gelegenheit der dann stattfindenden großen Prozession, der feierlichsten und prächtigsten, welche die katholische Kirche kennt, sollte die Gesinnung der Protestanten auf die Probe gestellt werden. Nahmen sie an derselben teil, so verleugneten sie ihren Glauben, blieben sie fern, so hatte der Kaiser, welcher einen entsprechenden Befehl an sie ergehen lassen wollte, einen Anhalt, sie als Ungehorsame zu brandmarken. Für Leute von schwankender Gesinnung wäre das eine schlimme Falle gewesen, aber das waren die protestantischen Fürsten nicht: Kurfürst Johann wird zugenannt der Beständige, Ernst von Lüneburg der Bekenner, Georg von Brandenburg sprach es oft und feierlich aus, eher lasse er alles, denn das Evangelium; wie Philipp von Hessen dachte, das bezeugten seine Thaten.

Wie die Gäste Augsburgs, so hatte auch dessen evangelisch gesinnte Bewohner der Kaiser seine Ungnade fühlen lassen: fast scheint es, als hätten sie es entgelten sollen, daß die protestantischen Fürsten und ihre Leute überall in hohem Ansehen standen, daß man ihre Prediger gern hörte. Die empfindlichsten, von dem größten Mißtrauen eingegebenen, teilweise gar nicht ausführbaren Forderungen hatte der Herr des Reiches an „seine" Stadt gestellt;

seine Fouriere hatten in der schroffsten Form die ihnen gewordenen Befehle ausgeführt, ohne auf die Rechte, geschweige denn die Wünsche der Bürger irgendwelche Rücksicht zu nehmen; trotzdem hatte sich die Bekennerin — so hat uns Rietschel die Stadt auf dem Lutherdenkmale in Worms dargestellt — es sich nicht nehmen lassen, sich gebührend zu rüsten, um ihren Kaiser ehrenvoll zu empfangen und ein Bekenntnis der Treue auch gegen ihren irdischen Herrn abzulegen vor vielen Zeugen. Der Deutsche hing an seinem Kaiser; das war ein Zug in seinem Wesen, den ein Zwingli nicht begreifen konnte, für diesen waren Kaisertum und Papsttum beide von Rom, für den Deutschen nicht. — Von verschiedenen Augenzeugen haben wir Berichte über den Einzug; alle stimmen darin überein, daß das Einreiten Kaiserlicher Majestät „fast köstlich" gewesen ist; „jedermann hat sich darob hoch verwundert, denn er meint, daß dergleichen Einzugs in deutschen Landen vorher nie gesehen worden sei." Der Kaiser trug einen goldenen spanischen Waffenrock, auf dem Haupte ein „klein spanisch Hütlein". Der den Fremden zur Schau tragende weltliche Gebieter Deutschlands hatte im Gefolge den Vertreter der höchsten geistlichen Macht auf Erden, den Kardinal Campeggi, ebenfalls einen Fremden; so wurde die National-Versammlung, von welcher die Protestanten gesprochen hatten, eingeleitet.

Nach beendigtem Einzuge verrichtete der Kaiser seine Andacht in der Domkirche; von da geleiteten ihn die Fürsten in seine Herberge. Es war bereits Abend geworden ungefähr 9 Uhr. Trotzdem befahl Karl V. die prote'stantischen Fürsten in seine Kammer und richtete nun persönlich die Aufforderung an sie, ihre Predigten einzustellen. Sofort antwortete Markgraf Georg, ehe er Gott und sein Wort verlasse oder verleugne, „wolle ihm seine Gnad alsbald den Kopf abschlagen lassen". Ebensowenig verstanden sich die Protestanten dazu, die zweite Forderung zu erfüllen, folgenden Tages an der Prozession Gott dem Allmächtigen zu Ehren teilzunehmen. Sie waren ja gekommen, Bericht zu erstatten, warum sie derartige Mißbräuche abgestellt hätten, wie konnten sie nun an den-

selben teilnehmen? Hätte der Kaiser verlangt, sie sollten ihm als ihrem weltlichen Herrn folgen, wie das Dienstgefolge sich seinem Lehnsherrn anschloß, so würden sie es aus schuldigem, dienstwilligem Gehorsam gethan haben, und hätten es auch ohne Bedenken gekonnt, ebenso wie der Syrer Naeman seinem heidnischen Herrn in den Götzentempel folgen durfte, ohne damit den wahren Gott zu verleugnen, den ihm Elisa verkündigt. (II. Kön. 5, 17 ff.). — Über den erstgenannten Befehl des Kaisers, die Predigten einzustellen, einigte man sich schließlich so, daß beide Teile ihren Predigern das öffentliche Auftreten untersagten; die Protestanten hatten nachgegeben, einmal, weil sie dem Kaiser als dem jetzt höchsten Herrn in Augsburg, gemäß dem Speierer Abschied von 1526, nicht ungehorsam sein wollten, dann aber auch, weil sie von ihm immer noch Gutes hofften; sie wollten „die Sache nicht zerrütten", vielmehr durch Entgegenkommen in diesem Falle sich weitere Gnadenbeweise sichern.

An demselben Tage, an welchem Karl V., von der Sonne des Glückes beschienen und im Glanze weltlicher Macht in Augsburg einzog, waren die Gelehrten und Räte des sächsischen Kurfürsten im großen und ganzen zu Ende gekommen mit dem Bekenntnisse, welches ihm die protestantische Lehre im rechten Lichte zeigen sollte; dieses ist die Augsburgische Confession.

Wollen wir uns über das Bekenntnis genauer unterrichten, so müssen wir zunächst der Lehraufstellungen gedenken, welche als Vorarbeiten zu demselben anzusehen sind, und mit welchen es in vielen Punkten wörtlich übereinstimmt: wir meinen die Marburger und die Schwabacher Artikel.

Die Marburger Artikel sind in den ersten Oktobertagen des Jahres 1529 von Luther verfaßt worden, als auf den dringenden Wunsch des Landgrafen Philipp sich die Häupter der sächsischen und schweizerischen Reformation und ihre nächsten Freunde und Genossen zu Marburg zu-

sammengefunden hatten, um, wenn irgend möglich, sich über die Glaubensartikel zu einigen. Wir wissen, daß die Hoffnungen Philipp's sich nicht erfüllten; Luther sagte damals zu den Schweizern: „Ihr habt einen andern Geist als wir.“ Aber ganz ohne Frucht blieb die Zusammenkunft doch nicht; in manchen Punkten näherte sich Zwingli dem Standpunkte Luther's, nur über die Lehre von dem Abendmahle konnten sich beide nicht verständigen. Zu Urkund dessen schrieb Luther fünfzehn Artikel nieder, welche nach dem Orte ihrer Abfassung die Marburger genannt werden. Melanchthon spricht sich so aus: „Daß aber die Handlung nicht unfruchtbarlich wäre, sind doch Artikel von anderen Sachen (außer dem Abendmahle) gestellt, weiter Irrtum zu verhüten, so viel möglich.“ Der letzte, der fünfzehnte Artikel handelt von dem Abendmahle; am Schlusse heißt es: „Wiewohl aber wir uns, ob der wahr Leib und Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil gegen den andern christliche Liebe, sofern eines jeden Gewissen immer leiden kann, erzeigen, und beide Teile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle.“

Am 5. oder 6. Oktober verließ Luther Marburg, um sich zunächst nach Schleiz im Voigtlande zu begeben, wohin ihn der Kurfürst berufen hatte. Dort beriet Johann mit dem Markgrafen Georg über die Bedingungen, unter welchen sie ein Bündnis mit den Oberdeutschen schließen wollten. Die Übereinstimmung im Bekenntnisse wurde von beiden als unerläßliche Forderung hingestellt. Eine unanfechtbare Aufstellung desselben, wie es in Sachsen und Brandenburg galt, war also notwendig. Deshalb wurde Luther beauftragt, in einigen kurzen und kernigen Sätzen den Inhalt der ganzen evangelischen Lehre zusammenzufassen: er that dies in Gemeinschaft mit den andern sächsischen Theologen in den 17 Artikeln, welche die Schwabacher heißen, weil sie am 16. Oktober 1529 in Schwabach den Oberdeutschen vorgelegt wurden. Im Unterschiede von den Marburger Artikeln ist hier die Lehre durch viele Schriftstellen bewiesen; auch in Fassung und Reihenfolge der einzelnen

Sätze weichen beide Vorlagen von einander ab; jene sind für die gelehrten Theologen bestimmt, die Schwabacher für alle Gemeindeglieder, für den „gemeinen Mann".

Ungefähr fünf Monate später forderte Kurfürst Johann, wie oben bereits mitgeteilt ist, eine neue Fassung aller der Artikel, durch welche der Zwiespalt „im Glauben und auch in anderen äußerlichen Kirchengebräuchen und Ceremonien" herbeigeführt worden sei. Die auf dieses Ansuchen hin verfaßten Gutachten der Wittenberger Theologen dienten neben den vorher genannten Artikeln als Grundlage für die Schrift, welche während der Rasttage in Koburg von Melanchthon im Einverständnisse mit Luther aufgesetzt wurde, um nötigenfalls „als Bekenntnis und Rechtfertigung der Evangelischen in Augsburg vorgetragen werden" zu können.

Nach seiner Ankunft in dieser Stadt nahm Melanchthon an den in Koburg festgestellten Sätzen Änderungen vor. Was veranlaßte ihn dazu? Ein Grund ist in seinem Wesen zu suchen. In seiner strengen Gewissenhaftigkeit that er sich selbst nie genug; auch an dem, was er ganz selbständig in Augsburg geschrieben, besserte er unaufhörlich; peinlich wie er war, suchte er im Ausdrucke alles zu vermeiden, was Anstoß erregen und die Gegensätze hätte verschärfen können. Wie oft klagt er nicht über die Sorgen, von denen er gequält werde, über die Mühen und Arbeiten, denen er fast unterliege! Weiter ist zu bedenken, daß wir die Dinge aus der Ferne immer anders ansehen als in der Nähe; das gilt für das geistige Auge so gut wie für das natürliche. Erst in Augsburg lernte Melanchthon die Verhältnisse und Stimmungen recht kennen und sah, worauf es hauptsächlich ankam; dort erst konnte er die rechte Form für das Bekenntnis finden, denn einiges mußte er weiter ausführen, anderes aber bedeutend kürzen, weil er vernahm, der Kaiser könne nicht allzu lange Auseinandersetzungen anhören; „den Verhältnissen paßte er die Artikel an." Der zwingendste Grund aber zu mancherlei Änderungen lag in den oben erwähnten Schriften von Eck, in welchen die Protestanten so schmählich angegriffen waren. Diesen Verleumdungen gegenüber

kam es darauf an, die evangelische Lehre vollständig darzulegen, um Eck's Lügen aufzudecken und auch den Kurzsichtigsten zu überzeugen, daß Luther und seine Anhänger nichts von dem lehrten, was die ärgsten Ketzer der Vor- und Mitwelt als christliche Lehre ausgegeben hatten; aus der Verteidigungsschrift, wie sie in Koburg beabsichtigt war, wurde so in Augsburg eine Bekenntnisschrift, aus der „Apologie" eine „Confession"!

Über das allmähliche Werden der Augsburgischen Confession sind wir genau unterrichtet durch die Briefe der Reformatoren und die Berichte, welche die Nürnberger Gesandten, Kreß und Volkamer, von Augsburg aus an den Rat ihrer Vaterstadt gesandt haben.

Bereits zwei Tage nach der Ankunft in Augsburg, am 4. Mai, schrieb Melanchthon an Luther: „Ich habe die Einleitung zu unserer Apologie bedeutend schwungvoller gemacht, als ich es in Koburg gethan hatte." Mit den nachfolgenden Hauptartikeln hofft er nach einem ferneren Berichte bald fertig zu werden und so in kurzem selbst nach Koburg zu kommen, um dem „Herrn Doctor" (Luther) die Apologie zur Begutachtung zu überbringen. Acht Tage darauf teilt er Luther mit, bald werde seine, richtiger als Bekenntnis zu bezeichnende, Verteidigungsschrift ihm übersandt werden, er möge darüber nach seinem Geiste urteilen. Ein Brief des Kurfürsten von 15. Mai bestätigt diese Worte; derselbe lautet nach dem üblichen Eingange so: „Nachdem ihr und andere unsere Gelehrten zu Wittenberg, auf unser gnädiges Ansinnen und Begehren, die Artikel, so der Religion halben streitig sind, in Verzeichnis gebracht, so wollen wir euch nicht bergen, daß jetzt allhier Mag. Philippus (Melanchthon) dieselbigen weiter übersehen und in eine Form gezogen hat, welche wir euch hierbei übersenden. Und ist unser gnädiges Begehren, ihr wollet dieselben weiter zu übersehen und zu bewegen (erwägen) unbeschwert sein. Und wo es euch dermaßen gefällig oder (ihr) etwas davon oder dazu zu setzen bedächtet, das wollet also daneben verzeichnen, damit man alsdann auf Kaiserl. Majestät Ankunft, der wir uns in Kürze versehen, gefaßt und geschickt sein möge, und uns

dieselbige alsdann bei (mit) diesem Boten wohl verwahrt und verpetschaft unverzüglich wiederum anher schicken."

Dem Wunsche des Kurfürsten gemäß verfuhr Luther. Sein Urteil über Melanchthon's Werk lautet: „Ich hab M. Philippsen Apologia überlesen, die gefället mir fast wohl, und weiß nichts dran zu bessern noch ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann." Trotzdem sah sich Melanchthon selbst veranlaßt, immer zu bessern und zu ändern; besonders der 20. Artikel, vom Glauben und guten Werken, der 27., von Klostergelübden, und der 28., von der Bischöfe Gewalt, machten ihm viel zu schaffen. Gerade bei dem letzten Artikel kamen auch staatsrechtliche Fragen in Betracht, in erster Linie das Recht des Landesherrn, an Stelle der pflichtvergessenen Bischöfe deren Amt zu übernehmen, und in bezug auf „Ehesachen, Zehnten" u. a. ihren Unterthanen um Friedens willen Recht zu sprechen. Ende Mai äußerte sich der Kanzler Brück den Nürnberger Gesandten gegenüber dahin, daß des Kurfürsten Räte und Gelehrte noch täglich „ob ihrem Ratschlag in Sachen des Glaubens säßen, daran änderten und besserten in der Absicht, denselben so zu stellen und darzuthun, daß man nicht wohl vorüberkomme, man müsse dennoch den Handel hören." Bald nachher erfahren wir, daß Brück damit beschäftigt ist, „noch hinten und vorn an dem Bekenntnis zu formen", d. h. Einleitung und Schluß desselben zu verfassen. Auch in den Dingen, die da zu sagen waren, bedurfte es der Hand des gewiegten Staatsmannes, welche an der rechten Stelle zu- und abzuthun wußte. „In Vorrede und Beschluß" war man noch am 31. Mai „am zweifeligsten", in einigen Tagen erhielt „der Eingang" eine vorläufig abgeschlossene Form, mit „dem Beschlusse" dauerte es noch einige Tage.

Wir haben oben hervorgehoben, daß der Kurfürst von Sachsen bald nach Empfang des Ausschreibens zum Reichstage seine fürstlichen Glaubensgenossen aufforderte, wenn möglich, mit ihm zusammen in Augsburg zu erscheinen. Danach dürfen wir wohl nicht zweifeln, daß er auch bei der Abfassung, oder doch bei der Übergabe des Bekennt-

nisses ein gemeinsames Vorgehen gern gesehen hätte. Wenigstens mit Hessen hat er in dieser Beziehung einmütig handeln wollen, sonst würde Melanchthon in seinem Schreiben vom 22. Mai Luther nicht besonders gebeten haben, den Landgrafen zu mahnen, doch ja das sächsische Bekenntnis zu unterschreiben; er fürchtete, Philipp von Hessen möchte mit den Oberdeutschen, den „Zwinglianern", gemeinsame Sache machen. Dabei ist es aber doch merkwürdig, daß der Markgraf Georg noch ausdrücklich den Wunsch ausspricht, es möge „ein Verzeichnis des Glaubens in gemein", also ein gemeinsames, aufgestellt werden. War es Sachsen um den Markgrafen weniger zu thun, als um den Landgrafen? Warum mußte jener selber bitten, während dieser gebeten wurde? Wir müssen vorläufig darauf verzichten, diese Fragen zu beantworten. Erst am 8. Juni fragen Kreß und Volkamer bei dem Rate ihrer Vaterstadt an, ob es sich nicht empfehle, „mit Markgraf Georg und anderen diesem Handel anhängigen Ständen und Städten" ein gemeinsames Bekenntnis zu übergeben. Obwohl die Nürnberger Obrigkeit ihren Gesandten eine selbständige Darlegung der in ihrer Stadt geltenden Lehre und üblichen Gebräuche mitgegeben hatte, welche in festem Tone gehalten war, ging sie doch gern auf diesen Vorschlag ein, wie sie ja schon vor Beginn des Reichstages ihre Abgeordneten aufgefordert hatte, sich stets mit Sachsen und Brandenburg im Einvernehmen zu halten. Die Reutlinger Gesandten, welche ähnliche Weisungen hatten, folgten dem Beispiele der Nürnberger. Diesen Vorgängen entsprechend heißt es in einem Berichte von Kreß und Volkamer vom 15. Juni, Melanchthon versehe sich, es möchte Vorrede und Beschluß nicht nur in des Kurfürsten, sondern gemeinschaftlich in aller lutherischen Fürsten und Stände Namen gestellt werden. Die Nähe des Kaisers trieb die Protestanten zu engerer Verbindung unter einander; je deutlicher ihnen die Macht der geeinten katholischen Partei vor Augen trat, um so eifriger suchten sie wenigstens einen Teil der Ihrigen zusammenzuschließen, die, welche „eines Glanbens und eines Sakramentes" waren. Es war ein folgenschwerer Schritt, den

die lutherisch Gesinnten thaten, als sie Straßburg, das sich unter bestimmten Bedingungen gern an sie angeschlossen hätte, von sich stießen; aber nach dem, was in Marburg und Schwabach geschehen war, konnten sie nicht anders handeln; eins folgte notwendig aus dem andern. „Das war nicht klug, aber groß!“

Am 20. Juni wurde der Reichstag förmlich eröffnet. Nach einem feierlichen Hochamte in der Stiftskirche hielt der päpstliche Nuntius eine lateinische Rede, welche den Fürsten empfahl, zuerst in Deutschland selbst Ruhe zu schaffen und die Neuerer mit dem Schwerte in der Hand zu unterdrücken, dann werde die Türkengefahr verschwinden. Auf dem Rathause hielt sodann Pfalzgraf Friedrich im Namen des Kaisers die Eröffnungsrede, welche ankündigte, daß dieser die Opinion eines jeden in Milde und Güte anhören wolle, von Versöhnlichkeit aber recht wenig erkennen ließ. Die alten Vorwürfe gegen den Protestantismus, daß er schuld sei an allen Unruhen und Irrungen, wurden wiederholt und auf das Wormser Edikt als unfehlbares Heilmittel aller Schäden verwiesen.

Je weniger die Protestanten sich solcher Schroffheit versehen hatten, um so ängstlicher klammerten sie sich an das einzige, was ihnen noch Hoffnung auf einen günstigen Ausgang machen konnte, die Ankündigung, daß der Kaiser in Milde ihr Bekenntnis anhören wolle; und das spornte sie auch zu weiterer eifriger Arbeit an demselben. Sofort am 21. Juni wurde Kreß in des Kurfürsten Herberge gefordert. Dort traf er den Markgrafen Georg und die Räte von Hessen und Lüneburg, welche ihm mitteilten, sie säßen da zusammen, die Artikel, wie sie am 15. Juni vorläufig festgestellt worden wären, von neuem zu übersehen, zu stellen und zu beschließen. Damit hierbei überall das Richtige getroffen würde, sei es wünschenswert, daß der Nürnberger Rat seine Prediger, oder wen er sonst dazu verordnen wolle, besonders aber Osiander alsbald schicke, der müsse mit bedenken und mit ratschlagen.

Am 22. Juni hatte der Kaiser eingewilligt, daß die Artikel des Glaubens am ersten, vor den Türken-Artikeln, beraten würden. Infolge dessen traten Donnerstag den

23. früh morgens die Gesandten von Nürnberg und Reutlingen „mit Sachsen, Hessen, Markgraf Görgen und Lüneburg“ zusammen. Da wurde in Gegenwart der Fürsten und deren Räte und Theologen, „der verzeichnete Unterricht des Glaubens verlesen und verhört und beratschlagt“, denn am folgenden Tage sollte das Bekenntnis vor Kaiser und Reich vorgelesen werden. In der Reichsversammlung am Freitage wurde lange über andere Gegenstände beraten, vielleicht absichtlich. Die Zeit war bereits vorgerückt; da ließ der Kaiser den Protestanten vorschlagen, sie möchten ihm das Verzeichnis ihrer Artikel übergeben, eine öffentliche Vorlesung sei ja nicht unumgänglich nötig. In aller Ehrerbietung, aber auch mit ruhiger Entschlossenheit wiesen diese ein solches Ansinnen von der Hand: öffentlich waren sie verleumdet worden, öffentlich wollten sie sich auch rechtfertigen. Sie waren zudem überzeugt, daß sie mit ihrem Werke nur Ehre einlegen, und die, welche nichts anderes als die Wahrheit wollten, für sich gewinnen würden. Nach einer längeren Verhandlung bestimmte der Kaiser denn, daß unbedingt am Samstage, dem 25. Juni, die Vorlesung stattfinden solle. Auch diese Frist benutzten die evangelischen Gelehrten und Räte noch, die Confession zu übersehen und zu korrigieren; das deutsche Exemplar wurde noch „ins Reine“ abgeschrieben. Das wohl überlegte und sorgsam ausgearbeitete Werk war unterschrieben von dem Kurfürsten Johann und seinem Sohne Johann Friedrich, den Herzögen Ernst und Franz von Lüneburg, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Landgrafen von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und den Städten Nürnberg und Reutlingen; zu diesen gesellten sich im Verlaufe des Reichstages noch Kempten, Windsheim, Heilbronn, Weißenburg.

Dem Wunsche des Kaisers gemäß war die Confession in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßt. Einleitung und Schluß hat, wie gesagt, der Kanzler Brück verfaßt, und zwar deutsch; die lateinische Uebersetzung rührt von Jonas her. Das eigentliche Bekenntnis stammt in beiden Sprachen aus der Feder Melanchthon's. Daß die Handhabung der lateinischen Sprache im Stile der damaligen

Zeit den Meister, den „Lehrer Deutschlands" verrät, braucht uns nicht zu wundern; unsere höchste Anerkennung aber verdient das gute Deutsch, wie es nur ein Mann schreiben konnte, der an dem sprachgewaltigen Luther einen Freund und Lehrer hatte.

In welchem Verhältnisse steht nun der deutsche Text zu dem lateinischen? Ist der eine aus dem anderen übersetzt worden? Wäre dies der Fall, dann müßten doch beide überall genau übereinstimmen. Dem ist aber nicht so, vielmehr sind im Deutschen mehrere Artikel viel weiter ausgeführt als im Lateinischen. Auch müßte bei der Übertragung des Textes aus einer Sprache in die andere einer doch zuerst vollständig zu Ende geführt worden sein; wir wissen jedoch, daß der lateinische zuerst angefangen, der deutsche aber in der ursprünglichen Gestalt zuerst beendet wurde; bei den folgenden Änderungen und Verbesserungen war umgekehrt die Confession zuerst in lateinischer Sprache abgeschlossen.

Wir sahen, nur von der Milde des Kaisers hofften die Protestanten noch etwas. Welchen anderen Zweck konnten und durften sie also bei der Abfassung ihres Bekenntnisses verfolgen, als sich diese Milde zu erhalten, zu zeigen, daß sie ihrer wert seien? In erster Linie mußten sie darauf ausgehen, zu beweisen, daß sie nie an Rebellion gedacht, daß sie weder jetzt den kaiserlichen Befehlen ungehorsam seien, noch jemals sich ihnen widersetzt hätten, daß sie in ihren Ländern auf strenge Ordnung sähen und ihre Unterthanen mahnten, die bürgerlichen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen. Weiter mußten sie bezeugen, daß sie auch nicht gegen die bestehenden kirchlichen Ordnungen verstoßen hätten, die zu schirmen der Kaiser als Vogt der Kirche sich berufen fühlte.

„Wir sind keine Neuerer": dieser Satz klingt in den verschiedensten Wendungen durch die Confession durch; „damit man erkennen möge, daß hierin keine Neuigkeit gelehrt werde", heißt es an einer Stelle. Vielmehr erklären die Evangelischen, die damalige „katholische" oder „römische" Kirche habe Neues eingeführt. „Es ist eine unerhörte Neuigkeit, in der Kirche lehren, daß

Christi Tod allein für die Erbsünde genug gethan hat", so sprechen sie laut und vernehmlich. Und damit es noch mehr hervortrete, daß sie nicht die Neuerer sind, weist Melanchthon darauf hin, daß sie für sich anführen können die Aussprüche der heiligen Schrift, sowie die der bedeutendsten Kirchenväter, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, lauter Männer, welche „nicht in geringem Ansehen in der christlichen Kirche" gestanden. „Das sind die klaren Worte Augustini", lesen wir, „St. Augustinus sagt", „also lehren auch die Väter", „Ambrosius spricht" u. a. „In allem, was wir lehren", so hören wir die Bekenner von 1530 weiter sprechen, „halten wir uns ferner an die alten Glaubensbekenntnisse, das apostolische und die, welche auf den großen Konzilien festgesetzt worden sind; mit den damals verurteilten, und mit den jetzt aufgetretenen Ketzern haben wir nicht das geringste zu schaffen; nur Verleumdung kann das Gegenteil behaupten. Man legt den Unsrigen mit Unrecht derartiges auf, das mögen sich unsere Gegner gesagt sein lassen."

„Neuerungen haben wir also nicht eingeführt; im Gegenteil, wir halten uns überall an das Alte, zunächst in allen Stücken, welche die Lehre betreffen. In bezug auf die äußeren Gebräuche haben wir mehrfache Änderungen vorgenommen. Dazu sind wir berechtigt bei solchen, welche sich ohne Sünde halten lassen, und verpflichtet bei denjenigen, welche man ohne Sünde nicht halten kann, welche Christo die Ehre rauben und sein Verdienst mindern. Auch hierbei sind wir bestrebt gewesen, möglichst auf das Alte zurückzugehen. Wir sind die alte Kirche", das ist der Grundton, welcher uns überall aus der Augsburgischen Confession entgegenschallt. Luther drückt sich so aus: „Wenn wir die Kirche nicht sind, wo ist sie denn?"

Auch einen Thatbeweis konnten die Protestanten dafür beibringen, daß sie keine Neuerer und keine Ketzer seien und bei ehrlichen Leuten als solche nicht angesehen wurden. Manche Lehren, welche den Gemeindegliedern immer wieder eingeschärft werden müssen, die aber bisher ganz vernachlässigt worden waren, wurden nach dem

Vorgange der Evangelischen nun auch von den katholischen Priestern vielfach wieder verkündigt; zeigt sich darin nicht, daß es den übel beleumdeten „Ketzern“ wirklich nur um die Wahrheit zu thun war? „Frömmere Ketzer habt ihr nie gehabt“, ruft deshalb Luther den Papisten zu.

Unter solchen Umständen konnte Melanchthon denn allerdings die gegründete Bitte aussprechen, der Kaiser möge die Protestanten in Liebe anhören; auf Grund der Verteidigung, wie er sie in der Confession geführt, durfte er hoffen, daß Karl V. als oberster Richter sie von den schweren Anklagen freisprechen und eine Versöhnung mit den Gegnern herbeiführen werde. Daß er selbst nur Verteidigung bezweckte und Versöhnung erstrebte, dafür mögen zwei Aussprüche von ihm als Beleg dienen; einmal sagt er: „Immer habe ich bei diesen Streitigkeiten das Verfahren beobachtet, daß ich, soweit es möglich war, die gebräuchlichen Lehrformeln beibehielt, um desto leichter die Versöhnung herbeiführen zu können“; ein anderes Mal: „Wir haben in unserem Bekenntnis angezeigt, daß wir keinen Artikel des Glaubens halten, ... der heiliger Schrift oder den Konzilien und Vätern entgegen sein sollt. So haben wir uns nicht von des Reiches und der heiligen Christenheit Einigkeit gewendet, dieweil wir treulich und fest ob allen Artikeln des heiligen christlichen Glaubens halten und die zum rechten Verstand der Apostel und Väter wiederum bringen.“

Nach dieser Kennzeichnung des Zweckes, welchen die Confession verfolgt, geben wir nunmehr eine kurze Übersicht über den Inhalt derselben, Vorrede und Beschluß eingerechnet. Wir schließen uns dabei an die von den Verfassern befolgte Ordnung an.

In der Einleitung läßt der Kanzler Brück die Fürsten und Städte also sprechen: Dem Ausschreiben des Kaisers gehorsam, haben wir uns rechtzeitig zu dem Reichstage aufgemacht, haben auch unser Gutbedünken, Opinion und Meinung wegen der Irrungen und Mißbräuche im Glauben zu Deutsch und Latein in Schrift gestellt; entsprechend dem Beschlusse vom 22. Juni wollen wir hiermit unserer Pfarrherren und unseres Glaubens

Bekenntnis übergeben, aus welchem zu ersehen ist, was, und wie sie auf Grund göttlicher heiliger Schrift in unsern Landen, Fürstentümern, Herrschaften, Städten und Gebieten predigen, lehren, halten, Unterricht thun. Auch erbieten wir uns gern, unter Zugrundelegung eines schriftlichen Bekenntnisses unserer Gegner mit diesen in Liebe und Gütigkeit zu verhandeln, damit der Zwiespalt beseitigt, die allein wahre Religion allgemein angenommen und Christus in rechter Weise bekannt wird. Sollte es aber auf diesem Reichstage zu keiner Einigung kommen, so fordern wir hiermit öffentlich nochmals die Berufung eines allgemeinen, freien, christlichen Konzils. Um ein solches hat Kaiserl. Majestät, wie uns 1526 auf dem ersten Reichstage in Speier verkündet worden ist, bei dem Papste angehalten, und auf dem letzten 1529 die Ansetzung desselben für fruchtbar erkannt und sich erboten, bei dem jetzt friedlich gesinnten Papste ein desfallsiges Ausschreiben zu erwirken.

An diese versöhnlich aber doch entschieden gehaltene Vorrede schließen sich zunächst die 21 Hauptartikel an, welche die Glaubenslehre der Protestanten enthalten. Im Anfange bekennen sie sich feierlich zu dem Glauben an Vater, Sohn und heiligen Geist, nach der Lehre von dem dreieinigen Gotte, wie sie auf dem Konzil zu Nicäa festgesetzt worden ist. Seit dem Falle Adams stehen alle Menschen, welche natürlich und somit in Sünden geboren werden, unter dem Zorne Gottes. Um diesen zu versöhnen, zugleich auch für alle anderen Sünden der Menschen ein Opfer zu sein, wurde Gott der Sohn Mensch. Nur durch den Glauben an ihn können wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott erlangen. Solcher Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt aber aus dem Worte Gottes. Nicht tot darf der Glaube sein: er soll gute Werke als seine Früchte hervorbringen; selig machen diese aber nicht, sie sollen nur geschehen um Gottes willen. Schließen sich die Gläubigen zusammen, und wird in ihrer Versammlung das Evangelium rein gepredigt, werden die Sakramente da laut des Evangeliums gereicht, so beanspruchen sie

mit Recht für dieselbe den Namen „Kirche“; daß in den äußeren Gebräuchen alle einzelnen kirchlichen Gemeinschaften ganz übereinstimmen, ist nicht erforderlich. Daß auch falsche Christen und Heuchler in der Kirche sind, das berechtigt niemanden sich von ihr abzusondern. Zu den Sakramenten, welche die Kirche verwaltet, gehört zunächst die Taufe, „dadurch Gnade angeboten wird“. In dem Abendmahle ist „unter der Gestalt des Brotes und Weines wahrer Leib und Blut Christi wahrhaftiglich gegenwärtig“ und wird da ausgeteilt und genommen. Beichtet der Christ, so braucht er nicht „alle Missethat und Sünden zu erzählen“, er kann es auch nicht, denn „wer kennet die Missethat?“ Für die Sünden nach der Taufe erlangen wir Vergebung, wenn wir „Leid oder Schrecken“ über sie haben, zugleich aber an das Evangelium oder die frohe Botschaft von Gottes Gnade und Vergebung glauben, und darnach muß Besserung folgen, daß man von den Sünden lasse. Eingesetzt sind die Sakramente als Zeichen und Zeugnisse des göttlichen Gnadenwillens gegen uns; sie sollen Glauben wecken und stärken, und nur der Gläubige kann sie recht gebrauchen. Weit entfernt, daß die Protestanten Unordnung in der Kirche wollten aufkommen lassen, verlangen sie vielmehr von jedem, welcher predigen und die Sakramente reichen will, den ordentlichen Beruf dazu. Um des Friedens und guter Ordnung willen ist es auch nötig festzusetzen, welche Festzeiten gefeiert werden sollen u. a. Dabei kann alles, was bisher gegolten hat, beibehalten werden, sofern es nur nicht als Gesetz hingestellt wird, welches man halten müsse, um Gnade zu erlangen. Neben den Kirchen-Ordnungen giebt es auch weltliche, „Polizei und weltlich Regiment“. Auch diese sind von Gott geschaffen und eingesetzt, folglich sollen und dürfen auch die Christen darin, ebenso wie in Ehestand und Hausstand, thätig sein, dürfen es nimmermehr für eine höhere christliche Vollkommenheit ansehen, daß man aus diesen weltlichen Ordnungen und Aufgaben sich zurückziehe. Gehorsam ist der Christ der Obrigkeit schuldig in allem, was ohne Sünde geschehen mag; kann man ihrem Gebote nicht ohne

Sünde nachkommen, so soll man Gott mehr gehorchen denn den Menschen. — Hierauf schließt das Bekenntnis, wie der allgemeine christliche Glaube, mit der Wiederkunft Christi zum Gerichte und zur Auferweckung, wo den Gläubigen ewiges Leben und Seligkeit, den Gottlosen Verdammnis zuteil wird.

Die noch folgenden Artikel 18—21 sind anhangsweise angefügt zur Verteidigung der bis dahin vorgetragenen Lehre gegenüber den Unterstellungen der Gegner. Sie betonen, daß wir gute Werke nur thun können mit Hilfe des heiligen Geistes, und ferner, daß von einem Verbote derselben bei den Protestanten keine Rede sei, daß diese vielmehr selbst zeigen, wie man im Glauben durch den Geist zu wahrhaft guten Werken kommen könne, daß aber allerdings Gerechtigkeit vor Gott und Gnade bei Gott nimmermehr aus den Werken komme, sondern allein durch den Glauben an Christus. Dieser ist der einige „Versühner" und Mittler zwischen Gott und den Menschen, darum ist endlich auch die Anrufung der Heiligen abzustellen, so sehr man heiliger Vorbilder gedenken und an ihrem Glauben sich aufrichten soll.

In den folgenden sieben Artikeln (22—28) berichten die Protestanten, welche Änderungen sie in äußerlichen Kirchengebräuchen vorgenommen haben, und was sie dazu veranlaßt hat.

Gemeinsam ist den drei hier an die Spitze gestellten Artikeln die Zurückweisung der Sonderstellung der Priester, wie sie zutage tritt in dem ihnen allein gestatteten Kelchgenusse, der von ihnen geforderten Ehelosigkeit und ganz besonders in ihrer angeblichen Vollmacht, das Opfer Christi täglich von neuem durzubringen. Dabei handelt jeder Artikel noch von besonderen Mißbräuchen. Weder durch Worte der heiligen Schrift, noch durch Aussprüche der Väter läßt es sich rechtfertigen, daß bei dem Abendmahle nur das Brot ohne den Kelch, oder die „eine Gestalt des Sakramentes" unter die „Gemeinde" ausgeteilt wurde. Die Evangelischen sagen deshalb: Wenn sich jemand in seinem Gewissen beschwert fühlte, daß ihm nicht auch der Wein gereicht wurde, wie hätten wir,

den klaren Worten des Herrn entgegen, ihm „beide Gestalt“ verweigern können? Gleichsam als nachträgliche öffentliche Rechtfertigung für das Fernbleiben der Fürsten von der Prozession am 16. Juni wird am Schlusse gesagt: „Dieweil die Teilung des Sakramentes der Einsetzung Christi entgegen ist, wird auch bei uns die gewöhnliche Prozession mit dem Sakramente unterlassen.“ In dem 23. Artikel wird näher ausgeführt, daß „ehelich sein“ eine göttliche Ordnung sei, daß man also den Priestern die Ehe erlauben müsse, zumal da so viel Schlimmes aus deren Ehelosigkeit gefolgt sei; sogar ein Papst habe von „hohen, großen und mächtigen Ursachen“ gesprochen, „warum man den Geistlichen die Ehe soll wieder frei lassen“. Die Wiederholung des Opfers Christi in der „Messe“, so lesen wir in dem 24. Artikel, ist ein schreiender Mißbrauch; denn Christus, unser alleiniger Hohepriester, hat sich ein für alle Mal geopfert für die Sünde der ganzen Welt. Der wahre Zweck der Messe ist, daß sie eine Kommunion sein soll, wo wir Leib und Blut Christi unter Brot und Wein gemeinschaftlich genießen. Der 25. Artikel, „von der Beichte“ überschrieben, ist eine nähere Ausführung des eilften. — Waren bisher kirchliche Einrichtungen genannt, durch welche die „Priester“ über die „Laien“ gestellt werden sollten, so nennen die Artikel 26. und 27. unter der Überschrift „vom Unterschied der Speise“ und „von Klostergelübden“ Satzungen, durch deren Befolgungen einzelne „Laien“ sich vor anderen eine besondere Heiligkeit zu erwerben glaubten. Die wahre Kasteiung, lehrt die Confession, besteht darin, daß wir uns selbst verleugnen und Christo nachfolgen; beim Fasten verfolge man den Zweck „den Leib geschickt zu halten, daß er nicht verhindere, was einem jeglichen nach seinem Berufe zu schaffen befohlen ist“. Die Klostergelübde werden für nichtig erklärt; niemand möge doch glauben, mittels derselben sich Vergebung der Sünde verdienen zu können, oder gar meinen, daß der Mönchsstand höher zu achten sei, als alle anderen Stände. — Woher kommt es denn aber, daß so viele menschliche Einrichtungen, so viele Satzungen wider Gottes Gebot zur Minderung der „Herr-

lichkeit und des Preises der Gnaden Christi" eingeführt sind? Der letzte Artikel der Confession sagt uns, daß daran die Bischöfe schuld sind, welche ihre Gewalt in ganz unrechtmäßiger Weise gebraucht haben. Ein rechter Bischof ist der, welcher die Schlüsselgewalt dem Evangelium gemäß übt, d. h. das Evangelium predigt, den Bußfertigen Sündenvergebung verkündet, den Unbußfertigen sie vorenthält und die Sakramente reicht. Diese Pflichten haben sie als Gottes Diener und aus göttlichem Rechte. Wo sie daneben weltliches Regiment führen, das geschieht nach menschlichen, kaiserlichen Rechten. Ob sich solche ungeistlichen Würden und Ehren vertragen mit dem Bischofsamte, darüber soll jetzt nicht gesprochen werden. Das Verlangen der evangelischen Fürsten geht nicht dahin, daß die Bischöfe dieselben aufgeben sollen, um Frieden und Einigkeit zu machen; sie werden nur gebeten, etliche unbillige Beschwerungen nachzulassen, welche doch vorzeiten in der Kirche nicht gewesen, und angenommen sind wider den Gebrauch der christlichen gemeinen Kirche; mögen sie eine Zeit lang berechtigt gewesen sein, jetzt sind sie es nicht mehr.

Gerade bei diesem letzten Artikel sieht man, wie sehr Melanchthon darauf bedacht war, der Gegenpartei die Hand zu reichen und, so viel an ihm lag, weitere Spaltung zu verhüten. In dem „Beschlusse" zeigt sich dieses Bestreben ebenfalls, wenn es heißt, viele Klagen und Mißbräuche habe man „Glimpfs willen" übergangen, und was man vorgebracht, sei niemanden „zu Haß oder Unglimpf geredet oder angezogen". Daß die Papisten in die dargebotene Hand nicht einschlugen, ist leider zu bekannt; mit Recht macht sie die Confession für die Folgen davon verantwortlich und erinnert daran, daß sie dafür Gott Antwort geben müssen.

Am 25. Juni nachmittags 3 Uhr begann die Vorlesung des Bekenntnisses durch den jungen sächsischen Kanzler Beyer; nicht wie die Protestanten gewünscht hatten, auf dem Rathause, sondern auf der Kapitelstube des bischöflichen Hofes, wo der Kaiser seine Herberge hatte. Daß dem deutschen Exemplare diese Ehre zuteil wurde, entsprach einer der Bedingungen, unter welchen Karl V.

gewählt worden war; danach sollten alle Verhandlungen in deutscher Sprache geführt werden. Nach der Vorlesung antwortete der Kaiser, er habe das Bekenntnis gnädig vernommen. Das sei aber ein „treffenlicher, hochwichtiger und großer Handel", und er wolle denselben genau erwägen und dann Antwort geben. Hinwiederum baten die evangelischen Fürsten den Kaiser, er möge diese Sache, an welcher ihrer Seelen Seligkeit gelegen, in gnädige Erwägung ziehen. Darauf überließen sie ihm die verlesene deutsche Schrift samt einer gleichlautenden lateinischen. Dann stieg der Kaiser von seinem Sitze und bat, ohne sein Wissen die Schriften nicht in Druck zu geben; das versprachen die Fürsten.

Was bewog denn aber den Kaiser, den Druck der Confession zu verbieten? Nichts anderes, als die Furcht, welche das Verbrennen von Luther's Büchern angeordnet und in Augsburg den Verkauf von dessen „Vermahnung an die Geistlichen" unter Strafe gestellt hatte, und welche ihn jetzt besorgen ließ, ein solches Bekenntnis möchte der evangelischen Lehre weiteren Boden gewinnen. Daß diese Besorgnis nicht unbegründet war, beweisen die Berichte über den Eindruck, welchen die Zuhörer bei der Vorlesung empfingen. Der Bischof von Augsburg soll sich geäußert haben: „das ist die reine Wahrheit, wir können es nicht leugnen." Die Nürnberger Gesandten berichten: „Etlichen Fürsten gefällt das Bekenntnis nicht übel, es wird auch sonst bei vielen für schicklich, bescheidenlich und gut gelobt." Luther war froh, den 25. Juni 1530 erlebt zu haben; er bedauerte nur, daß er nicht persönlich zugegen gewesen sei, als Christus in so herrlicher Weise bekannt wurde. Wenn er anderswo die Hoffnung ausspricht, „das Bekenntnis wird weithin tönen", so hat sich diese in mehr als einer Beziehung erfüllt. Der Kaiser selbst that, wenn auch wider Willen, das Seine dazu, indem er es an die Könige von Frankreich, England und Portugal sandte. Trotz des kaiserlichen Verbotes wurde noch im Jahre 1530 der deutsche Text sechsmal, der lateinische einmal gedruckt. Nachdrucker besorgten die Ausgaben nach Abschriften des Bekenntnisses, welche in verschiedenen

Fassungen vorhanden waren; die evangelischen Fürsten trifft nicht der Vorwurf, dem Gebote des Kaisers ungehorsam gewesen zu sein. Auch wurde die Confession in die meisten europäischen Sprachen übersetzt; ins Hebräische übertragen erschien sie bei Callenberg in Halle; sie sollte der Mission unter den Juden dienen.

Das beredteste Zeugnis für die Freude der evangelischen Christenheit an diesem Bekenntnisse geben die Jubelfeiern, wie sie nach 1530 von hundert zu hundert Jahren veranstaltet worden sind. Immer von neuem hat sich da gezeigt, daß die gesamte protestantische Kirche die Augsburgische Confession als die Urkunde ansieht, welche ihren Bestand sichert, als das Panier, um welches sich alle scharen, „die unter einem Christus sind und streiten", als das schönste Erbteil, welches sie von den Vätern überkommen, es zu hüten und zu wahren als eines der besten Zeugnisse von der „wahren prophetischen und apostolischen Lehre", welche bleibet in Ewigkeit.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Die Reformationsgeschichte

einer

Dorfgemeinde.

Von

Gottlieb Linder,
deutscher Pfarrer in Lausanne.

Halle a/S. 1889.
Verein für Reformationsgeschichte.

Nachdem die Reformationsjubiläen der Jahre 1883 und 1884 uns wieder mit Gang und Sieg der Reformation im Ganzen und Großen vertraut gemacht haben, lade ich dich ein, lieber Leser, mit mir in ein stilles Thal zu kommen und da zu sehen, wie in einer schlichten Landgemeinde der Frühling protestantischen Lebens durchgedrungen ist. Vielleicht denkst du dann: ähnlich ist's wohl auch in meinem Heimatdorfe einst ergangen; und wenn auch der Wunsch, eine Reformationsgeschichte deines eigenen Heimatortes einmal zu erhalten, nicht mehr möglich sein sollte, weil die Nachrichten darüber entweder nicht aufbehalten oder nicht gesammelt und verarbeitet worden sind, so kannst du aus der Reformationsgeschichte dieser Gemeinde dir ein ungefähres Bild machen, wie es in deiner Gemeinde einst mag zugegangen sein. Und wenn überdies da und dort ein aufgewecktes Gemeindeglied seinen Pfarrer freundlich bestimmen kann, die Reformationsgeschichte seiner Gemeinde zu schildern, so sei's Beiden gedankt.

Die Durchführung der Reformation in einer Gemeinde war immer ein sittlicher Sieg. Manchen Orts überwogen zwar zuerst die Aussichten auf Befreiung von den drückenden Zehnten und Lasten, und erst allmählich, indem die christliche Freiheit tiefer verstanden wurde, begehrten die Bewohner nach der Freiheit von Messe, Ablaß, Priesterherrschaft und Gewissenszwang. Sehr viel kam auf die Tüchtigkeit und den Charakter des Geistlichen an, der in einer Gemeinde die Gedanken der Reformation einzuführen suchte. Tausende von Geistlichen, deren Namen kein Mensch mehr kennt, haben durch die Lande dem Sieg der Reformation in ihren Dorfgemeinden ihre beste

Kraft gewidmet; und wer könnte die Zahl der schlichten Bürger und Bürgersfrauen nennen, welche es wagten, die „neue Lehre“ anzunehmen und mit Begeisterung zu ihr zu stehen? Ihnen allen sei ein dankbares Andenken in unseren Herzen bewahrt!

Riehen-Bettingen heißt die schweizerische Gemeinde am Eingang des durch Johann Peter Hebel besungenen Wiesenthals, deren Reformationsgeschichte wir zur Betrachtung vornehmen. Und sie verdient es; erstens darum, weil sie eine ziemlich vollständige Reformationsgeschichte besitzt, zweitens weil sie bei der Reformation mit ihrem Pfarrer sich wacker gehalten hat, und drittens darum, weil ihre Reformationsgeschichte einen Ableger hat, der aus der Schweiz in's badische Land hinüberwurzelt, sodaß wir in dem einen Rahmen schweizerische und deutsche Reformation zugleich betrachten können. Der freundliche Leser aber wird eingeladen, weniger auf die Namen als auf die Ereignisse zu achten, ja es soll mir lieb sein, wenn er sich gern vorstellt, daß sich in seiner Heimatgemeinde die Reformation in ähnlicher Weise vollzogen haben könnte.

I. Der Zustand vor der Reformation.

„Im Geist habt ihr angefangen;
wollt ihr es nun im Fleische vollenden?“
Paulus an die Galater.

Die christliche Gemeinde Riehen-Bettingen darf nach allen vorhandenen Anzeichen als eine Stiftung des heil. Fridolin, des Glaubensboten aus Irland bezeichnet werden, der in Säckingen am Rhein zwischen Schaffhausen und Basel das Kloster und wohl auch in Zell im Wiesenthal eine Missionsstation (cella) erbaut hat. Dafür zeugen die alte festungsartige, mit Wall und Graben umgebene Martinskirche in Riehen, die kleine Hilariuskapelle in Bettingen, die aber früh zerfiel, und das auf der Höhe des Berges dem badischen Tüllingen gegenüber-

liegende Grab der hl. Chrischona, ein alter Wallfahrtsort. Die Kirche zu Riehen hat früh (vielleicht schon Anno 751, jedenfalls Anno 1113) ansehnliche Schenkungen erhalten und ist, nachdem sie zuerst dem Bistum Basel zugehört, um's Jahr 1100 an das Bistum Constanz gekommen, bei welchem sie geblieben ist, auch nachdem das Kloster St. Blasien im Schwarzwald seine Güter und das Recht, den Pfarrer in Riehen zu ernennen, an das Kloster Wettingen im Aargau vertauscht hatte. Vom Jahr 1221 an, wo der erste Pfarrer, der Leutpriester Berchtoldus, in Riehen genannt wird, kennen wir noch die fast ununterbrochene Reihe der Pfarrer, welche der Gemeinde vorgestanden haben. Als eine Zeugin jener Zeit der ersten Entwicklung läßt heute noch die Glocke vom Jahr 1357 ihre eherne Stimme erschallen und mahnt beim Wandel der Zeit und der Menschen an das Eine was bleibt und Allen not thut: Die Liebe Gottes in Christo Jesu.

Wie sah es nun um die Wende des 15. Jahrhunderts in dieser Gemeinde aus?

In niedrigen Lehmhütten wohnten die Leibeigenen des Markgrafen von Baden und die des Klosters Wettingen und einiger weltlichen Herren. Sie bebauten die Güter des Herrn und waren ihm zehnt- und zinspflichtig, und drei mal im Jahr wurde unter der Linde bei der Kirche öffentlich Gericht gehalten, zu entscheiden über Vergehen, über Mein und Dein, und den Untertanen ihre Pflichten einzuschärfen. In großer Unterwürfigkeit waren die Leute besonders dem Abt von Wettingen gegenüber, der zwar in der Ferne weilte, aber durch seinen Schaffner strenge seine Rechte gegenüber den Dorfbewohnern wahrte. Die meisten Dorfbewohner waren Bauern, die im Dienste ihrer Herren die herrschaftlichen Güter bebauten und daneben auch ihre vom Herrn geliehen erhaltenen Aecker oder Huben bearbeiteten. In jedem Dorfe waren auch einige zünftige Handwerker, Schmiede, Wagner, Küfer, Schneider, Schuhmacher und andere, deren Zahl aber genau durch die Zunftgesetze bestimmt war und nie überschritten werden durfte. Die Mühle war eine sogenannte Bannmühle, in der alle Dorfbewohner besonders aber

die „Gotteshausleute" ihr Getreide mahlen lassen mußten. In Riehen war auch eine Badstube, d. h. ein niedriges Gewölbe zu ebener Erde, in welchem an gewissen Wochentagen Schweißbäder genommen werden konnten und der Bader oder Scherer den Leuten nach altem Brauch die Ader schlug, um ihr Blut zu erneuern; wenn der Tag gekommen war, an dem das Dampfbad wieder geheizt wurde, ward ein Mann oder Knabe in die nächsten Dörfer geschickt, und durch Anschlagen an eine Pfanne wie auch durch lauten Ausruf machte er bekannt, daß in Riehen gebadet werden könne. Zu Zeiten kam auch etwa ein fremder Arzt durchgereist in wunderlichem Aufzug und ließ sich gnädig herbei, gegen guten Lohn den Leidenden seine Mittel zu erteilen, den Eltern eines „verhexten" Kindes zu sagen, daß ihrem Kinde „das Herz eingedrückt worden" sei, auch Kräuterbäder anzuordnen, Salben zu streichen und geheimnißvolle Heilmittel zu hinterlassen, und schon dies wirkte wohlthätig auf die Kranken ein, wenn der fremde und darum jedenfalls gelehrte Arzt so verständnißvoll ihren festen Glauben bestätigte, daß sie „von bösen Leuten veruntreut worden" seien.

Die Einteilung der ganzen Dorfgemarkung in drei Zelgen brachte es mit sich, daß Jeder an den sogenannten „Fruchtzwang" gebunden war. Jede Zelge wurde jeweilen im dritten Jahre umgepflügt und blieb dann das Jahr hindurch unbebaut; sie bildete dann den Weideplatz für das Vieh der Dorfgenossenschaft, das vom Hirten ausgetrieben und gehütet wurde. Daneben war auch die sogenannte „Allmend" d. h. das der Genossenschaft gehörende Gemeingut großenteils als öffentliche Weide benutzt, so daß auch der Aermste ein Stück Großvieh halten konnte. Der Wald lieferte durch seine Eicheln und Buchecken reichliche Schweinemast für die Schweineherde der Dorfbewohner; außer dem Schweinehirten hatte die Gemeinde einen Gänsehirten und einen Ziegenhirten, welch letzterer mit seiner Schaar namentlich den Wald heimsuchte.

Die obersten Dorfbeamten waren der Untervogt und der Waibel, in Riehen residierte überdieß ein Landvogt.

Im Meierhof, dem Verwaltungsgebäude der Herrschaft, waltete der Meier, Verwalter der herrschaftlichen Güter, der um seiner Vollmacht willen bei den Dorfbewohnern in hohem Ansehen stand; vom Meierhof ging viel Anregung zu besserm Betrieb des Landbau's aus. Zu Zeiten kam der Lehensherr selbst mit großem Gefolge in's Dorf, stieg im Meierhof ab und ließ sich vom Meier vorschriftsgemäß aufstellen „Gesottenes und Gebratenes, Fliegendes und Fließendes, Zahmes und Wildes" in drei Trachten und auf je zwei Mann seines Gefolges ein Huhn; seine Pferde mußten bis an den Bauch im Stroh stehen und Hafer genug bekommen. Waren kriegerische Zeiten, so hatten die Männer dem Lehensherrn Heerfolge zu leisten oder mußten etwa auch zusehen, wie die Felder vom Feinde verwüstet wurden. Mehrmals wurden auch die Dörfer geplündert und einzelne Häuser angezündet.

Wenn die Zeiten ruhig waren, war genug zu thun mit Anbau und Abernten der herrschaftlichen Wiesen und Aecker und der gemieteten Grundstücke, von denen der Zehnten in natura zu liefern war. Neben Wiesen- und Ackerbau war eine Hauptbeschäftigung der Bewohner: der Weinbau. Schon im Jahre 1352 hatte der Bischof an der besten Weinlage, im „Schlipf" am Tüllingerberge einen herrlichen Rebberg, gegen Basel hin waren Feldreben angelegt, und „Teilreben" zu bekommen, d. h. einem Herrn das Jahr hindurch die Rebarbeit um einen bestimmten Teil des Jahresertrages leisten zu dürfen, war ein Hauptbestreben der Bewohner, weil sie sich so einen Lohn zu erarbeiten hofften.

Die Straßen waren wenig gepflegt; gewöhnlich fuhr man in den gleichen Geleisen: oft war die Straße zugleich das Bett des Dorfbaches; doch waren die Straßen von Basel nach Waldshut und von Basel nach Zell, die durch Riehens Gebiet zogen, als größere Verkehrsstraßen besser im Stande als die bloßen Verbindungsstraßen zwischen einzelnen Dörfern. Kam vollends ein fremder fürstlicher Herr nach Basel, so erhielt der Landvogt vorher Auftrag, auf die fürstliche Ankunft hin die Geleise „einziehen" und die Straße einigermaßen ebnen zu lassen,

und einige Berittene und der „Haschier“ wurden abgeordnet, das „Gesindlein“ und fremde Bettelvolk von der Straße fernzuhalten und so dem Fürsten einen erfreulichen Einzug zu bereiten.

Die Lebensart der Leute war sehr einfach; Wein war reichlich vorhanden und wohlfeil, für den Fleischbedarf genügte das Jahr hindurch das im eignen Haus geschlachtete Schwein, dagegen waren Mehlspeisen und Rüben samt Milch an der Tagesordnung; und es gedieh dabei ein im ganzen gesunder Volksschlag, der zu ausdauernder Arbeit fähig war. Mit der Kindererziehung gab man sich nicht viel Mühe, man ließ die Kleinen aus fast wie die Haustiere, und wenn sie heranwuchsen, wurden sie zu strenger Feldarbeit mithinzugezogen; die leibliche Pflege sogar ließ viel zu wünschen übrig, und es ist sicher, daß auf Reinlichkeit, trotz dem vielen fließenden Wasser, nicht viel Wert gelegt ward. Taubstumme, Blödsinnige, Kröpfige kamen besonders in Riehen, wo die Beschaffenheit des Trinkwassers solche Uebel begünstigte, häufig vor und wurden für verhext gehalten. Wenn in Basel an bestimmten Tagen vor einzelnen Privathäusern Almosen ausgeteilt wurden, pflegten sich auch Frauen von Riehen, mit Kindern auf den Armen, nach Basel zu begeben, und der Aufzug derselben muß wenig sauber gewesen sein, so daß es vorkam, daß einer solchen Bettlerin unterwegs eine Elster auf den Kopf flog und anfing, sie durch den Hut hindurch anzupicken, was dann dieser Frau freilich wieder als ein Beweis erschien, daß die sie begleitende Alte wirklich eine Hexe sei.

Im Ganzen waren die Leute nicht arm, denn der meist tiefgründige und kräftige Boden, vereint mit reichlich fließendem Wasser, und die Mannigfaltigkeit der Culturen (Wiesenbau, Getreidebau, Obst- und Weinbau), dazu die Nähe der Stadt Basel, deren Thürme und Thore vom Dorfe und von den Feldern aus leicht sichtbar sind, und die ein nahes Absatzgebiet für die Feldprodukte bildete, waren gute Erwerbsquellen. Der sittliche Segen der Arbeit machte sich gleichfalls geltend und bildete einen Grundstock ehrsamer und wohlhabender Familien;

dazu war in Riehen nur ein Wirtshaus und in Bettingen nur eine „Maienwirtschaft“ deren Wirt jährlich von der Gemeinde ernannt wurde, so daß zu öffentlicher Trunksucht wenig Veranlassung war; nur mochte etwa die im eignen Keller geborgene Weinernte einmal zu übermäßigem Genusse verlocken. Die allgemein geltende Kleidertracht, die sogenannte Markgräflertracht, schied streng die Ledigen von den Verheirateten und wehrte so auf wirksame Weise der Unsitte und den Anmaßungen, indem sie jedem Stande seine Schranken wies; es waren auch sonst strenge Vorschriften im Gebrauche, welche die Ordnungen der öffentlichen Sittlichkeit aufrecht erhielten; die gleichwohl in Unzucht Lebenden wurden öffentlich „als Huren und Buben geführt“, die Diebe mußten mit dem Gestohlenen vor der Kirchthür stehen und täglich den „Lastersteсken“ tragen, und andere Strafwürdige wurden in der sogenannten „Drille“, einem drehbaren Menschenkäfig, von den frommen Kirchgängern bis zum Krankwerden gedreht, um ihnen das Laster zu erleiden. Trotzdem kamen immer wieder Fälle von unzüchtigem Verhalten vor, und der Pfarrer hatte allen Fleiß aufzuwenden, um das Schamgefühl und den Sinn für Schicklichkeit rege zu erhalten.

In Riehen befanden sich mehrere sogenannte „Höfe“, die von vornehmen Basler Familien als Landsitze, etwa auch bloß als Sommersitze benutzt wurden. Manche dieser Herrschaften kümmerten sich wenig um gute Sitte, andere lebten ehrbar und fromm; es geschah aber leicht, daß die Dorfbewohner ihnen gegenüber in ein Verhältnis kriechender Abhängigkeit und Wohldienerei kamen und so auf Kosten der Thatkraft die Heuchelei und Trägheit gepflanzt wurde.

Am Eingang des lieblichen Wiesenthals liegend war Riehen zwar oft den Verheerungen der oftmals über die Ufer tretenden „Wiese“ ausgesetzt, und da noch keine Brücke über dieselbe führte, so kam es oft vor, daß der Verkehr mit den Nachbargemeinden jenseits der Wiese unterbrochen war und daß viel Geschiebe auf die Gemarkung sich lagerte. (Daher wohl auch der Name Riehen-Rien, Stammwort zu dem Sammelbegriff Grien-Kies,

Kiesgeschiebe (vgl. Rütli und Grütli, Ried und Gried,) und das Wappen des Dorfes Riehen in seiner ursprünglichen Gestalt — nicht behauene Bausteine, sondern aufeinanderliegende Kieselsteine, Kieselgeschiebe). Aber das Thal und das Gelände boten doch im Ganzen einen lieblichen Anblick: im Zusammenfluß des Wiesen- und des Rheinthales üppige Wiesen, fruchtbare Aecker und Reben im Thal; zu beiden Seiten des Thales hervorragende Anhöhen, und zwar rechts von der Wiese gekrönt mit der Kirche und dem Dörflein Obertüllingen, links von der Wiese gekrönt von der weithinsichtbaren Chrischonakirche; gegen Nordosten das offene Wiesenthal mit den nächsten Dörfern Stetten und Lörrach und über die nächsten Höhenzüge hinweg der Ausblick auf die blauen Schwarzwaldberge; nach Süden und Westen die Bergkante „Horn", die Stadt Basel und darüber hinweg die Fernsicht auf die Juraberge, gegen Nordwesten der Blick auf Dörfer der Markgrafschaft und des Elsasses und der Anblick der Vogesen. Zwischen Riehen und Bettingen, die eine halbe Wegstunde von einander entfernt sind, liegt der Herrschaftshof „Wenkenhof", und lauschig eingebettet in Feld und Wald schmiegt das Dörflein Bettingen sich an die Bergeshalde. Und von da aufsteigend erreicht man in einer halben Stunde Chrischona und genießt Ausblick auf die feingezeichnete nördliche schweizerische Alpenkette, auf Jura, Schwarzwald und Vogesen in schöner Rundsicht.

Durch den Anschluß an Basel in den Jahren 1513 und 1520 waren Bettingen und Riehen auch in den Schweizerbund getreten, in den die Stadt und der Kanton Basel im Jahr 1501 feierlich waren aufgenommen worden.

So fehlten in keiner Weise die Bedingungen zu einer gedeihlichen leiblichen und geistigen Entwicklung, wenn nur der Gemeingeist stark genug war, noch wuchernde Uebelstände kräftig bei der Wurzel anzugreifen. Waren auch die Leute mit wenigen Ausnahmen leibeigen, so erfreuten sie sich doch im Ganzen gütiger Herren und bei aller Strenge war doch „unter dem Krummstab gut wohnen." Freilich kommt auch einmal ein Beispiel großer Härte vor, indem das Kloster St. Blasien jeder, auch der ärmsten

Witwe sofort nach dem Tode des Mannes rücksichtslos das beste Stück Vieh (das sog. „Besthaupt") aus dem Stalle nahm, so daß der Rat in Basel den geistlichen Herren diese unchristliche Handlungsweise ernstlich vorhielt und dieselben zur Milde ermahnte.

Das Grab der hl. Chrischona zog viele Wallfahrer herbei, und oft mögen auch die Bewohner von Riehen und Bettingen zu diesem Grabe hinaufgestiegen sein und unter andächtigen Gebeten den Schleier der heiligen Chrischona geküßt haben, den ihnen der Waldbruder hinhielt und von dessen Berührung und Verehrung man Heilung von Gliederschmerzen und Knochenkrankheiten, besonders auch von Zahnschmerz, erwartete. Auch der Wallfahrtsort Eichsel, wenige Stunden hinter St. Chrischona, hatte durch seinen heiligen Quell eine große Anziehungskraft. Bettingen hatte in seiner nächsten Nähe, „im Gluri", nur eine kleine aus Holz gebaute, dem hl. Hilarius geweihte Kapelle (wie St. Fridolin solche in der Nähe der Martinskirchen zu bauen pflegte), die aber 1511 schon zerfallen und nur noch als heilige „Ägerte" in Ehren war, so daß naturgemäß Riehen das eigentliche Pfarrdorf wurde und blieb, um so mehr, da Bettingen auch mit dem badischen Dorfe Grenzach in näherem kirchlichen Verbande stand.

Es war gerade gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein reges kirchliches Leben in der Bevölkerung unserer Dörfer, und es geschah sowohl von hochgestellten Geistlichen als auch von Gemeinden und einzelnen Frommen viel zur Entfaltung eines wenigstens äußerlich reichen Gottesdienstes. So stifteten im Jahre 1462 Heini Scherer von Riehen und seine Hausfrau durch eine Vergabung ihrer Güter eine Frühmesse in Riehen; im Jahre 1480 wurde eine Stiftung errichtet zur Absingung eines Lobgesanges: salve Maria; und im Jahre 1488 stiftete die Gemeinde selbst eine Frühmesse auf einem neuen Altar, den sie dem hl. Christoffel, dem Vorbild edler Männlichkeit, die Christo dient, errichtet hatte; der Hauptaltar aber war „Unserer lieben Frauen" d. h. der heiligen Maria gewidmet, und die Gemeinde, die sich freie Wahl des Kaplans vorbehielt, wahrte doch ausdrücklich das Vorrecht

dieses Hauptaltars ihrer Kirche. Das Kloster Wettingen hat auch die Namen derjenigen Mitglieder und Freunde des Klosters aufbewahrt, die der Kirche zu Riehen lebend oder sterbend Einkünfte zugewendet haben. Es sind die Namen sowohl von Geistlichen als auch von Laien, unter Letztern einige Bürger von Riehen, auch ein Schaffner und seine Frau, „die hüpscherin". Ein Laienbruder Werner von Riehen bekleidete längere Zeit eine einflußreiche Stelle am päpstlichen Hofe in Rom.

Als dann vollends im Jahre 1504 ein päpstlicher Legat das Grab der hl. Chrischona auf dem Berge öffnen ließ und mit großem Gepränge die Gebeine dieser Heiligen zu hohen Ehren erhob, nahm der kirchliche Eifer einen noch regern Aufschwung. Eine alte Sage hatte sich nämlich um St. Chrischona gewunden, wonach auf dieser Höhe eine der 11000 Jungfrauen auf wunderbare Weise begraben worden sei, nachdem sie auf der Rückfahrt von Chur nach Köln im Schiffe erkrankt und am Rheinufer bei Grenzach gestorben sei an einer Stätte, die als heiliges Allmendgut Jahrhunderte lang das „Chrischonabettli" genannt wurde. So ließ nun der päpstliche Legat Reymund von Peraudi den schweren Stein (— vielleicht ein altgermanischer Opferstein —) vom Grabe abheben und fand ein gemauertes Grab mit einem steinernen Sarge, in dem der noch wohl erhaltene Leichnam der Jungfrau Chrischona (= Christiana = Christin) sich befand. Mit mehreren hohen Geistlichen sang er an Ort und Stelle zu Ehren der Heiligen ein „Veni sancte spiritus" (zu deutsch: Komm, heiliger Geist!) und ein „Veni creator spiritus" (Komm, schöpferischer Geist!) trug die wie durch ein Wunder elastisch erhaltenen Glieder der Heiligen feierlich zu einem Altare, erhob sie feierlich unter Absingung des Jubelgesangs: „Te Deum laudamus" (Gott, Dich loben wir!) und ließ sie auf einem Altare zu einer von ihm selbst außerhalb der Kirche zu feiernden Messe hinaustragen. Fünftausend bis sechstausend Menschen wohnten auf der sonst einsamen Bergeshöhe dieser Messe bei und die heiligen Gebeine wurden dann in einem kostbaren Reliquienbehälter in der Kirche aufgestellt. Wunderbare Heilungen wurden nun bald den

Reliquien zugeschrieben, und der Schleier der Heiligen, an welchem unter der schützenden Umhüllung in 12 Knoten eingeknüpft gefunden wurden Reliquien vom Rock der allerseligsten Jungfrau, von den 10000 Märtyrern der Gesellschaft des hl. Mauritius, vom hl. Apostel Bartholomäus, von den 11000 Jungfrauen, vom heiligen Kreuz Christi, vom hl. Hilarius, von der hl. Brigida, vom hl. Apostel Thomas, vom hl. Nicolaus, von der hl. Barbara und vom hl. Blasius, galt für besonders wunderthätig, besonders seit eine gliederkranke Nonne Agnes Mäder in Basel der ehrfurchtsvollen Berührung dieses Schleiers ihre Heilung zuschrieb.

Je mehr die Bewohner unserer Dörfer leiblich gedrückt waren, um so mehr suchten sie in dunkler Ahnung einer höhern Welt den Frieden des Gemütes in ängstlicher Erfüllung der Kirchen- und Priestergebote. Alle Morgen las der Frühmesser die erste Messe in der Kirche, dann feierten die Mönche, die etwa, besonders in der Herbstzeit, in dem Klösterlein bei der Kirche wohnten, ihre Messen und Metten und beteten im Chor der düstern Kirche die „Tagzeiten“ der „allerseligsten Jungfrau“. Die Bewohner des Dorfes kamen — und zwar seit dem 13. Jahrhundert mit dem Rosenkranz in der Hand — ehrerbietig beim Eintritt in die Kirche sich mit Weihwasser besprengend. Bilder und Statuetten an den Wänden der Kirche luden zur Verehrung ein, Wachskerzen brannten und das „ewige Licht“ ergoß seinen milden Schein, Weihrauchduft erfüllte den Raum, und in stillem Gebete oder mit lauten Responsorien (Antworten und Wechselreden in Liedesform) hielten die Versammelten ihre Andacht. Einzelne brachten Wachs mit, das sie der Kirche stifteten, und alljährlich lieferte der Pächter des „Offlateracker“ die bestimmte Zahl „Oblaten“ zu den Hostien, wie der Pachtvertrag ihm vorschrieb. Sonntags zeigte der Priester die zu feiernden Heiligentage der begonnenen Woche an, zu Zeiten hatte er auch eine bischöfliche Weisung der Gemeinde mitzuteilen, worauf der „Glaube“, das allgemeine Sündenbekenntnis, die Fürbitte für Lebende und Tote und das Paternoster zu verlesen waren; die allgemeine Beichte

wurde von der Gemeinde knieend leise nachgesprochen. Seit dem 12. Jahrhundert schloß sich dem Paternoster der „Englische Gruß" („Ave Maria") an; erst im 15. Jahrhundert war der Schlußsatz dazu gekommen: „Heilige Maria, bitte für uns". Überhaupt war die Verehrung der Maria, der „Mutter Gottes" aufs Höchste gestiegen, und um ihretwillen wurde auch ihre Mutter, die hl. Anna, etwa auch die „Großmutter Gottes" genannt, hoch geehrt. In Zeiten der Not und der Pest zogen auch Geißlerzüge, sich selbst peinigend und andre zur Buße aufrufend, durchs Land, und bald erscholl dann auch die Kunde, daß man mit Geld in leichtem Ablaß die Sündenlast los werden könne.

Bestimmte Zeiten brachten auch ganz eigentümliche Festlichkeiten. So wurde an der jährlichen Kirchweihe in Riehen vom Kirchthurm herab geschossen und es entfaltete sich um die Kirche her ein belebtes, ja üppiges und ausgelassenes Festleben; auch Bettingen feierte seine besondere Kirchweihe am ersten Maisonntag und gestaltete sie bis auf den heutigen Tag zu einem fröhlichen Naturfeste. An den vielen kirchlichen Festtagen strömte das Volk besonders zahlreich zur Kirche, die Messe zu feiern, auch etwa eine Ermahnung aus dem Leben eines Heiligen zu vernehmen; auch der kirchliche Volksgesang kam bei außerordentlichen Anlässen zur Geltung, indem die versammelte Gemeinde ein „Kyrie eleison" (Herr, erbarme Dich!) sang. In der Fastenzeit wurde das sogen. „Hungertuch" in der Kirche aufgehängt. Auch ein drehbarer Ring mit den Namen der „Zwölfbotten" (Apostel) hing in der Kirche, und durch dessen Drehung konnte Jeder seinen Schutzpatron aus der Zahl der Apostel wie durch göttliche Fügung erwählen. („Zwölfbottenziehen".) An Ostern bot der Prediger seinen Zuhörern durch derbe Späße von der Kanzel her reiche Gelegenheit zu dem sogenannten „Ostergelächter", während dann andere Feiertage wieder mehr ernster, ja düsterer Art waren. Der größte Teil des Gottesdienstes bestand aus lateinischen Worten und Gesängen, zu denen aber die Leute, je nach dem Maß ihrer Andacht und Herzlichkeit, durch lange Gewöhnung einiges Verständnis mitbrachten. So trugen sie in ihrer Weise Erbauung mit heim und hielten auch

zu Hause ihre Gebete und Gebräuche. Überdies war das ganze tägliche Leben von einem Netz teils religiöser teils abergläubischer und furchterregender Vorstellungen durchzogen, die teilweise Reste der alten heidnischen Zeit waren. Auch war es Übung, daß an bestimmten Tagen, wie an „St. Marx" und „heilig Kreuz" kreuztragende Prozessionen aus allen umliegenden Dörfern der Markgrafschaft und des Kantons Basel in die Stadt Basel zogen; diese sogenannten Kreuzgänge liefen dann nicht immer so fromm ab, wie sie angefangen hatten.

Zunehmender Reliquiendienst, steigende Sittenlosigkeit der Geistlichen bei großer Unwissenheit und Unmäßigkeit des Volkes, sowie manche neu aufkommende Satzungen der Kirche, die das sinkende Ansehen wieder heben sollten, — Alles trug dazu bei, daß einzelne edlere Gemüter keine Befriedigung mehr in der Kirche fanden, sich in die Einsamkeit zurückzogen oder dem Bunde der sogenannten „Gottesfreunde" sich anschlossen. Andere, der Macht der Mehrheit gegenüber ohnmächtig, suchten durch beißenden Spott über die Kirche und die Geistlichen ihr beunruhigtes Gewissen zu erleichtern und fanden allezeit willige Lacher, aber sie konnten nicht im Ernste daran denken, ein Neues zu pflügen.

Seit dem Jahr 1264 und besonders seit dem Jahr 1311 wurde das Fronleichnamsfest als das große Kirchen- und Wunder-Fest gefeiert, und im 14. Jahrhundert kam das Fest der unbefleckten Empfängnis der Maria hinzu. Über das Aufkommen unwürdiger Gebräuche gegen Ende des 15. Jahrhunderts klagt ein Mann, der im Katholizismus erzogen worden war, aber die Reformation noch mit angebahnt und erlebt hat, Eberlin von Günzburg folgendermaßen: „Man belegt jetzt die Grabstätten mit Tüchern, worauf sich ein Kreuz befindet, besprengt sie mit Wasser, macht einen Rauch dazu, der Pfaff blodert und maulsaifert darob; sonderlich wenn Adams Rippen herumstehen und knieen, so gaffen die Ölgötzen mehr denselbigen Dorfgänsen zu denn dem Todten, richten mehr Unzucht und Ärgernis als Gottesfurcht an. Die Kirchhofweihe ist sonst zu nichts gut, als die Bauern damit zu erschrecken, man wolle sie

nicht darauf begraben, wenn sie den Pfaffen nicht ihren Willen thun." Und einmal wo sich Eberlin selbst einer Abschweifung in der Rede anklagt, sagt er: „aber ich thue eben wie die Pfarrer zu Eichsel, Herten und Mackenau, wenn sie sollen das Evangelium predigen, so sagen sie vom Gänsezehnten und schließen die Predigt mit einem Fluch gegen Luther und den Eberlin; diweil lachen die Bauern, daß uns die Zehen schwitzen." Ab und zu nahmen auch religiöse Tänzer, die zur Festzeit durch die Länder zogen, die Neugierde der Leute in Anspruch, und immer mehr wurden die Gewissen verwirrt.

Im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts kamen nun die beiden Dörfer, Bettingen mit St. Chrischona und Riehen, durch Kauf an die Stadt Basel; nur das Recht, den Pfarrer in Riehen zu wählen und einzusetzen, behielt das Kloster Wettingen noch zurück. Sofort nahm Basel die Reliquien der heil. Chrischona samt dem kostbaren Reliquienbehälter und den Inhalt des Opferstocks in Verwahrung und ließ sich daran durch die Einwendungen des Markgrafen von Baden nicht stören; es ließ auch der Heiligen eine schöne, neue rosenrote Fahne aus Arras-Stoff herstellen und baute der Heiligen zu Ehren neben der Hütte des Waldbruders eine neue gothische Kirche. So gab der Rat in Basel nicht allein seinen religiösen Eifer sondern auch seine weltliche Klugheit kund, mit der er den neu erworbenen Wallfahrtsort zu einer guten Erwerbsquelle erheben wollte. Im Jahre 1516 war der Bau der Chrischonakirche vollendet ungefähr in der Gestalt, wie die Kirche, sagenumwoben, jetzt noch hinabschaut in's Rhein- und in's Wiesenthal, und hinausschaut bis zu den Schweizerfirnen. Heute noch kann man an einer Bühnenleiste der Kirche den Spruch lesen, der die Vollendung der Baus anzeigt:

„In dem Jahr da man zalt nach der Geburt des Herrn M und CCCCC und im XVI Jor bin ich usbereit Got zuo Lob und der erber Leit."

So wurde nun feierlich auf St. Chrischona in den Fasten gepredigt und Messe gehalten, und der „Bruder" hatte genug zu thun, die messelesenden Priester zu bewirten

und ihnen beim Gottesdienst zuzudienen. Auch sonst geschah Alles, um den Besitzstand der Kirche zu sichern: noch im Jahre 1519 bestätigte Papst Leo X. auf Ansuchen des Abtes und des Conventes von Wettingen und „seiner lieben Söhne, der sämtlichen 8 alten Orte der Eidgenossenschaft, der Schirmherren und Kastvögte genannten Klosters", dem Kloster Wettingen feierlich alle seine Freiheiten und Rechte, besonders das Präsentations- (d. h. Pfarrwahl-) recht aller seiner Kirchen, darunter auch der Kirche zu Riehen. Aber schon war eine neue Zeit im Anzuge, die gewaltige Umwandlungen in ihrem Schoße barg. —

II. Die Reformation.

A. Der erste Kampf.

1. Die Klage gegen den Pfarrer.

„1525. — Ist es die Morgenröte der Freiheit?"
(Spruch im Rathause zu Liestal, Baselland.)

Die frische Luft der von Luther und Zwingli begonnenen reformatorischen Bewegung wurde, soviel man jetzt noch weiß, in Riehen-Bettingen zuerst im Jahre 1523 spürbar. Der damalige Pfarrer Jeronimus in Riehen wurde mit dem Abt von Wettingen uneins, und der Rat von Basel suchte deshalb auf gütlichem Wege den Streit abzuschneiden, was auch scheint gelungen zu sein. Auch der Umstand, daß Ülin Steinacher von Riehen sich wegen Glaubenssachen vor der Obrigkeit in Basel verantworten mußte, läßt darauf schließen, daß die neuen Lehren der Reformation schon in einzelnen Herzen und Familien in Riehen Eingang gefunden hatten, was auch leicht möglich war, da besonders die Buchdrucker Adam Petri und Hieronymus Frobenius in Basel sehr früh Luthers Schriften abdruckten und verbreiteten. Wir dürfen den Ülin Steinacher als einen solchen der Reformation im stillen Zugethanen betrachten, und mit ihm mögen andere edelgesinnte Männer und Frauen auf die Zeichen der neuen Zeit ge-

lauscht haben. Diesmal freilich kam die Neuerung noch nicht zum Austrag, und die Anklage gegen Steinacher scheint keine größern Kreise in dem Gemeindeleben gezogen zu haben, aber wir dürfen den Pfarrer Jeronimus und den Bauer Ülin Steinacher gewissermaßen als Vorposten der einziehenden Reformation in Riehen-Bettingen betrachten.

Aber was das Jahr 1523 noch nicht gebracht hatte, das begann das Jahr 1524 zu bringen, den Kampf um die Lehre des Evangeliums gegen die Priesterherrschaft. Und der Mann, der den Kampf gegen das Hergebrachte im Namen besserer Erkenntnis und in der Fürsorge für die bedrängten Gewissen aufnahm und weiterführte, bis die Gemeinde ihn vollends zum Siege brachte, war der Pfarrer Ambrosius Kettenacker von Winterthur (Kanton Zürich), Leutpriester in Riehen. Seine Abstammung ist uns nicht mehr bekannt, wir wissen nur, daß er Stiefgeschwister Namens Koler hatte. Seinen Namen Kettenacker übersetzte er nach damaliger Sitte in's Griechische: Syagrius; seine Gegner nannten ihn, diesen griechischen Namen spöttisch verdrehend: Sau-racker (Syagrius d. h. wildes Schwein; vgl. den Anfang der päpstlichen Bulle gegen Luther: Ein wilder Eber ist in den Weinberg gefallen u. s. w.)

Ambrosius Kettenacker hatte im Jahr 1508 in Basel studiert und war ein Freund Ulrich Zwinglis. Von seinen Lebensschicksalen von 1508 bis 1524 ist uns nichts bekannt, aber im Jahre 1524 finden wir ihn als den vom Abt von Wettingen eingesetzten Leutpriester in Riehen und als den Vertrauensmann seiner Gemeinde. In den Jahren 1524 und 1525, also 7 bis 8 Jahre nachdem Luther seine 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen, und 5 Jahre, nachdem Zwingli sein Predigtamt in Zürich angetreten, hatten auch die Bauern dieser Gegend wie in ganz Oberdeutschland die Freiheitsgedanken der Reformation auf das weltliche Gebiet übertragen und in einer großen Versammlung bei Schopfheim im Wiesenthal ihre Forderungen gestellt. Wir erfahren nicht, ob auch Bürger von Riehen-Bettingen dieser Versammlung beigewohnt, aber begreiflich ist, daß der Abt von Wettingen ängstlich wurde; in seinem eignen Kloster mußte er die

bittere Erfahrung machen, daß manche Mönche der neuen Lehre Luthers zugethan waren, und es erregte in der katholischen Welt großes Aufsehen (dem Murner in seinem spottvollen Ketzerkalender Ausdruck gegeben hat), als im Kloster ein Brief gefunden wurde, den Basels Reformator, Johannes Oecolampad (Hüsgen), an die reformatorisch gesinnten Mönche in Wettingen geschrieben hatte, um sie in ihren Grundsätzen zu bestärken und zu einem entscheidenden Schritt zu bestimmen. Wenn nun vollends ein vom Abt selbst eingesetzter Dorfpfarrer seine Übereinstimmung mit Luther und Zwingli nicht verhehlte, so darf es uns nicht wunder nehmen, daß der Abt seinem Ärger Ausdruck gab, als Ambrosius Kettenacker um Rückerstattung dringend gewesener Auslagen und um Erhöhung der geringen Besoldung bat. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Dorfpfarrer damals vielfach durch die Klöster, von welchen sie abhingen, in die übelste Lage gebracht wurden. Die Flugschriften jener Zeit versäumen selten zu erwähnen, daß ihre Vorgesetzten in den Klöstern ihnen in die Seelsorge eingriffen und einen Teil ihrer spärlichen Einkünfte an sich rissen [vgl. „ein schöner Dialogus von den vier größten Beschwernis eines jeglichen Pfarrers 2c. 2c.].

Als Kettenacker weder bei dem Abt, Andreas Wengi, noch bei dem Bischof unparteiisches Gehör fand, im Gegenteil erfahren mußte, daß seine Oberen ihm seine Überzeugung ungerecht entgelten lassen wollten, wandte er sich an den Rat von Basel, seine weltliche Obrigkeit. Der Rat nahm das Gesuch an und lud den Abt zu gütlicher Verhandlung ein, zeigte überhaupt durch sein nunmehr folgendes Verfahren, daß er von dem guten Recht des Pfarrers überzeugt war und die Anklagen, welche der Abt gegen die Lebensführung und Amtsverwaltung desselben erhob, für unbegründet hielt. Der Abt beschickte die anberaumte Versammlung und ließ durch seinen Abgeordneten erklären, daß er begehre zu vernehmen, was eigentlich der Pfarrer von ihm wolle, und beschwerte sich zugleich darüber, daß der Pfarrer sich nicht an den Bischof als an die zuständige Oberbehörde, sondern an den Rat in Basel gewendet habe. Darauf erklärte der Pfarrer, er habe das notgedrungen

gethan, weil der Abt entgegen aller Billigkeit und im Widerspruch mit der eignen Gewohnheit in solchen Dingen die Bitte abgeschlagen habe und weil der Bischof dieses Verfahren gebilligt habe. Zugleich reichte der Pfarrer eine Schrift ein, in welcher er sein Begehren in guter Form begründet hatte, und begehrte Gewährung seines Gesuchs. Als diese Schrift verlesen war, erklärte der Gesandte des Abts, er sei jetzt nicht hier, um zu reden, sondern er verlange, daß ihm der Rat die verlesenen Artikel einhändige; denn er wolle sich damit an die acht alten Orte (Kantone) als die Schirmherren des Klosters Wettingen wenden, den Rat von Basel könne er nicht als die zuständige Behörde anerkennen, aber er erkläre sich bereit, zu thun, was die acht Orte (d. h. die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug, Bern), darüber beschließen würden. Zudem habe der Pfarrer Kettenacker sich nicht so verhalten, daß ihm der Abt etwas zu Gefallen thun könne. Er fügte dann mit dem bestechenden Schein erdrückender Wahrheit, aber nicht mit ganzer Wahrheit hinzu: der Pfarrer habe eine Nonne aus dem Kloster Gnadenthal im Aargau weggeführt und habe sie bis auf den heutigen Tag bei sich in dem Hause, auch seien andere Klagepunkte da, die noch zur Geltung kommen würden, und so könne der Abt dem Leutpriester die Besoldung nicht verbessern; der Abt wolle auch nichts ohne Vorwissen der acht alten Orte thun.

Als beide Teile sich ausgesprochen hatten, beschloß der Rat, in vorliegender Sache auch in Zukunft von sich aus und zwar gütlich zu verhandeln; des Abts Gesandter aber beschwerte sich, daß der Rat dem Abt die Beschwerdeschrift des Leutpriesters nicht habe verabfolgen oder in Abschrift mitteilen wollen, und daß der Rat habe durchblicken lassen: wenn der Abt ihm die richterliche Befugnis hierüber nicht zugestehen wolle, so könnte es dazu kommen, daß über Nacht des Abts Güter in Basels Gebiet mit Beschlag belegt würden. In der That ließ sich nun der Abt auf keine weiteren gütlichen Verhandlungen mit dem Rat in Basel ein, zumal da der Leutpriester gepredigt habe, Gott (d. h. Christus) sei von liederlichen Weibern

geboren, was zu predigen keinem Priester gezieme. Er reichte daher seine Klage den acht alten Orten ein und sprach dabei die Hoffnung aus, der Rat werde das Gotteshaus Wettingen dieses sein Vorgehen nicht entgelten lassen.

So war mit des Abts Klage vor der Tagsatzung (Bundestag der acht eidgenössischen Stände) ein Kampf begonnen, der zugleich auf materielle und auf religiöse Güter sich bezog. Dieser Kampf dauerte vom Jahr 1524 bis zum 10. Februar 1525, und zehn Sitzungen der Tagsatzung befaßten sich mit dieser Angelegenheit. So weit jetzt noch aus den vorhandenen Aufzeichnungen zu erkennen ist, wickelte sich die Sache vor der Tagsatzung ab wie folgt:

Am 13. Januar 1524 trug die Tagsatzung dem Tagsatzungsabgeordneten („Bote“ genannt) von Basel auf, die Klage des Abts von Wettingen dem Rat zu Basel zu überbringen, „daß die Leute in Riehen einen Leutpriester haben, der auch „lutter sch“ sei und mit den Bauern daselbst gemeinschaftliche Sache gemacht habe, wie Solches in der beigelegten Schrift beschrieben sei; der Rat werde daher aufgefordert, den auf die Zehnten und Zinse des Abts von Wettingen gelegten Arrest aufzuheben; und falls der Rat oder der Leutpriester vermeine, einen Anspruch zu haben, so sei derselbe an denjenigen Orten geltend zu machen, wo der Abt seinen Wohnsitz habe, und das Alles nach Maßgabe der Bündnisse.

Darauf hin gab der Rat von Basel seinem Abgesandten auf die Tagsatzung unterm 27. Januar 1524 einen Auftrag (Instruktion) mit, der dahin ging: Der Abgesandte („Bote“) soll jedenfalls aufstehen und begehren, daß der bezügliche Artikel im letzten Beschluß der Tagsatzung (sog. „Abschied“) und ebenso die vom Abt eingereichte Schrift verlesen werde; dann soll er zeigen, daß die Ratsabgeordneten, die mit dem Abt verhandelt hatten, nicht unrecht sondern mit Liebe und Freundschaft gehandelt hätten und solche Vorschläge gemacht, daß der Rat von Basel glaube, der Abt hätte sie nicht abschlagen sollen; der Abt sage mit Unrecht, es sei ihm gedroht worden, auf seine Güter Arrest zu legen, sondern der Rat habe nur erklärt, der Abt solle sich gegen den Leutpriester zu

Riehen gutwillig, nach der Bitte des Rates, erzeigen, in Anbetracht, daß er seine Güter in der Stadt Basel und zu Riehen in unserem Gebiet liegen habe. Das Alles sei vom Abt abgeschlagen worden, wobei der Rat es gütlich habe bewenden lassen. Des Fernern sei des Abts Klage, daß vom Leutpriester des Abts Zehnten und Zinse in Riehen hinterhalten worden seien, durchaus falsch; denn eine genaue Untersuchung habe nicht ergeben, daß dem Abt etwas, sei's wenig oder viel, von dem Leutpriester hinterhalten worden sei; hätte der Rat etwas dergleichen entdeckt, so hätte er unverzüglich Schritte gethan, das Hinterhaltene freizugeben. Daher verunglimpfe der Abt abermals und auch in diesem Punkte den Rat in Basel.

Nun beschloß die Tagsatzung: „Wir hätten es gerne gesehen, wenn unsere Eidgenossen von Basel den Leutpriester gestraft hätten; da das aber nicht in ihrem Willen liegt, so haben wir beschlossen, daß der Herr Abt von Wettingen als der Lehenherr den Leutpriester vom Amt entferne; dabei weiß auch ein jeder Bote, wie der Bote seine Herren von Basel hierin verteidigt hat, woran Jedermann sich wohl begnügt hat."

Daraufhin ersuchte seinerseits der Rat von Basel den Abt am 8. Februar 1524, er möge den Leutpriester nicht verstoßen, bis man über die Sache näheren Bericht gegeben, was in Bälde geschehen werde; und zwar in Anbetracht, daß des Gotteshauses Eigentum in der Stadt bisher wohl beschirmt worden sei. Der Abgeordnete zur nächsten Tagsatzung erhielt den Auftrag, zu erklären, die Sache sei auf guter Bahn, der Rat lebe der Hoffnung, sie werde sich gütlich beilegen lassen, denn es seien schon einige Personen mit gütlichen Verhandlungen darüber beschäftigt.

Wirklich entschloß sich der Rat von Basel zu einem äußersten Schritt, den mächtigen Abt zufriedenzustellen und doch zugleich den Leutpriester vor Absetzung zu schützen.

Am 13. Februar 1524 schrieb der Rat an den Abt, er, der Rat, habe den Leutpriester zu Riehen fünf Tage und fünf Nächte im Gefängnis gehalten und zu dem Versprechen bewogen, seine Jungfer, die eine Klosterfrau gewesen, zu entfernen und fortan zu keinen Klagen Anlaß

geben zu wollen, wie es einem ehrsamen Priester gezieme. Hiemit glaube man, er sei genug bestraft und könnte also der Abt ihm jede weitere Strafe erlassen und ihn auf der Pfründe belassen und also da nicht einen Andern einsetzen, den die Gemeinde und der Rat nicht wollten.

Allein das Antwortschreiben des Abtes auf dieses Begehren berief sich auf die von der Tagsatzung dem Abt erteilte Vollmacht, „den Herrn und Pfarrverseher" zu Riehen wegen etlicher unrechter Handlungen abzusetzen, und erklärte, der Abt könne die Bitte um Verzögerung der Absetzung nicht gewähren; das Schreiben schloß mit der Erklärung, wiewohl der Abt seinen gnädigen Herren zu Basel gerne wollte und sollte ehren und in Diesem und Anderem zu Willen leben und nicht Unehre erweisen, so habe er doch einmal von der Tagsatzung durch den Landvogt zu Baden Auftrag erhalten, den Leutpriester seines Amtes zu entsetzen, und es wäre gar schimpflich und vorwitzig von ihm, wenn er nun nach solcher vorangegangenen Klage und vielen erlittenen Kosten und großer Müh und Arbeit dem Begehren des Rats von Basel willfahren wollte ꝛc.

Nun wandte sich der Rat von Basel mit seiner Bitte noch an die Tagsatzung selbst als an die höchste bürgerliche Amtsstelle; es erfolgte aber folgender ablehnende Beschluß: Weil unsre lieben Eidgenossen von Basel eine Bitte eingelegt haben für den Pfaffen von Riehen, so hat man den Herrn Abt von Wettingen wie am vorigen Sitzungstage beauftragt, daß er den Priester von der Pfründe entferne und hat mit unseren Eidgenossen von Basel in dem Sinne gesprochen, daß sie doch angesichts des Benehmens des Leutpriesters den Herrn Abt möchten mit dem Pfrundlehen nach des Abts Wunsch verfahren lassen.

Aber trotz zweimaliger Abweisung gab der Rat in Basel nicht nach, sondern auf den Tag zu Luzern am 22. Februar 1524 gab er seinem Boten die Instruktion mit: Unser Bote soll sagen, der Gegner des Leutpriesters (nämlich der Schaffner des Abts) habe in dem Dorf und Gerichtsbezirk Riehen seinen Wohnsitz, und wenn der Leutpriester ihn auch dort (wie billig sei) vor Gericht ziehen

solle, so werde allda wegen der Ernte und anderer Geschäfte der Bauern kaum vor vier Wochen Gericht gehalten, es sei auch nicht Sitte des Ortes, besondere, erkaufte Gerichtssitzungen zu halten, und dadurch werde die Angelegenheit allerdings einigermaßen verzögert. Sollte es aber dem Abt nicht gelegen sein, so lange zu warten, so sind wir bereit, unsern lieben und treuen Eidgenossen zu gefallen, (obwohl das bisher nie geschehen) von Obrigkeitswegen die Sache vor uns zu fordern und deshalb „kurze Tage“ anzusetzen und schnelle Entscheidung zu begehren.

Darauf ward von der Tagsatzung beschlossen, dem Abt von Wettingen sei anheimgestellt, den Pfaffen von der Pfründe zu entfernen, und Basel sei ersucht, den Abt daran nicht zu hindern.

Waren so alle bisherigen Versöhnungsversuche beim Abt und bei der Tagsatzung gescheitert, so appellierte nun Basel zu Gunsten des Pfarrers an das Recht der Billigkeit. Auf den Tag zu Luzern vom 9. März 1524 begründete nämlich Basel seine Bedenken gegen weitere Strafmaßregeln damit, daß es betont, wie der Abt mit großer Drohung einige Einwohner von Riehen gelockt und hintergangen, nach seinem Begehr gegen den Priester zu reden, und dann die Aussage derselben in Form eines Zeugenverhörs den Eidgenossen vorgelegt habe, so daß wir an dem Abt deswegen gar kein Wohlgefallen haben; aber damit hat der Abt doch unsre lieben Eidgenossen zu ihrem Beschluß veranlaßt! Der Rat eröffnete ferner, daß sich der Priester in der Ratssitzung vor den Rat als die ordnungsmäßige Obrigkeit zu Riehen, oder, wenn das dem Abt nicht gelegen sei, vor des Abts päpstlichen Konservator und Richter, den er in Basel hat, zur Verfügung gestellt und erklärt habe, thun zu wollen, was da werde beschlossen werden. Dies Anerbieten zeigte nun der Abgesandte Basels der Tagsatzung an und erklärte, an dem, dem Abt genehmen Orte den Leutpriester vor Gericht stellen zu wollen. Zugleich erinnerte der Rat wieder an die Gefängnisstrafe, die der Leutpriester schon erlitten, und an dessen Erklärung, die Nonne wegzuschicken und zu keinen weiteren Klagen Anlaß zu geben; und der Abgesandte fügte

hinzu: wenn etwa der Abt die Predigtweise des Leutpriesters anfechten sollte, so sei die Tagsatzung auf die (beigelegte) Verteidigungsschrift des Leutpriesters (siehe später) zu verweisen, aus der sie sich selbst ein Urteil bilden könne. Und zu guter Letzt ließ der Rat durch seinen Boten seinen entschiedenen Willen kundgeben, „daß wir keinen Courtisan in unsrer Eidgenossenschaft mit päpstlichen Bullenpfrunden anzufallen, zulassen wollen.“ (Courtisan [von courtiser = mit höfischen Manieren schmeicheln] = unrechtmäßiger Nebenpfarrer; schon Anno 1440 war ein Herr Johannes der Courtisan d. h. der ohne Einwilligung der ordentlichen geistlichen (und weltlichen) Obrigkeit, allein vom Stuhl zu Rom durch eine Bulle zur Pfründe ernannte Nebenpfarrer in Riehen, der sich neben dem rechtmäßigen Pfarrer schmeichlerisch in die Gemeinde eindrängte. Der Kampf gegen solche nebeneingeschlichene Geistliche dauerte lange fort.)

Eine weitere Instruktion an den Boten von Basel weist ihn an, auf die Anklägerrolle des Schaffners des Abts hinzuweisen, ferner geltend zu machen, daß Ambrosius Kettenacker auf rechtmäßige Weise in sein Amt eingesetzt worden sei; doch soll der Bote diesen Handel nicht von sich aus wieder vorbringen, aber sonst ein fleißiges Aufmerken haben, ob der Abt oder die Tagsatzung den letzten Beschluß gegen Herrn Ambrosius auszuführen gesonnen seien, und in diesem Falle soll der Bote die Eidgenossen dringlich bitten und soll vorbringen, daß der Priester schon gestraft sei und daß es unbillig wäre, ihn nach der leiblichen Strafe noch zu strafen durch Beraubung seiner Pfründe, auf die er bestätigt sei und durch die ihm viele Kosten erwachsen seien, sowohl durch Zahlungen an den Bischof zu Konstanz als auch durch die großen Auslagen, die er gehabt habe, um das zur Pfründe gehörende Haus, das ganz baufällig und in Abnahme begriffen gewesen, mit großen Kosten und eigner Müh und Arbeit wieder in Bau, Ehren und Wesen zu bringen; alle diese Kosten habe ihm der Abt gegen seine bisherige Gewohnheit nicht zurückerstattet, und so solle, wie es scheine, der Leutpriester „mit zwei oder mehr Ruten gestraft werden.“ Die Tag-

satzung möge sich mit der bisherigen Gefängnisstrafe des Leutpriesters begnügen und ihn trotz ihrem letzten Beschlusse (der nur auf des Abts Verlangen und ohne vorhergegangene Anhörung des beklagten Priesters ergangen sei) bei seiner Pfründe belassen, wofür der Rat von Basel den Eidgenossen sich dankbar erweisen wolle. Auch mußte der Bote wieder an die Unredlichkeit des äbtischen Zeugenverhörs erinnern und die Bereitwilligkeit des Leutpriesters wiederholen, sich vor ein ordentliches Gericht zu stellen. Und — so lautete die Instruktion weiter — falls die Eidgenossen diese Gründe nicht annehmen wollten, so möge der Bote von Basel die Erklärung abgeben, daß der Rat von Basel dem Leutpriester kein Unrecht werde anthun lassen und daß er ihm zu seinem Rechte — würde es auch gegen den Leutpriester ausfallen — verhelfen wolle. Dabei hat der Bote die Verteidigungsschrift des Leutpriesters zur Hand und soll, wenn er es nötig und nützlich erachtet, dieselbe hören lassen oder sonst soviel als dem Priester zum Nutzen sein kann, daraus mündlich anzeigen.

So weit waren die Verhandlungen gediehen, als der Abt, offenbar des langen Wartens müde, mit der Klage bei der Tagsatzung einsetzte, daß die Basler ihn hinderten, „den pfaffen von der pfrund zu thun“, und nach Anhörung jener Verantwortung und dieser Klage sprach die Tagsatzung ihr Mißfallen darüber aus, „daß sich unsre Eidgenossen von Basel dieses leichtfertigen Pfaffen so viel beladen und annehmen, . . . denn dieser Pfaff sei ein Schmäher der würdigsten Jungfrau Maria“, und beschloß neuerdings, es solle beim frühern Bescheid bleiben, der Pfarrer solle vom Abt ab der Pfrund gethan werden und die Pfrund vom Abt als rechtem Verleiher versehen werden. Wenn dann der Pfaff vermeint, sich beschweren zu müssen, so möge er sein Recht suchen vor dem ordentlichen Richter, dem Bischof zu Konstanz oder, wenn er will, vor den acht Orten der Eidgenossenschaft als den Schirmherren des Klosters, und schließlich wird von der Tagsatzung gewünscht, unsre Eidgenossen von Basel werden sich eines Bessern bedenken.

Heftiger schon wurde der Streit auf dem Tag zu

Luzern am 18. März 1524. Da beklagte sich Basel, daß sein Abgeordneter, Jakob Meyer, Alt-Oberzunftmeister, auf den Tag nach Lätare von der Tagsatzung mit seiner Instruktion übel aufgenommen worden sei; er sei dermaßen unfreundlich empfangen worden, daß auf das hin, was Meyer wegen des Priesters zu Riehen auf Befehl seiner Obern ausgesprochen, Vogt Hug von Luzern, trotzdem die Reihe des Redens nicht an ihm gewesen, öffentlich vor den Eidgenossen geredet und gesagt habe, wir Basler thäten mit dem Priester zu Riehen gerade so, wie wir ihnen, unseren Eidgenossen von Luzern mit Adam Petri, dem Schelmen, wegen des Abdrucks und der Verbreitung von Luthers Schriften, die Luzern verbieten wollte, gethan, und uns Baslern sei es wohl zu Basel mit solchen Schelmen und Bösewichten; auch habe Hug nicht genug bekommen können, sondern stets weiter geredet in der Meinung, weil unser Bote in Sachen Adam Petri's abgetreten, er auch in dieser Sache zurückgetreten sei; und nicht allein an Vogt Hug, um den wir Solches gar nicht verdient, sondern auch an den Schultheißen von Luzern, die dabei gesessen aber zu solchen Schimpfreden geschwiegen haben, hat das uns Basler sehr befremdet und wir haben es sehr empfunden und bedauert, daß man uns für Leute halten kann, denen es wohl sei bei Schelmen und Bösewichten, in Anbetracht, daß wir (Gott sei Lob!) eine solche Vergangenheit haben und uns so verhalten haben, daß wir, wenn Jemand Unrecht bei uns gethan, das Übel derart gestraft haben, daß gewiß niemand mit Wahrheit sagen kann, daß uns wohl sei mit Schelmen und Bösewichten. Vogt Hug hätte uns das auch billig ersparen können. Wir haben uns auch in der Sache zwischen unsern Eidgenossen zu Luzern und Adam Petri so verhalten, daß wir unseren Eidgenossen von Luzern zu lieb den Adam Petri trotz seinem dringlichen Verlangen vermocht haben, sich in unsre strenge Strafe zu begeben, und wir haben geglaubt, es hätten unsre Eidgenossen zu Luzern Solches gerne annehmen und den Ihrigen nicht gestatten sollen, uns so zu schmähen, weil wir doch stets nur ihre Ehre zu fördern geneigt gewesen. Auch dem Boten sei persönliches

Unrecht geschehen, und es ist Basel aus solchen Tagsatzungen mehr Widerwillen als Freundschaft erwachsen, während wir doch bei dieser gefährlichen Zeit eher Einigkeit, Freundschaft und guten Willen als Unfreundschaft zu machen bereit sein sollten. Deshalb ist es uns nicht gelegen, „unsere Boten also zu stumpfieren lassen." Die Eidgenossen möchten „bis unser anliegen zu Herzen nemen, was darus erwachsen bedenken, darvon stehen und sich also hierin erzeigen."

Auf den Tag zu Luzern, Dienstag nach Ostern 1524, erhielten die Boten von Basel folgenden Auftrag: Nur dann, wenn der Handel wieder vom Abt oder anderen vorgebracht werde, sollen unsere Boten sagen, daß wir wegen dieser heiligen Zeit, auch der großen Zahl anderer Geschäfte noch nicht über die Sache Kettenackers beraten haben, sondern wir werden dieselbe mit der Zeit vor Augen nehmen und was uns passend scheint darüber beschließen. Dabei sollen unsere Boten aufhorchen („losen"), was sich in Sachen weiter zugetragen habe und dasselbe uns hinterbringen . . . . . „damit man einmal zur Ruhe komme."

Im April 1524 erließ die Tagsatzung abermals eine Ermahnung an Basel, den Abt bei den vorigen Beschlüssen bleiben zu lassen und den Pfaffen von Riehen von der Pfründe zu entfernen. Dieser Beschluß war auf Antrag des Landvogts von Baden erfolgt und zu der Ausführung des Beschlusses wurde dem Abt ein „Bote" bewilligt.

Und wiederum, am 11. Juli 1524, auf der Tagsatzung in Zug, lautete der Beschluß: Weil die Basler auf drei oder vier Beschlüsse der Tagsatzung nichts gegeben haben und der Leutpriester noch nicht abgesetzt ist, die Basler ihn zwar ins Gefängnis gelegt aber wieder hinausgelassen haben, so hat man mit dem Boten von Basel ernsthaft geredet, daß der Pfaff sein Recht verteidigen solle gegen seinen Widersacher und hat man dann dem Abt einen Boten bewilligt, der dabei sein soll, wie jeder Bote weiß.

2. Die Verstärkung der Anklage.

„Ich zweifle nicht, daß, wenn ich und Andere thäten, was der Pfarrer uns lehrt, wir erlöst würden . . . . . Er lehrt uns aber fromm sein, Gott und den Nächsten lieb haben, schamhaft vor den Kindern sein."

(Ausspruch des Hans Fuchs, des Geschwornen von Riehen, 1524.)

Nun kam, dem Abt offenbar willkommen, ein neuer Klagepunkt hinzu, der geeignet schien, die Entscheidung zu beschleunigen: Ambrosius Kettenacker „wurde der Lehre halber verdächtig." Hatte schon in den bisherigen Klagen die Lästerung der Mutter Gottes eine Rolle gespielt, so wurde nun die Predigt des Pfarrers Ambrosius Kettenacker, die er „uff Kilchentag", „uff unser frowentag" 1524 gehalten, ein Gegenstand der Untersuchung, der Klage und der Verteidigung. Der Abt ergriff begierig die Kunde von dieser „ungeschickten" Predigt und benachrichtigte davon die Tagsatzung, neues Öl damit in's Feuer gießend.

So waren Gemeinde und Pfarrer zunächst durch die auf Beiden lastende Anklage der Unbotmäßigkeit solidarisch verbunden; die Last fiel zunächst auf den Pfarrer allein und ihm war dazu noch die mehrfache Anklage lästerlicher Lehre auferlegt. Der Pfarrer trat denn auch zuerst auf den Plan, doch sollte die Gemeinde bald Gelegenheit haben, ihm zur Seite zu stehen und die Last auf ihre stärkern Schultern zu nehmen.

Kettenacker reichte, veranlaßt durch des Abtes neue Klage, dem Rat in Basel eine Verteidigungsschrift ein, welche aus vier Artikeln bestand und in den beiden ersten Artikeln über seine Lehre und Wandel Rechenschaft gab, im dritten und vierten Artikel besonders über den Inhalt der Predigt am Marientage 1524 sich aussprach. Dabei begehrte der Pfarrer mit gutem Gewissen ein amtliches Zeugenverhör, und der Rat willfahrte ihm, indem er durch seinen Ratschreiber Heinrich Ryhiner 72 Männer in Riehen über Kettenackers Lehre und Leben verhören ließ; und zwar wurde dabei nach den einzelnen 4 Artikeln der Ver-

teidigungsschrift Kettenackers abgefragt. Das Protokoll des Verhörs ist noch vorhanden und die eingestreuten eignen Bemerkungen des Ratschreibers geben ihm noch einen besondern eigentümlichen Wert. Kettenacker ist nicht der Einzige, der unter der Anklage die Mutter Gottes gelästert zu haben, stand und sich gegen diese Anklage verteidigen mußte, hat doch auch Heinrich von Zütphen, der Reformator von Bremen, in Meldorf im Ditmarsen am 8. Dezember bei der Feier von Maria Empfängnis in zwei Predigten das erste Kapitel des Evangeliums Matthäi vorgenommen und mehr über Christus als über Maria geredet, und hat doch derselbe Heinrich von Zütphen bei seinem Tode erklären dürfen: „Ich habe Gott und Marien nie mein Lebenlang gelästert, sondern allezeit gelobet und gepreiset.“ Und viele Reformationspfarrer standen unter solcher Anklage.

Aber wie haben sich nun die 72 Männer, das will wohl sagen: die Mehrzahl der mündigen Mannspersonen in Riehen, über Kettenacker ausgesprochen? Nur einige Wenige wußten nicht viel auszusagen und scheinen dem kirchlichen Leben ziemlich entfremdet („synd gern vor der Kilchen“) oder sonst verständnislos gewesen zu sein. Bei einem Zeugen scheint die lateinische Bemerkung des Ratschreibers anzudeuten, daß der Zeuge auf Grund von Einflüsterungen ein günstiges Zeugnis abgelegt hat. Ein Einziger, Jakob Kneblin, ein Geschworner, offenbar angereizt durch des Abtes Schaffner, beschwerte sich über den Pfarrer, daß derselbe aus einem „neuen Büchlein“ (das Neue Testament wieder auf die Kanzel gebracht!) gelesen und daraus viele Geschlechter genannt habe (offenbar die Geschlechtsregister Jesu bei Matthäus und Lucas) und daß er lehre, „wir sollen unsre Sache allein auf Gott setzen und nicht zu den Heiligen, Wallfahrten und Anderem, das unsre Altvordern gethan, Zuversicht haben, thun und an die Hand nehmen.“ Doch auch dieser Zeuge sucht sich den Rücken zu decken, indem er wie zur Entschuldigung andeutet, er sei zeitweise in der Fremde gewesen, und schließt mit den Worten: „Doch lasse ich's auf sich beruhen; denn ich bin zu thöricht und kann die Dinge nicht aufsetzen

und befehle es dem, der da alle Dinge zum Besten wenden wolle."

Alle andern Zeugen, sämtliche ebenfalls mit ihren Namen genannt, gaben dem Leutpriester gutes, oft herzliches Lob und bezeugten, daß er nie unehrerbietig von Maria geredet habe. Daß Kettenacker das „neue Büchlein" gezeigt habe, bezeugen mehrere. Heben wir nun aus der Menge der ziemlich gleichlautenden Zeugnisse die bezeichnendsten hervor! Claus Pfiffer erklärte, daß Herr Ambrosius sich, wie einem frommen Priester wohl anstehe, bei ihnen gehalten habe, sie wohl lehre und in der göttlichen Wahrheit unterweise. Er habe gelehrt, Gott habe Mariam zu einem keuschen Tabernakel seinem eingebornen Sohn auserwählt und habe sie begnadigt, daß sie vor und nach der Geburt eine reine Jungfrau geblieben sei. Jakob Meyer: Ambrosius hat gelehrt, Christus sei um der Sünder willen gekommen und habe auch Sünder von lüderlichen Weibern in seinem Geschlecht gehabt. Hans Meyer erklärte, Kettenacker habe nicht seinen eignen Nutzen gesucht, aber der Gemeinde Nutzen stets im Auge gehabt. Claus Götti gab zu, daß Kettenacker gesagt habe, Christus habe lüderliche Leute unter seinen Vorfahren gehabt (vgl. die Rahab); er fügte aber hinzu, der Pfarrer habe das auch bewiesen aus der hl. Schrift. Ähnlich sprach sich Jakob Teuber aus. Martin Birrwyrtt bezeugte, der Pfarrer lehre sie, Gott dem Herrn zuerst die Ehre zu geben vor allen Heiligen. Friedlin Fritschin erklärte, Trost gefunden zu haben in der Verkündigung des Pfarrers, daß Christus die Sünder nicht verachte, sondern sie freudig annehme. Hans Kneblin weiß von Herrn Ambrosius nur Gutes; wohl habe er im Wirtshaus einen Ton gehört, wie Ambrosius Ungeschicktes solle gepredigt haben, aber er selbst habe nie dergleichen in der Predigt gehört. Hans Fuchs, ein Beamter, gab unter Anderem das Zeugnis ab, das wir als Motto an die Spitze dieses Abschnittes gestellt haben, und als eigenes Bekenntnis fügte er hinzu: Dessen habe ich mich auch beflissen, da ich wohl fühlte, daß das nicht unrecht gepredigt sei. Heman Sturm achtete dafür, Kettenacker habe sich bisher gut bei ihnen gehalten und er verkündige ihnen

das lautere Wort. Hans Müller: Ambrosius habe sie treulich gelehrt wie ein frommer Priester und habe ihnen allen gutes erzeigt. Etwas zurückhaltender spricht sich Hans Datt, des Abts Schaffner aus, der doch allem Anschein nach der Hauptanstifter der Klage war; er gab vor, nur vom Hörensagen im Wirtshaus etwas von den Dingen zu wissen. Herr Ambrosius habe ihm nichts zu Leide gethan; er selbst wisse nichts böses von Herrn Ambrosius und er, der Schaffner, lasse alle Sachen auf sich beruhen. Alexander Suter wußte nur Gutes von Herrn Ambrosius und machte darauf aufmerksam, daß auch andere Prediger am Marientage ähnliches verkündigt hätten, wie Herr Ambrosius. Der Pfarrer habe eine tröstliche Predigt gehalten und ausdrücklich erklärt, daß Christus kein Sünder sei. Treuherzig sagte Rudolf Schultheiß, er wisse nichts böses von Kettenacker, nur beschwere ihn das, daß der Pfarrer wenn man predige, zu dem Englischen Gruße das „Vater unser" bete. (Im deutschen Gebet statt des früher üblichen Paternoster bestand ja die Neuerung). Sogar Hans That, „der Meier im Hof", d. h. der Verwalter der herrschaftlichen Güter, der sich an Kettenacker's griechischer Aussprache des Wortes Christus (Christus, nicht das besonders in Basel übliche „Kristus") zu stoßen schien, erklärte zwar, daß einiger Unwille zwischen dem Leutpriester und den Geschworenen bestehe wegen des Ruhe gebietenden obrigkeitlichen Befehls, gab aber doch zu, daß Kettenacker die Mutter Gottes nie gescholten habe u. s. w. Und auch der Wirt Theodor Heußler wußte nichts übles über den Pfarrer zu sagen.

Man kann sich nun eine Vorstelluug machen, welch ein Hin- und Herreden dieses Zeugenverhör lange vorher und nachher im Dorfe zur Folge hatte, wie es allerlei Reibereien geben mochte und wie da die Leute für oder wider den Pfarrer und seine Lehre Partei nahmen. Jetzt begann's in der Gemeinde warm zu werden.

Auch von des Abts Seite wurde laut Beschluß der Tagsatzung ein Zeugenverhör aufgenommen; dasselbe scheint aber nicht nach Wunsch des Abts ausgefallen zu sein; denn letzterer beschwerte sich, die besten Zeugen für Jakob

Kneblin seien verworfen worden und trotzdem, daß der Ratschreiber selbst gehört, wie der Pfaff gesagt, unser Herr Christus sei von sündigen, lüderlichen Weibern geboren, seien sie unterlegen und seien als Verleumder um 70 Gulden gestraft worden. Daß auch durch diese Strafe die Aufregung in der Gemeinde vermehrt wurde, liegt auf der Hand.

Allmählich, und schon im November 1524, wo die Tagsatzung zwar an die alten Beschlüsse erinnerte, aber auch schon durchblicken ließ: wenn dem Priester Unrecht geschähe, so könne man ihn nicht „seine Unschuld entgelten lassen,“ begann nun, auch unter dem Eindruck der wachsenden Reformationsbestrebungen überhaupt, selbst die Tagsatzung einzulenken, und am 27. Januar 1525 beschloß dieselbe, bei den Kantonen anzufragen, ob man den Pfaffen zu Riehen auf seiner Pfründe lassen oder wie man etwa dem Abt, wenn der Priester den Abt um Besoldungserhöhung angehen würde, an die Hand gehen könnte. Des Abtes Klage wurde mehr und mehr bei Seite gesetzt, so daß die zehnte und letzte Tagsatzung, die sich mit dieser Sache befaßte, nämlich die vom 10. Februar 1525, zwar die Basler neben Anderm noch leise an die Beschlüsse betreffend Kettenacker erinnerte, aber diese Beschlüsse sehr in den Hintergrund stellte. Kettenacker blieb denn auch fernerhin Pfarrer in Riehen bis zu seinem Tode, obschon erst 1540 der Abt das Recht der Pfarreinsetzung in Riehen an die Stadt Basel abtrat. Eine katholische Chronik aus dieser Zeit beschwert sich darüber, daß diese Klage gegen Kettenacker „so schlechtlich verkleibt und nur für ein gusy geachtet“ (d. h. so übel verdeckt und nur wie etwas Geringfügiges behandelt) worden sei. Wurde es nun auch stiller, so war doch die Zeit von 1525 bis 1528 eine Zeit der Gährung, und der letzte Sieg war noch nicht errungen.

Mitten in all diesem Streit — ein friedliches Bild! Im Jahr 1526 war aus dem Kloster zum roten Haus jenseits des Rheins eine alte Jungfrau ausgetreten, Agnes Stinglerin, welche vierzig Jahre lang in diesem Kloster zugebracht hatte und nun blind geworden war. Sie wohnte jetzt in Riehen bei ihrer Schwester Emilie Mürri

geb. Stinglerin, Friedlin Mürri's von Riehen Ehefrau, und erhielt durch Verwendung des Rates von Basel ein Leibgeding von vierzig Pfund aus dem Klostergut. Wie fremd kam es ihr nach dem langen Aufenthalt im Kloster in dem bürgerlichen Hause nun vor, in welchem viele Leute aus- und eingingen und in welches die Wogen des religiösen Streites im Dorfe hineinschlugen! Sie klagte über die verderbte Zeit, und vor ihren getrübten Augen stand das Bild einer düstern Zukunft. Um so fleißiger betete sie ihren Rosenkranz, und ihre Gedanken waren auf die Verehrung der heiligen Maria gerichtet. Bei dieser blinden Stinglerin gingen gerne die Anhänger des katholischen Glaubens ein und aus, und der Anblick wie die Worte der alten Blinden bestärkten diese Leute in ihrer Treue zu den altgewohnten Gebräuchen. Die vornehmen Basler, die in Riehen ihre Herrschaftssitze hatten, ließen der Alten manche Gabe zufließen, und als der angesehene Ratsherr Ryff von Basel seinen Wohnsitz in Riehen aufgeschlagen hatte, nur um die ihm verhaßten Neuerungen der Anhänger Oecolampads in seiner Vaterstadt nicht mit ansehen zu müssen, redete auch er zuweilen freundlich mit der Stinglerin.

Auch des Lachenmeiers Töchterlein, ein freundliches sechzehnjähriges Mädchen, besuchte hie und da, wenn es von der „Lachen", dem väterlichen Bauerngute, her in's Dorf kam, die blinde Stinglerin und hörte ihr Klagen und Schelten. Ernst und nachdenklich saß es dann da und lauschte auf die Worte der Alten, den Ernst und die Frömmigkeit der Erfahrenen ehrend. Das that der Blinden wohl, und ohne es recht zu wissen, erfreute sie sich an dem so muntern Wesen des Mädchens und strich ihm mit der welken Hand über die Haare und über die frischen Wangen, es der treuen Fürsprache der „Mutter Gottes" empfehlend. Um so schmerzlicher empfand es die gute Alte, als sie aus den verständigen Reden des Mädchens und aus seinen sanften und herzlichen Einwendungen gegen ihre Klage wahrnahm, daß der Same der „lutherischen" Lehre in des Mädchens Herz Eingang gefunden und daß es hohe Verehrung für den Pfarrer Ambrosius Kettenacker hege, der es ungezwungen und ungescheut herzlichen Ausdruck

gab. Weil aber die Herzen des Mädchens und der alten Blinden sich schon liebend gefunden hatten, hörte um dieser Enttäuschung willen der Umgang nicht auf, wenn er auch etwas seltener wurde und die Herzlichkeit durch die Ungleichheit der Glaubensüberzeugungen etwas getrübt war. Selten ging ein solcher Besuch vorüber ohne ernstliche Ermahnungen von Seiten der Blinden, die Ketzerei abzulegen, und ohne freimütiges Bekenntnis des Mädchens zum evangelischen Glauben; und oft beklagte die Blinde ihr trauriges Los, noch nicht aus dieser argen, verderbten Welt in die selige Ewigkeit abgerufen zu sein.

Da geschah's, daß des Lachenmeiers Töchterlein erkrankte, und eine auffallende schnelle Röte auf den jugendlichen Wangen verriet eine innere Fieberhitze; rasch ging es mit dem lieben Kinde dem Ende entgegen. Diese schnelle Abnahme der Kräfte rief bei manchen Dorfbewohnern den bösen Glauben hervor, das Mädchen sei „verhext“ worden, eine Hexe habe ihm das Uebel angethan, habe es „veruntreut“. Man zeigte wie mit Fingern auf einzelne Personen, die das sollten gethan haben; die Einen nannten die noch junge Margaretha Vögtlin, die sogenannte „Gräfin von Riehen“; aber es fehlte auch nicht an solchen, welche auf die alte blinde Stinglerin argwöhnisch hinwiesen und hervorhoben, wie das Mädchen gar oft bei ihr gewesen sei, so daß sie es ihm habe „anthun“ können.

Als das Mädchen zum Sterben kam, sprach es den Wunsch aus, die Stinglerin noch einmal zu sehen, und man geleitete die Stinglerin in das Haus des Lachenmeiers. Da war sie Zeugin eines seligen Sterbens und lebendiger Hoffnung auf Grund eines bewußten freudigen evangelischen Glaubens. Und als eine Andere kehrte damals die Alte nach Hause, es war ihr ein inneres Freudenlicht aufgegangen und über dem Lebenswege der Blinden leuchtete es fortan helle.

Inzwischen erließ der Rat von Basel einige Verordnungen, die der Reformation Vorschub leisteten, so das Verbot der oft zu Streitigkeiten führenden Kreuzgänge der Landleute (1526). Um Streit zu verhüten, schickte der Rat an die Gemeinde Riehen eine eigens für sie be-

stimmte Zuschrift (am Samstag den Pfingstabend 1528), darin er bei Strafe an Leib, Leben und Gut befahl, daß niemand eigenmächtig die Bilder aus der Kirche entferne und daß Keiner den Andern des Glaubens wegen hassen solle.

B. Der zweite Kampf.

„Man soll uns, da die Messe nichts ist,
mit diesem Götzenopfer nicht überfallen."
(Gemeinde Riehen.)

Bald, im Jahre 1528, kam es zum zweiten Angriff, den nun vorzüglich die Gemeinde selbst abwehrte. In Basel hatte unter Oecolampads kräftigem und klarem Vorgehen der Gedanke der Reformation schon viele Anhänger gewonnen, das Religionsgespräch in Baden, auf dem Oecolampad seinen Gegnern gegenüber schweren Stand gehabt, aber doch das Feld behauptet hatte, war vorüber, der Rat von Basel hatte durch Ratsbeschluß vom 28. März 1527 verschiedene Festtage abgestellt, in einigen Kirchen der Stadt und des Landes war die Messe schon gänzlich abgeschafft, ein Ratsbeschluß desselben Jahres hatte für die Stadt das Lesen und den Besuch der Messe freigegeben, die Pfarrer auf dem Laude aber bei Strafe der Entziehung der Pfründe verpflichtet, die Messe wieder einzuführen (!), und um Ostern 1528 hatten fünf Bürger die letzten Bilder aus der Martinskirche zu Basel weggenommen. Da machten die Anhänger des Abtes in Riehen noch einen letzten Versuch, die Gemeinde auf ihre Seite zu bringen, welcher indessen durch die Entschiedenheit der Gemeinde vollständig mißlang. Damit war die letzte Entscheidung zur Reformation auch für bisher noch schwankende Gemüter getroffen. Das ging folgendermaßen zu.

Von Basel aus machte der katholisch gesinnte Bürgermeister Heinrich Meltinger, der kurze Zeit vorher noch Landvogt in Riehen gewesen war und die Verhältnisse

des Ortes kannte, den ernstlichen Versuch, unter Einsetzung seines Ansehens und mit Benützung seiner amtlichen Macht den vom katholischen Glauben abtrünnigen Teil der Einwohner von Riehen und Bettingen samt den noch Unentschiedenen zum alten Glauben zurückzubringen. Er führte daher am Sonntag den 26. Juli 1528 unter Begleitung von Stadtknechten einen Meßpriester nach Riehen, nachdem er schon Sonntags vorher einen solchen geschickt hatte; aber dieser Meßpriester wurde mitsamt den Stadtknechten (offenbar von der zum Gottesdienst schon versammelten Gemeinde) vertrieben, ohne daß er hätte Messe lesen können. Da eilte Meltinger am 15. August 1528, an einem Samstag, mit einem Meßpriester nach Riehen, um (wie der entrüstete Berichterstatter sagt) „dem Baal zu opfern". Allein die Gemeinde vereitelte auch diesen feiner angelegten Plan, und der Berichterstatter fügt im Zorn über Meltingers Vorgehen dem Berichte hinzu: „Pfui der Schande! Wenn das nicht heißt Aufruhr erregen, so weiß ich nicht, was sonst!"

Am 22. August 1528, also genau eine Woche nach jenem zurückgeschlagenen letzten Überfall Meltingers traten, bewogen durch die letzten Ereignisse, Abgeordnete von Riehen vor den Rat in Basel und baten inständig, man solle doch, da ja die Messe nichts sei, dem Meltinger sagen, daß er sie mit diesem Götzenopfer nicht überfalle; sie seien in allen Dingen dienstbereit, darauf aber solle man ein wachsames Auge haben! Dieses mannhafte Einstehen zur rechten Zeit und am rechten Orte brachte seine guten Früchte. Die Bürger von Riehen erhielten für ihr Begehren die Zusage der Regierung und im übrigen wurde ihnen ans Herz gelegt, daß weitere Schritte, (wie etwa Selbsthülfe und Thätlichkeiten) der Gemeinde nicht zustünden. Fortan ließen die Gegner sie in Ruhe, und sie selbst gaben keinen Anlaß zu Klagen wegen unerlaubter Selbsthülfe. So hatte sich in Riehen und Bettingen die Gemeinde schon grundsätzlich und mit Erfolg für die Reformation tapfer entschieden, als die Bürgerschaft der Stadt Basel erst noch beratende Versammlungen hielt, um den Rat zu einem entscheidenden Beschlusse zu drängen.

So hatte sich Riehen-Bettingen auch am sichersten den Wühlereien der Wiedertäufer entwunden und die Gemeinde als ein Glied der werdenden evangelischen Landeskirche zubereitet.

Die Gemeinde hatte demnach Frieden dadurch, daß sie den Kampf zur rechten Zeit nicht gescheut hatte; und ihrem ersten Schritte zur Reformation folgten rasch die übrigen. Im Einverständnis mit ihrem Pfarrer entfernte die Gemeinde den Altar der Maria und den von der Gemeinde selbst kaum 40 Jahre vorher gestifteten Altar des hl. Christophorus aus der Kirche zu Riehen und sonst alles, was für die Andacht und die Predigt des Gotteswortes als störend erachtet wurde. Ähnliche Veränderungen gingen in der St. Chrischonakirche vor und in Folge davon nahmen die Wallfahrten zu dieser Kirche zusehens ab. Länger wurde das steinerne Weihwasserbecken in Riehen geschont, doch wurde es nicht mehr gebraucht, und in der Chrischonakirche ist das schöne Sakramentshaus im Chor unversehrt geblieben, sowie der Spruch auf der Bühnenleiste bei der Kanzel aus dem Jahre 1516. In der Kirche zu Riehen wurde ein steinerner Altar errichtet und bald wurde an ihm nach Psalmengesang, deutschem Gebet und deutscher Predigt das heilige Abendmahl „in beiderlei Gestalt" gefeiert. Die vorher bilderreichen Wände der Kirche wurden mit Kernsprüchen der Bibel geziert, die zur Erbauung dienten, darunter der der Zwingli'schen Bibelübersetzung entnommene Spruch des Apostels Paulus über das Abendmahl: „Das Trinkgeschirr der Danksagung" u. s. w. 1. Cor. 10. 16, 17. Aber hoch im Glockenturme ladet heute noch wie im frühen Mittelalter die im Jahr 1357 gegossene Glocke die Gemeinde zu Gebet und Gottesdienst, zu Rast und Ruhe, zu Freud und Leid, und zuletzt dem müden Erdenpilger zum Grabe. Bald ertönte auch in der Kirche statt der Messe herzlicher Gemeindegesang und selbst eine kleine Orgel scheint bei der Wegnahme der Bilder und Kirchenzierden geschont worden zu sein. In Riehen wurde die Kirchweih auch fortan gefeiert bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, die Kirchweih in Bettingen hat niemals aufgehört. Statt der vorher

gewohnten Heiligentage wurden an bestimmten Tagen Wochengottesdienste gehalten, die nun, wie die Sonntage, mit erhöhtem Verständnis gefeiert wurden.

Wo in einem Dorfe Leibeigene verschiedener Herren waren, wie in Bettingen, da konnte auch im äußern Werktagsleben die Verschiedenheit der Herrschaft, beziehungsweise der Religion sich fühlbar machen. So hatte Basel für seine Unterthanen manche Feiertage abgeschafft und diese Unterthanen in Bettingen arbeiteten an solchen Tagen auf ihren Lehen; der Markgraf von Baden aber, der auch Unterthanen in Bettingen hatte, hatte die Reformation noch nicht eingeführt und also auch keine Feiertage aufgehoben, daher arbeiteten seine Unterthanen auch in Bettingen an den bisher üblich gewesenen Feiertagen nicht, suchten auch die Basler Unterthanen an ihrer Arbeit zu verhindern, und es bedurfte diplomatischen Briefwechsels, um die Basler Unterthanen in ihrem Recht zur Arbeit zu schützen.

Allmählich wurden auch die Anhänger des Alten gewonnen und zur „neuen Lehre“ bewogen; auch die bald wieder von den Wiedertäufern unter ihrem Anführer Felix Manz u. a. drohenden Gefahren wurden, meist unter Anwendung von Gewalt, überwunden, und die Kirchenleitung konnte daran denken, den neuen Grundsätzen auch neue Formen zu schaffen. Der Vorsteher der Basler Kirche, Johannes Oecolampad, ließ durch seinen Helfer, Hieronymus Bothanus (gefallen in der Schlacht bei Kappel 1531), eine Kirchenvisitation im ganzen Kanton Basel vornehmen und erließ an die evangelischen Geistlichen der einzelnen Landgemeinden — es waren schon ihrer 17 evangelische Geistliche im Kanton, darunter vier in dem „Birseck“, der nachher wieder zum Katholizismus gezwungen wurde — einen herzlichen und ernsten Hirtenbrief, in welchem er ihnen die Aufgaben ihres Amtes ans Herz legte und sie zu treuer Erfüllung ihrer Amtspflicht und namentlich zur Festigkeit und Klugheit gegen die Wiedertäufer, die auch ihn selbst gescholten hatten, ermahnte. „Christi Worte“, so heißt es in diesem Hirtenbriefe, „sollen immer, wir mögen gehen oder stehen, in unsern Ohren

wiederhallen, jene Worte, welche er an den Knecht gerichtet, der sein Pfund vergraben, oder an den unfruchtbaren Baum, oder an die Ackerleute, welche die Früchte des Ackers nicht zur Zeit darbringen, oder an die Schriftgelehrten, welche selbst die Schlüssel des Himmelreichs haben, aber selbst nicht hineingehen und die andern nicht hineinlassen. Ja, wohl mögen uns seine Donnerworte erschrecken, daß wir nicht sollen ungeschmacktes Salz werden, ein blindes Auge, Wolken ohne Wasser" u. s. w. Es wurden Synoden (amtliche Versammlungen der Geistlichen im Beisein der Oberbehörden) zur Besprechung der kirchlichen Angelegenheiten gehalten; der Kirchenbann (Anstalt für Sittenzucht) wurde eingeführt, und die Bannbrüder rügten die Unsitten und bestraften die Lasterhaften. Von den Geistlichen wurde ein neuer Amtseid gefordert, den sie vor der bürgerlichen Obrigkeit zu leisten hatten und in welchem sie hauptsächlich schworen, „das Wort Gottes ihren Unterthanen nach bestem Fleiß und Vermögen getreulich vorzulegen und nach rechtem Verständnis göttlicher und biblischer Schrift zu predigen, auch diesen ihren Unterthanen in Handreichung der Sakramente, desgleichen in Krankenbesuchen sowohl am Tage als zur Nachtzeit gewärtig und gehorsam zu sein, Jedermann, der dies von ihnen begehre, über ihre Lehre Unterweisung, Red und Antwort zu geben, sich fromm und ehrbar (wie es frommen Priestern zusteht) zu halten und ohne Ärgernis zu leben, dazu einem Bürgermeister, einem obersten Zunftmeister und einem ehrsamen Rat der Stadt Basel in Geboten und Verboten als ihrer ordentlichen Obrigkeit untertänig und gewärtig zu sein .... und in dem Allem Gottes Ehre und der Stadt Basel Nutz und Frommen zu werben, jeden Schaden abzuwenden, alles getreulich, ehrbarlich und ohne Gefährde." So war aus der Papstkirche der Anfang einer Landes- und Volkskirche geworden. Auch die Basler Confession vom Jahre 1534 wurde feierlich von allen Bürgern beschworen und galt als Staatsgesetz.

Einige Beispiele zeigen uns, was auf den ersten Synoden nach Durchführung der Reformation beraten wurde: Die „Bänne" sollen aus dem Pfarrer, dem Ober-

vogt und zwei von diesen aus der Gemeinde erwählten Männern bestehen. Die verstorbenen Gemeindeglieder sollen nicht mehr „so ellenklich one bysin der fründ und nachpurschaft" begraben werden. Den Pfarrern soll man die Besoldung so zuweisen, daß sie ihren Lebensunterhalt von niemand einzuziehen nötig haben. Manche sittliche Gebrechen des Volkslebens wurden unverdrossen gerügt, und Solche, die sich der kirchlich anerkannten Übung, wie z. B. dem Besuch des hl. Abendmahls, nicht fügten, wurden ermahnt und gestraft. Aber weitaus die Mehrzahl bedurfte solchen Spornes nicht, sondern die Gemeinde hielt treulich zusammen, und zwar um so lieber, da die Predigt des Evangeliums und die Bibel, beide in der Muttersprache, sie belehrten, die Gottesdienste sie erbauten und der Pfarrer das Vorbild der Amtstreue und des christlichen Familienlebens gab.

C. Sieg und Segen.

„Es ist gar unbillig, daß die, welche sich dem göttlichen Wohlgefallen und christlicher Ehrbarkeit entgegensetzen, die Güter in ihrer Üppigkeit besitzen, und aber die, welche Frommes und Ehrbares lieben, sich der Hurerei entschlagen und um Gottes, auch mehrerer Besserung ihres Lebens willen in den ehlichen Stand sich begeben haben, ihres Rechtes und ihrer Wohlthat entgelten und darum verschupft werden sollten!"
(Der Rat von Zürich an den Rat von Zofingen in Sachen Kettenackers, Anno 1531.

Nachdem nämlich Pfarrer Ambrosius Kettenacker, wie manche seines Standes thaten, und wie es ein Werk der Barmherzigkeit und des Schutzes war, einer ausgetretenen Nonne, seiner Landsmännin Agatha Nießlin von Zürich, in seinem Hause Obdach gegeben und ihr die Leitung seines Haushaltes anvertraut hatte, schnitt er die verleumderischen Anklagen des Abtes von Wettingen dadurch ab, daß er,

auf Anraten seines Freundes Zwingli und nach dem Vorbilde seines Freundes und kirchlichen Obern, Oecolampad, die Agatha Nießlin zu seiner ehelichen Hausfrau erhob. Diese Ehe wurde aus herzlicher Zuneigung geschlossen und obschon die Braut nicht völlig arm war, war diese Eheschließung unter den obwaltenden Verhältnissen eine mutige That der Liebe und des Gottvertrauens; und so war denn auch, nach dem Urteil aller Nachbaren und nach dem ungezwungenen Zeugnis Oecolampads diese Ehe herzlich, ehrbar und heilig — aller Lästerung zum Trotz! Als tapferer Ehemann verwendete sich Kettenacker mit aller Thatkraft bei den zustehenden Behörden dafür, daß seine Gattin der ihr zugehörenden Entschädigung aus dem Gnadenthaler Klostergut nicht verlustig gehe, und das that er mit um so mehr Recht, da die Schwäche der Gesundheit seiner Gattin dem im Kloster erlittenen Mangel zugeschrieben werden mußte. Kettenacker handelte in dieser Angelegenheit gemeinsam mit Jakob Kronberger, dem Wettinger Schaffner zu Basel, der auch eine ehemalige Gnadenthaler Nonne geheiratet hatte. Nachdem sie an den Rat in Basel und dieser an den Rat in Zürich sich gewendet, erteilte Letzterer den Rat, daß die Bittsteller zunächst suchen sollten, durch freundilche Unterredung mit den Nonnen in Gnadenthal zu ihrem Rechte zu kommen, und der Rat von Zürich bot ihnen hierzu die Begleitung eines „Ratsfreundes“ an. So begaben sich denn der Pfarrer Ambrosius Kettenacker und der Schaffner Jakob Kronberger in Begleitung des Züricher Ratsfreundes Caspar Nasal, dem sich diesmal sogar der Abt von Wettingen hülfreich anschloß, im Jahr 1531 zu den Nonnen im Kloster Gnadenthal in den „freien Ämtern“ im Aargau und redeten mit ihnen ernstlich und freundlich. Über den Erfolg ihrer Mission erstatteten dann Kettenacker und Kronberger schriftlichen Bericht an den Rat in Zürich und beriefen sich zugleich auf die mündliche Berichterstattung des Caspar Nasal an den Rat. Sie mußten sich aber in ihrem Berichte über eine „Pharaonische verhertigung“ der im Kloster Gebliebenen gegen die Ausgetretnen beklagen, indem Erstere von dem früheren gemeinsamen Beschluß, den

Austretenden so viel Vermögen auszuweisen als den Zurückbleibenden, nichts mehr wissen wollten. Und so war der Erfolg dieser Abordnung nach Gnadenthal gleich Null: „Wir haben und wissen also", so schreiben Kettenacker und Kronberger, „so viel als vorher, denn Reden und Bitten hilft bei ihnen (den Nonnen) nichts." Im Stillen mochten die beiden glücklichen Ehemänner, die so einen Blick in den frommen Geiz und in das hartherzige und üppige klösterliche Leben hatten thun können, sich und ihre Ehefrauen beglückwünschen, daß sie sich eines liebevollen und freimütigen Familienlebens erfreuen durften.

Nach Einlangen der Berichte legte nun Zürichs starker Arm Beschlag auf mehrere Güter des Klosters Gnadenthal, indem er den Räten der Städte und Dörfer, in deren Gebiet diese Güter lagen (wie Zofingen, Bremgarten, Jona u. A.) in besondern Zuschriften unter Begründung des Auftrages anempfahl, die Güterzinse dem Kloster nicht zu verabfolgen, bis Kettenacker und Kronberger den ihren Frauen gebührenden Anteil erhalten hätten. Auch Oecolampad's und Zwingli's freundschaftliche Verwendung hat zu diesem Vorgehen des Rates von Zürich viel beigetragen.

Nochmals tauchte nun eine Beschwerde des Abts von Wettingen (Johann VI. Schnewlin von Altstetten bei Zürich) gegen den Pfarrer von Riehen vor der Tagsatzung auf, doch fand dieselbe ihre gütliche Erledigung. Auf die Beschwerde des Abtes nämlich, daß er dem Pfarrer zu Riehen bisher jährlich über 90 „Stück" (nahezu die höchste Besoldung) habe geben müssen, beschloß die Tagsatzung, daß das Gotteshaus dem Pfarrer künftig nur 60 Stück zu seinem Haus und Hof geben solle und daß der Abt das Übrige zum Nutzen des Klosters verwenden solle. Dies geschah am Ende der 1530er Jahre; mit dem Jahr 1540 ging aber auch der „Kilchensatz" d. h. das Recht der Pfarrwahl vom Kloster Wettingen an den Rat in Basel über und damit wurden auch die Besoldungsverhältnisse der Pfarrei in Riehen von Basel aus neu geordnet.

Mehr und mehr ordneten sich nun die kirchlichen Angelegenheiten und die Volkssitte samt den öffentlichen Einrichtungen nach reformatorischen Grundsätzen. Ketten-

acker hatte Gelegenheit, auch in Verwaltungsangelegenheiten sich als guter Haushalter zu beweisen, indem er die Kirchenrechnungen führte und in Gemeinschaft mit dem Kilchenpfleger Wolfgang Schmid einen Keller des Kirchhofs in Riehen für die Kirche ankaufte. Als einer der ersten Vorkämpfer der Reformation im Landgebiete Basels stand er auch bei seinen Amtsbrüdern in hohem Ansehen und auch seine Gemeinde ehrte und liebte ihn. Nie ist eine Klage gegen ihn erhoben worden; im Hirtenbriefe Oecolampads steht des Ambrosius Syragrius Name oben an, bei den Synoden wird er mit seinem deutschen Namen stets unter den Ehrwürdigsten genannt; und Oecolampad sagt von ihm in einem vertraulichen Briefe an Zwingli: „Er ist uns sehr lieb und hat von Anfang an mit uns im Dienste des Wortes gewirkt, auch als wir mitten in Gefahren waren." Mehrmals hat Kettenacker den Verkehr Zwingli's mit Oecolampad und andern Basler Freunden vermittelt. Kettenacker hat auch den ersten Keim der Volksschule in Riehen gelegt und denselben gepflegt bis an seinen Tod, der nun wie ein Gewappneter ihm begegnete, den er aber durch des Glaubens Ritterschaft und in der Liebe thätig besiegte. Seine Grabschrift dürfte heißen: „Er hatte das Volk lieb, die Kirche hat er uns erneuert, und die Schule hat er uns erbaut."

Zehn Jahre nach jenem trüben Spätjahr 1531, das in Zeit eines Monats die Freunde Zwingli und Oecolampad dahingerafft und dadurch die Pfarrersleute in Riehen in doppelte Trauer versetzt hatte, erkrankte Kettenacker an der herrschenden Pest, und schnell entschlossen rüstete er sich zum Abschied, indem er seinem nächsten Freunde Ulrich Schuler von Basel, Schaffner zu St. Clara, den Pfarrern der zwei benachbarten Baselschen Landgemeinden, nämlich Johannes Übelhart zu Hünigen und Johannes Grell zu Muttenz, und dem Pfarrer Max Bertschin zu St. Leonhard in Basel, die er zu sich berufen hatte, im Beisein und mit Zustimmung seiner Gattin seinen letzten Willen kundgab und Schuler zum Testamentsvollstrecker ernannte. Als dieser sein letzter Wille durch die Richter rechtskräftig gemacht werden sollte, starb Kettenacker schon in der Nacht

nach der Kundgebung seines letzten Willens, bevor die 12 Richter, die in drei verschiedenen Gemeinden wohnten, besammelt werden konnten, und der Tod Kettenackers machte auch den vom Vorsitzenden des Gerichts bereits bewilligten „Aufschub" bis auf den folgenden Tag wertlos. Da wandte sich Schuler an den Rat in Basel und erreichte unter Darlegung aller Verhältnisse, daß der Rat nach Anhören aller Zeugen das Testament urkundlich ausfertigte und als gültig erklärte. In diesem Testamente hat Kettenacker nächst seiner Gattin seine Brüder und Schwestern (Koler in Winterthur, Basel, Kaiserstuhl) zu Erben seines Vermögens und seines Hauses im Clarahof zu Basel eingesetzt; vor allem aber stiftete er zweihundert Gulden (nach heutigem Geldwert etwa 4000 Franken, über 3000 Mark), aus deren jährlichem Zins ein junger Knabe aus seiner Verwandtschaft oder aber einer von Riehen, der sich zum Studium der Theologie und zum Predigtamt eigne und anbiete, studieren könne. Dies Testament, in allen Teilen von einem liebevollen und zugleich ernstlichen Sinn des Testators zeugend (z. B. bei einer Schwester ist das Erbrecht an ihr Wohlverhalten geknüpft) wurde am 5. November 1541 ausgefertigt. Das Stipendium besteht heute noch als Bestandteil des Stipendienfonds der Universität Basel unter dem Namen „Legatum Riehanum."

Das schönste Denkmal Kettenackers aber ist wohl die aus dem Geiste der Reformation wiedergeborne Gemeinde, die er hinterlassen hat. Möge sie stets von glaubensmutigem und frommem Geiste beseelt sein.

Aber noch einen Zeugen seines gesegneten Wirkens und des Zusammenwirkens der Gemeinde mit dem Pfarrer zeigt uns die Geschichte — einen Geistessohn Kettenacker's aus der Gemeinde Riehen, der selbst wieder ein Reformator geworden ist. Eigne Leibeserben hat Kettenacker nicht hinterlassen, aber an seinem Geistessohne Joh. Heinrich Knäblin von Riehen hat der Reformator eines Reformators Lohn empfangen; und darum führt uns der Entwicklungsgang der Reformation unseres Dorfes noch über die schweizerische Grenze hinaus in das badische

Nachbarland, und vom Rebstock sehen wir einen Ableger sich hinüber senken und einwurzeln in eine zweite, größere Dorfgemeinde. Wir lernen kennen die Reformation in Badenweiler.

III. Die Reformation in Badenweiler.

„Die Gemeinde soll die abgöttischen Bildnuße wegthun."

Die markgräflich badische Landgemeinde Badenweiler bestand im Jahr 1556, als Markgraf Karl II. die Reformation in seinem Lande einführte, aus der Landstadt Badenweiler und den Dörfern und Weilern Lipberg, Serigen, Niederweiler, Sunzigen, Oberweiler, Schweigkhof, die Sirnitze. Badenweiler selbst war der Sitz der „Herrschaft Badenweiler". Dahin nun, in dieses schöne Thal, wurde auf Anregung Simon Sulzers, des Vorstehers der Kirche von Basel, den der Markgraf mit der Reformation eines Landesteils betraut hatte, im Herbst 1556 als Pfarrer gesetzt: Joh. Heinrich Knäblin von Riehen bei Basel. Derselbe war im Jahr 1531 in Riehen geboren, von Kettenacker getauft, und wurde der erste Nutznießer des Kettenacker-Stipendiums, des sogenannten „Legatum Riehanum". War er etwa gar — was möglich ist — ein Sohn jenes Jakob Knäblin, der einst gegen Kettenacker gezeugt, so hat Kettenacker durch seine Stiftung feurige Kohlen auf das Haupt seines Gegners gesammelt, indem der Sohn des Gegners durch Kettenackers Stiftung Pfarrer und selbst Reformator wurde, und hinwieder hatte der junge Knäblin die schönste Gelegenheit, durch treue Zuneigung zu Kettenacker gut zu machen, was der Vater gedacht hatte böse zu machen. Knäblin hat das auch als Kettenackers echter Geistessohn gethan; sein Studiengang zeigt, daß Kettenackers vorsorgliche Testamentsbestimmung, „das gelt nit vergeblich ußzugeben", aufs schönste erfüllt worden ist. Joh. Heinrich Knäblin hatte, bevor er sein

Amt antrat, vom Jahr 1547 an in Basel und vom Jahr 1551 an in Leipzig unter dem nach damaliger Sitte ins Griechische übersetzten Namen: Pädioneus (Knäblin) Theologie studiert, war dann 1553 der Tisch- und Arbeitsgenosse des gelehrten Thomas Platter in Basel geworden und scheint im Jahr 1556 für die Pfarrei Maulburg im Wiesenthal bestimmt gewesen zu sein, erhielt aber die Pfarrei Badenweiler. Knäblin hat sich wohl in seinen Studienjahren auch mit Astrologie (Sterndeuterei) befaßt und es werden uns zwei auffallende Beispiele berichtet, wie seine Voraussagungen aus den Sternen eingetroffen seien.

Badenweiler scheint mit der vom Markgrafen angeordneten Einführung der Reformation gezögert zu haben, doch hatte es zwei seiner drei Pfarrstellen nicht mehr mit Meßpriestern besetzt, und der Pfrundschreiber zog den Ertrag dieser leeren Pfründen ein; als aber Knäblin sieben Wochen lang seinem Amte vorgestanden hatte, und Visitation gehalten wurde, zeigte es sich, daß die Reformation Fortschritte gemacht. Zwar hatte die Pfarrgemeinde noch kein Armengut, sie hatte auch keine Schule, wünschte aber eine solche zu haben und machte den Vorschlag, dem künftigen Schulmeister auch den Meßnerdienst zu übertragen. Die Gemeinde erklärte, der Pfarrer lehre sie gut und führe einen eingezogenen Wandel, und die Visitatoren erklärten, daß er im Examen wohl bestanden und ein gelehrter junger Mann sei. Es gab in der Gemeinde keine Wiedertäufer, Zauberer, Teufelsbeschwörer und dergleichen Leute, wohl aber Lasterhafte wie an anderen Orten.

Nachdem so die ersten Anfänge gemacht waren, nahm das Werk seinen guten Fortgang und der Visitationsbericht des Jahres 1558 meldet uns schon von tiefer greifenden Neuerungen, die Knäblin mit Zustimmung der Gemeinde und unter dem Schutze des Markgrafen eingeführt hatte. Nicht nur, daß der Pfarrer nach Anleitung der fürstlichen Ordnung predigte und die Gebete vorschriftsgemäß hielt, er hatte auch die Nachmittagskinderlehre eingeführt, und während einzelne protestantische Pfarrer noch die katholische Sitte beibehielten, die Täuflinge ganz auszuwickeln, hatte Knäblin die Taufe so eingerichtet, daß er die Täuflinge

eingewickelt ließ. Er hörte die Kommunikanten zwar noch einzeln ab, absolvierte aber Niemand einzeln, sondern nur alle ins gesamt, im entschiedenen Gegensatz gegen die Privatbeichte und Einzelabsolution, zu der sogar sein Lehrer Sulzer hinneigte; er hielt das Abendmahl viermal im Jahr, niemand aus seiner Gemeinde ging mehr nach auswärts um noch die Messe zu hören; er reichte auch den Kranken kirchlichen Trost, las die übliche Litanei (Kirchengebet) nach der Wochenpredigt, hielt Leichenpredigten. Nach der Predigt wurden von der versammelten Gemeinde allerlei Psalmen gesungen; das bisher übliche Läuten bei einem Gewitter schaffte er ab; auch hat er die Zechereien und dergleichen zur Predigtzeit wegzubringen vermocht. Ein Aergernis war noch geblieben: zu Badenweiler im Beinhäuslein befand sich ein „Wallfarisch Bild", d. h. ein Heiligenbild, zu dem gewallfahrtet wurde. Und wieder lautete der Bericht der Gemeinde und der Visitatoren über den Pfarrer: wir haben über seine Lehre keine Klage, er versieht uns mit allen Kirchenceremonien der Ordnung gemäß unklagbar. Er ist eines ehrlichen Wandels und stiller Haushaltung. Einzelne Begehren des Pfarrers wurden der Gemeinde zu erfüllen aufgetragen, zugleich der Gemeinde das Zeugnis gegeben, daß sie keine armen Leute habe, die nach dem Almosen gehen. Alles Ernstes aber wurde die Gemeinde ermahnt „die obgötischen Biltnuße", insbesondere das wallfarisch Bild wegzuthun. Aehnlich im Jahr 1559. Im Jahr 1562 wurde dann Knäblin als Pfarrer in seine Heimatgemeinde Riehen berufen, wo er bis zu seinem Todestage 4. Jan. 1582 segensreich wirkte. Er hinterließ Gattin und Kinder. Wir aber sagen über seinem abgeschlossenen Lebensgange: möchten Alle das ihnen anvertraute Pfund so treu und schlicht verwenden, wie Knäblin das von Kettenacker gestiftete Stipendium verwendet hat; möchten den Gemeinden und ihren Seelsorgern viele solche Geistessöhne geboren werden!

Die Pfarrgemeinde Badenweiler ist durch keinen Wechsel der Zeit von dem abgewichen, was einst Johann Heinrich Knäblin als treuer Pfarrer sie gelehrt hat, sie

ist ein grüner und fruchtbarer Zweig an dem Lebensbaum der Reformation in deutschen Landen.

Wohl keine Gemeinde hat völlig denselben Entwicklungsgang der Reformation gehabt, wie eine andere; das zeigt uns schon die Vergleichung der zwei durch persönliche Bande verbundenen Gemeinden Badenweiler und Riehen. Und wie eigenartig mag es sonst mancherorts zugegangen sein. Aber doch können die zwei genannten Gemeinden gewissermaßen als Bilder betrachtet werden für zwei Hauptgruppen der Reformationsentwicklung: Riehen weist die kampfreiche, lange andauernde, endlich volkstümlich siegreiche Reformation auf, Badenweiler die ruhigere, von oben herab angeordnete, sorgfältig durchgeführte und zuletzt sich einlebende Reformation. Im allgemeinen werden der ersten Art diejenigen Gemeinden angehören, in denen die Reformation früh begonnen hat, der zweiten Art diejenigen Gemeinden, die erst später in die Linie rücken konnten. Es haben eben auch hierin manche des Tages Last und Hitze getragen, andere sind später in die Arbeit eingetreten, manche sind darob eines gewaltsamen Todes gestorben, wie der evangelische Pfarrer in Oberhausen bei Reutlingen und mehrere Laien, manche haben langsam ihre Lebenskraft im Dienste des lautern Evangeliums aufgezehrt, — doch der Herr des Weinbergs giebt jeglichem Arbeiter seinen Groschen und hebt an bei den Letzten bis zu den Ersten, ohne daß Jemand scheel sehen darf; denn der Herr ist gütig und giebt Jedem, was recht ist.

Unermeßlich ist der Segen der Reformation! Die protestantische Christenheit steht in seinem Genuß, und auch die katholische Christenheit hat sich ihm nicht völlig verschließen können, wohnt wie die Vögel des Himmels unter den schützenden und schirmenden Zweigen eines goldenen Lebensbaumes, den sie nicht gepflanzt hat. Der Geist der Kraft, der Liebe und der Selbstbeherrschung, der in der Reformation des 16. Jahrhunderts wirksam war, hat herrliche Früchte gezeitigt; und wenn auch das Beste sich dem Auge entzieht und die Herzensfrömmigkeit, der Hort des Christentums, nicht gemessen werden kann, wir auch nicht wie der Pharisäer im Tempel uns selbst rühmen

dürfen, — der Beweis des Geistes und der Kraft ist geleistet, daß die Reformation das Volksleben, die Familie und das Einzelleben in weiten Kreisen und bis zum entlegnen Bergdörfchen hinauf auf eine höhere Stufe der Erkenntnis und der Sitte gehoben hat. Noch wirkten freilich lange die derben Sitten des Mittelalters nach, und eine große Unfreiheit haftete dem kirchlichen Leben noch an, Erbteil Jahrhunderte lang erduldeter Priesterherrschaft und Menschensatzung, aber der Ernst um der Seele Heil, aus dem die Reformation geboren worden, hat sich auch in ihren Folgen nie völlig verleugnet. Die Lehre vom Glauben d. h. die Hingabe des Herzens an die erkannte Wahrheit trat der Zuversicht auf äußerliche Werke, die christliche Freiheit trat der Niederhaltung des Geistes durch Menschensatzungen entgegen. Freiheit und Innerlichkeit des religiösen Lebens sind die großen Errungenschaften des protestantischen Christentums die im Evangelium Jesu längst gegeben waren aber durch menschlichen Unverstand und menschliche Bosheit verschüttet und vergessen wurden. Es liegt eine unendliche Lebenskraft in dem wieder auf den Leuchter gestellten reinen Evangelium Jesu Christi!

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Valerius Herberger.

Von

Adolf Henschel.

Halle a/S. 1889.
Verein für Reformationsgeschichte.

Der Mann, der uns das allbekannte tapfere Glaubenslied gesungen hat: „Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt!", erblickte in dem damals polnischen, jetzt preußischen Städtchen Fraustadt am Dienstag nach Jubilate, den 21. April, 1562 in bescheidener Handwerkerhütte das Licht der Welt, ein Jahrzehnt nach dem Uebertritt des Orts zur Reformation. Seitdem König Sigismund August III., der 1548 den polnischen Thron bestieg, sich der Reformation geneigt erwies, griff dieselbe in ganz Polen um sich. Auch Fraustadt wurde bald eine evangelische Stadt. Die Obrigkeit ging der Bürgerschaft mit gutem Beispiel voran. Der Königliche Starost Matthias Gorski, der Bürgermeister Matthias Lamprecht und der Notar Werner Reichel machten sich besonders verdient um Einführung der evangelischen Lehre. Matthias Lamprecht hat sie wahrscheinlich kennen gelernt durch seines Vaters Bruder, Dr. Matthäus Lamprecht, Domherrn in Breslau, der ein fleißiger Hörer der Predigten des Breslauer Reformators Johann Heß gewesen war. Die Bemühungen dieser Männer um die Durchführung der Reformation in Fraustadt hatten um so mehr Erfolg, als sich auch in der Bürgerschaft hier und da ein Verlangen nach der lauteren Predigt des Evangeliums kundgegeben hatte. Schon seit längerer Zeit waren manche sonntäglich nach dem benachbarten, in Schlesien gelegenen Dorfe Seitsch gewandert, um dort eine evangelische Predigt zu hören. Als nun im Jahre 1552 der römisch-katholische Pfarrer starb, wurde die Gemeinde zusammenberufen zur Beratung über die Wiederbesetzung der Pfarrstelle, und alle Anwesenden waren einstimmig der Meinung, man müsse einen solchen Mann berufen, der das reine Evangelium nach der Lehre der Augsburgischen Confession predige. Von diesem Jahre an wurde dann die lutherische Lehre auch in Fraustadt

verkündigt. So waren die ersten Eindrücke, welche Valerius vom religiösen Leben empfing, echt evangelische; die einfache Frömmigkeit der Eltern legte im Herzen des Kindes früh den festen Grund für den Glauben an Jesum.

Sein Vater, Martin Herberger, seines Gewerbes ein Kürschner und nebenher, wie sein Sohn uns meldet, „gefreiter (d. i. zum Meister gesprochener) Fechter, Sänger und deutscher Poet", der Meistersängerzunft angehörig, war, was mehr als jenes alles bedeuten will, ein von Herzen frommer, gottesfürchtiger Mann, der, bevor noch die Fraustädter zur Fahne des Augsburgischen Bekenntnisses geschworen hatten, oftmals mit einigen gleichgesinnten Freunden heimlich über Land gezogen war, um da und dort einen Prediger des neuen, von den römischen Satzungen gereinigten Evangeliums zu hören. Die Mutter, Anna, geborene Hoffmann, eine treue, rührige Hausfrau, teilte ganz ihres Eheherrn christliche Gesinnung und lehrte später ihren kleinen Valerius, wie das Söhnlein nach dem Namen des Pastors, der es getauft, genannt worden war, seine ersten Gebete stammeln. Bei dem Vater stand der Entschluß fest: „Dieser Sohn muß mir studieren, und wenn ich's erbetteln soll." Und daß dies wahr werde, dazu that er schon frühe alles, was in seinen Kräften stand; er erzählte dem heranwachsenden Knaben von Gott und dem Herrn Jesu, hielt ihn zum Gebete an, lehrte ihn lesen und schreiben und führte ihn, soweit seine eigenen bescheidenen Kenntnisse reichten, in die lateinische Sprache ein. Mit dem fünften Lebensjahre übergab er ihn der städtischen Schule. Das war ein feierlicher Tag für das Herbergersche Haus. Zuerst führte der Vater ihn in die Kirche, wo er in seinem Kirchstuhl ihn auf den Knieen der Gnade und Obhut Gottes befahl und den Herrn anrief, daß er den Knaben doch zu einem Gefäße der Barmherzigkeit und zu einem Segenswerkzeug für die Kirche machen wolle. Dann geleitete er ihn zu seinen künftigen Lehrern, band ihn denselben dringendst aufs Herz und hatte fortan keine größere Freude, als wenn er letztere bezeugen hörte, daß sie den Valerius zu ihren gehorsamsten, hoffnungsvollsten und liebsten Schülern zählten.

Nur allzufrüh wurde dieser treffliche Mann den Seinen entrissen. Neun Jahre war Valerius alt, als sein Vater im Frieden Gottes entschlief. Als die Umstehenden weinten, ward auch er ermahnt, ein Gleiches zu thun. Er aber verstand es noch nicht, welcher große Verlust ihn betroffen hatte. Mit der Storchfeder des Vaters, die er im Tintenfaß gefunden hatte und bis dahin nie anrühren durfte, verkroch er sich unter den Tisch, schrieb und ließ die andern weinen. Die Mutter hatte fortan ihre Mühe, sich und ihre Kinder notdürftig mit der Grützmühle zu ernähren. Ein Jahr nach ihres Ehemanns Tode wurde ihr dadurch eine kleine Erleichterung zuteil, daß ihre kinderlose Schwester, Barbara Wende, die Ehefrau eines ehrsamen Fleischermeisters, sich bewogen fand, mit völliger Zustimmung ihres Mannes den Valerius zu sich zu nehmen, den sie wie ihr eigenes Kind liebte und hielt. Er blieb auch hier, nachdem sich seine Mutter wieder verheiratet hatte. Bis ins siebzehnte Jahr besuchte er die Schule zu Fraustadt, als deren erster der obersten Klasse er mit den besten Zeugnissen entlassen wurde. Valentin Florian, damaliger Rektor der Schule, legte im Lateinischen und Griechischen einen tüchtigen Grund in ihm, und mit dem Hebräischen ward wenigstens ein Anfang gemacht. Als er die Schule völlig durchgemacht hatte, mußte er sich für einen bestimmten Beruf entscheiden. Am liebsten hätte er sich dem Studium der Theologie zugewandt, doch sein Stiefvater, der Schuhmachermeister Johann Fengler bestimmte ihn für sein Handwerk. Valerius widersprach nicht, und der Tag seiner Aufnahme in die Werkstatt war bereits festgesetzt. Da führte des Valerius Pate, der Fraustädter Pastor Arnold, eine glückliche Wendung herbei. Er beschied den Jüngling zu sich und sprach zu ihm: „Höre, mein Patsohn, du willst ein Handwerk lernen, aber wisse, daß dort oben ein anderes über dich beschlossen ist. Dein Vater pflegte von dir zu sagen: „Der Knabe muß mir studieren, und wenn ich's erbetteln sollte. Er wird auf den Herrn Jesum mit Fingern weisen, wie einst Johannes that!“ Nun hat dein Vater auf seinem Todesbette mich gebeten, daß ich dazu thun sollte, was ich vermöchte. Weil er im Propheten Daniel

gelesen, die Lehrer würden leuchten wie des Himmels Glanz, so werde er sich am jüngsten Tage alsobald umsehen, wo er denn seinen Sohn als solch ein glänzendes Licht erschaue. Da wirst du denn, ich weiß nicht, in welchem dunkeln Winkel stecken, und des Vaters Hoffnung wird zerronnen sein. Also, mein lieber Pate, bedenke dich!" Diese Worte waren entscheidend für den jungen Herberger. Als er nach Hause zu seiner Mutter zurückkam, sprach er entschieden: „Nun lerne ein Handwerk dieser und jener, ich aber nun und nimmermehr. Mein Vater will mich einmal anders vor sich stehen sehen." So ward Valerius beim Studium erhalten.

In der Schule zu Fraustadt konnte er sich keine weiteren Kenntnisse mehr erwerben; daher brachte ihn Arnold selbst nach Freistadt in Schlesien, wo ein tüchtiger Schulmann, der Rektor Nikolaus Ludwig, der Schule vorstand. Freien Unterhalt fand er in dem Hause des Stadtschreibers Peter Schulze, dessen beiden Söhnen er Unterricht erteilte. In Freistadt blieb er drei Jahre bis 1582. Dann bezog er, als seine Lehrer ihn dazu für reif erklärten, die Universität. Er ging zuerst nach Frankfurt a. O. Nur kurze Zeit hielt er sich hier auf; am 20. Juni 1582 zog er nach Leipzig. Durch Erteilung von Privatunterricht und unterstützt durch einige kleine Stipendien schlug er sich an beiden Orten tapfer durch und lag mit großem Fleiße seinen Studien ob. Der Doktor Barth, in dessen Hause er gegen Famulusdienste wohnte und der auch den Tisch für ihn bezahlte, mußte ihn oft des Nachts von den Büchern treiben und sagte dabei denn wohl: „Höre, höre, es wird die Zeit kommen, wo du wirst mit aufgehobenen Händen bitten, daß du nur könntest schlafen und mit Psalm 4 sagen: ich liege und schlafe ganz mit Frieden."

Wie er sonst gelebt, erkennen wir an den Freunden, zu welchen er sich hielt. Von einem derselben sagt er einmal: „Ich gedenke an meinen lieben Stubengesellen auf dem Collegio Beatä Virginis zu Leipzig, welcher hernach ein vornehmer Theologe geworden. Wenn derselbe wollte eine große Lust haben, so zerschnitt er ein Wachsstöcklein und besteckte die Stube ringsherum mit kleinen Lichtern.

Darauf fing er an zu singen und zu springen, zu jubilieren und fröhlich zu sein, und sprach, er hätte sich einen Himmel gemacht."

Er hatte das akademische Triennium noch nicht vollendet, als der Magistrat seiner Vaterstadt, der den jungen Gelehrten wohl zu schätzen wußte, ihn in eine Lehrerstelle an eine der unteren Klassen der dortigen Schule berief. Valerius, wissenschaftlich wohl ausgerüstet, erkannte in diesem Rufe einen Befehl seines Gottes und nahm die Stelle an; sechs Jahre hindurch verwaltete er mit Ruhm und den glücklichsten Erfolgen sein Schulamt, ein eifriger, tüchtiger Lehrer, beliebt bei seinen Vorgesetzten, geehrt bei der ganzen Bürgerschaft. Besonders gern hatten ihn die beiden damaligen Prediger, Martin Arnold und Michael Gebhardt, um sich. Als letzterer im Jahre 1588 einige Wochen krank war, machte er auch die ersten Versuche im Predigen, indem er jenen dreimal in den Frühpredigten vertrat.

Im Jahre 1589 wurde Martin Arnold um einer Predigt willen über das Evangelium vom ungerechten Haushalter durch die Ränke einiger seiner Feinde seines Amtes enthoben, und zu gleicher Zeit folgte Gebhardt einem Rufe nach seiner Vaterstadt Guhrau. In das erledigte Diakonat berief man Herberger. Zu Anfang des Jahres 1590 wurde er in Liegnitz von dem dortigen Superintendenten Leonhard Krentzheim examiniert und darauf zum Predigtamte ordiniert. Nun erst war ihm Raum geschafft, die ganze Fülle der ihm verliehenen göttlichen Gnadengaben in gesegnetster Weise zu entfalten. Schon seine Antrittspredigt, die er den 25. Februar über Lucas 4, V. 16—23 über Christi erste Predigt in Nazareth hielt, ließ die zu freudigster Begeisterung hingerissene Gemeinde nicht mehr darüber in Zweifel, wie Großes sie von diesem Manne zu erwarten habe. So wahr, warm, innig und gedankenreich hatte sie nie noch das lautere Evangelium verkündigen gehört, wie es als der reine, volle Ausdruck einer tiefgewurzelten, lebendigen Ueberzeugung von seinen gesalbten Lippen floß, und manche gingen in ihrer lobenden Anerkennung des jugendlichen Evangelisten

so weit, daß sie ihn mit dem Namen eines zweiten „Martin Luther“ beehrten. In jeder Woche hatte er abwechselnd mit seinem Amtsgenossen, dem Oberprediger Bernavus, fünf Predigten zu halten, fand aber, so oft er auftrat, die geräumige Marienkirche bis in den äußersten Winkel hinein von einer andächtig horchenden Versammlung angefüllt. Mit seinem Predigteifer hielt seine Seelsorgerthätigkeit gleichen Schritt. Es war bald kein Glied der Gemeinde mehr, das er nicht persönlich kannte und auf fürbittendem Herzen trug. Wie hätte diese geistliche Wirksamkeit, die sich jedem auf den ersten Blick nur als die natürliche Lebensbethätigung einer ganz vom Evangelium durchdrungenen und erfüllten Persönlichkeit zu erkennen gab, ohne Frucht bleiben können, zumal da sie das glänzendste Siegel durch das private und häusliche Leben erhielt, das er mit seiner ihm völlig gleichgesinnten Gattin, Anna Rüdiger, des Bartholomäus Rüdiger, eines angesehenen Bürgers, Tochter führte: dieser „gottseligen Hanna, allezeit reinlichen und fleißigen Susanna, demütigen Rahel, gutthätigen Tabitha und im Kreuz beständigen Maria,“ wie sie auf ihrem Grabstein genannt wird! Am 25. Mai 1590 erhielt er das Jawort an demselben Orte, an welchem er vorher um sie gebetet hatte. Am 8. Oktober desselben Jahres wurde die Hochzeit gefeiert. Seine Mutter vergaß nicht, daß Jesus der beste Gast bei einer Hochzeit sei, und sagte deshalb, als die Hochzeitzettel geschrieben werden sollten: „Schreibet mir den Herrn Jesum oben an.“ Es wurden ihm in dieser Ehe zwei Söhne geschenkt; der erste, Zacharias, wurde 1591 geboren, der zweite, Valerianus, 1595. Letzterer starb schon wieder 1601. Sein Sterbebett gab Zeugnis von dem frommen Geist, der in dem ganzen Hause Herbergers herrschte. Viele der Umstehenden haben beteuert, daß sie niemals dergleichen gottselige Reden von einem Knaben gehört hätten.

Herbergers Ehe mit seiner Anna war eine sehr glückliche. Ihre Hausordnung war eine streng christliche. Die Beziehung zum Heilande durchdrang und beherrschte ihr ganzes Leben im großen und kleinen. Nichts begannen sie ohne Gebet um den Segen des Herrn; nichts suchten

sie als die Ehre ihres Gottes und das Wohl ihrer Mitmenschen. Kein Wunder, daß sich jedermann wohl fühlte in ihrem Hause und daß sie von ihren Gemeindegliedern viel aufgesucht wurden. Bald war ihr Haus der Mittelpunkt alles wahrhaft christlichen Lebens. Ströme lebendigen Wassers gingen von demselben auf die Gemeinde, wie auf weitere Kreise aus.

Es war eine schöne Zeit, die der junge Diakonus durchlebte; ein frisches Glaubensleben zeigte sich in der Gemeinde, von deren heilsbegieriger Andacht und stillen Gebeten er, so oft er die Kanzel betrat, sich wunderbar gehoben und getragen fühlte. Von weit und breit kamen schon jetzt ernste Christen, um sich an Herbergers tiefen und gehaltvollen Predigten zu erbauen.

Nicht lange blieb er mit seinem Kollegen Bernavus vereinigt; derselbe verließ Fraustadt im Jahre 1595 und folgte einem Rufe nach Freistadt. An seine Stelle trat der bisherige Superintendent zu Liegnitz, Leonhard Krentzheim, eben derselbe, der unsern Valerius examiniert und ordiniert hatte. Dieser treffliche Mann war infolge der Zwistigkeiten, welche in der evangelischen Kirche nach dem Tode der Reformatoren hervorgebrochen waren und der Entwickelung und Verbreitung der evangelischen Lehre sehr schadeten, seines Amtes entsetzt worden. Er gehörte der freieren, weniger strengen Richtung an, deren Anhänger mit dem Namen „Philippisten", d. i. Freunde Melanchthons, benannt wurden, während Herberger aus innigster Ueberzeugung von Herzen Lutheraner war. Nichtsdestoweniger hieß dieser seinen neuen Amtsgenossen, weil er sich im Grunde seines Herzens mit ihm eins wußte, mit unbefangenster Herzlichkeit willkommen, und trat bald in ein so inniges Verhältnis zu ihm ein, daß dieser als der viel ältere Mann ihn zärtlich seinen „lieben Sohn" und er jenen mit ebenso aufrichtiger Liebe seinen „Vater" zu nennen pflegte. Beide trieben nun das Werk des Herrn an der Gemeinde mit gleichem Eifer und in *einem* Geiste. Es war ein schönes Zeugnis für die Innigkeit des Verhältnisses beider, daß Krentzheim in neidloser Anerkennung der hohen Begabung seines Kollegen nicht ruhte, bis er

dem Magistrate die Versicherung abgedrungen, Valerius solle einst nach seinem Tode als Oberprediger sein Nachfolger werden, was denn allerdings schon nach Verlauf von drei Jahren sich verwirklichte.

Gegen Ende des Jahres 1598 starb Krentzheim, und Herberger wurde nun in das Pastorat berufen. Am Neujahrstage 1599 hielt er seine erste Predigt über den süßen Namen Jesu. Sein Hauptwerk und seine Hauptlust blieb das Predigen. Dazu war ihm reichliche Gelegenheit geboten. Unter Martin Arnold waren mit dem Rate drei Artikel über die kirchlichen Ordnungen zu Fraustadt vereinbart worden. Dieselben lauten:

1) Am heiligen Sonntage, auf daß niemand zum ungöttlichen Mißbrauche desselben Ursache und Gelegenheit habe, sollen drei öffentliche Kirchgänge und Predigten gehalten und der Gottesdienst mit gewöhnlichen und nützlichen Ceremonieen in der Kirche verrichtet werden. Dazu wird die Obrigkeit ernstlich verhüten, daß zum warmen Bier und Branntwein vor oder unter dem Amte kein Gast gesetzt werde. Der Markthökelei, Ringstechen und Fahren unter der Predigt soll, soviel möglich, gewehrt, auch alle weltlichen Uebungen, als Singen, Schießen, Fechten, Gaukeln und was sonst den Gottesdienst verhindern mag, abgeschafft oder verschoben werden.

2) Die Feste und Feiertage, welche vor Jahr bei dieser Gemeinde zu feiern angenommen sind, sollen gleicher Weise wie der Sonntag ganz gefeiert und mit drei Predigten gehalten werden. Dazu ein ehrbarer Rat mit fleißigem Haussuchen und ernster Strafe anordnen wird, daß keinem im Bürgerrecht Gesessenen an solchen Tagen zu arbeiten vergönnt und zugelassen sei.

3) Die Wochenpredigten sollen zu gewöhnlicher Zeit und Stunde am Montage und Freitage verrichtet werden, ausgenommen, wenn Feste in der Woche einfallen. Die anderen Tage wird der Text der heiligen Biblien vom Herrn Kaplan abgelesen samt dem Gebet.

Es konnte nicht fehlen, daß auch Herberger dadurch zuweilen ermüdet wurde, wie er selbst sagt: „Wir predigen uns fast zu Tode in dieser Stadt.“ Allein wenn er auch

oftmals die Woche hindurch schwach und matt war, so wurde dennoch, wenn der Sonntag herbeikam und er die Kanzel betrat, sein Geist wieder frisch und lebendig.

Was den Predigten Herbergers eine ungewöhnliche Macht und Gewalt über die Gemüter verlieh, war neben der Einfalt und Klarheit der Anordnung und Sprache die überströmende Innigkeit, Salbung und Begeisterung, womit er zu reden pflegte. Jesus, der Sünderfreund, erfüllte seine ganze Seele, und mit Recht hieß man ihn schon früh mit Nachdruck den „Jesusprediger". Ueberall in Schrift und Geschichte entdeckte er seinen Heiland. „Besser," dachte er, „Jesum auch da zu finden glauben, wo er nicht ist, als ihn einmal übersehen, wo er sich wirklich befindet." Ein gründlicher, gelehrter und sprachkundiger Ausleger des alten und neuen Testaments gebot er zugleich vermöge seiner ausgedehnten Bekanntschaft mit der Weltgeschichte über eine unerschöpfliche Fundgrube von Erzählungen und Beispielen zur Veranschaulichung und Besiegelung der Wahrheiten, die er vortrug. Seine Bußpredigten brausten über die Gemeinde dahin wie ein Sturm, vor dem alles sich beugen mußte, und nicht selten geschah es, daß unter dem Donner seines mächtigen, vom göttlichen Feuergeist getragenen Wortes die ganze Versammlung in ein lautes Weinen und Schluchzen ausbrach.

Seine Feinde nannten ihn um dieser seiner Predigtweise willen gern spottweise den „kleinen Luther"; wir aber müssen ihn im vollsten Ernste so nennen. Denn nicht bloß die tiefe Innerlichkeit, sowie die große Schriftkenntnis und das klare Schriftverständnis seiner Predigten erinnert uns an den großen Reformator, sondern auch die Derbheit und Feinheit in der Form und die volkstümliche Sprache weisen eine große Aehnlichkeit beider Männer auf. Sind auch die Themata Herbergers nach dem damaligen Zeitgeschmacke nicht von allem Schwülstigen frei, so ergießt sich in der Predigt selbst der Strom seiner Rede doch tief und inhaltschwer, klar und wahr, kräftig und frisch, aufs herzlichste die zerschlagenen Herzen tröstend, aber auch ernst und gewaltig strafend alles, was wider das Evangelium ist. Von Luther spricht Herberger stets

mit der größten Anerkennung. Das Wirken und Wollen dieses großen Mannes kann er nicht genug erheben und kennt kein verheißungsvolleres Streben, als ihm ganz nachzuarten. Als er auf Luthers kleinen Katechismus zu reden kommt, sagt er: „Durch seinen kleinen Katechismus regiert er alle evangelischen Schulen, wie auch bei uns zu Fraustadt geschieht. Drum treten unsere Schulknaben alle Sonn- und Feiertage in dem Kripplein Christi auf und thun ein Schulrecht und lassen öffentlich hören, was sie aus dem Katechismo Lutheri gelernt haben. Die ganze Welt kann ihm den Katechismus nicht verdanken. Er ist Lutheri Meisterstück und Kunstbüchlein. Niemand hat vor ihm die vornehmsten Hauptstücke der christlichen Lehre in solche kleine, kurze, verständliche Form bringen können." Ein ander Mal spricht er davon, daß Luther die Anrufung der Heiligen verworfen habe, und fährt dann fort: „Ich will zum Beschluß eine schöne Historie erzählen. In Schlesien wird eine andächtige papistische Person beredet, sie solle doch einmal mit zur evangelischen Predigt gehen. Da sie fortgebracht wird, kommt sie eben zurecht, da der Prediger die Anrufung der Heiligen widerlegt und berichtet, was es uns für eine Ehre und Trost sei, daß wir dessen aus Gottes klarem Wort sind versichert, daß wir in eigener Person in unserem Elend mit Gott reden mögen. Als sie nun aus der Kirche kommt, wird sie gefragt, wie ihr die Predigt gefallen. Da spricht sie: „„Ganz wohl, ich werde es mein Lebtage nicht vergessen. Ich armer Sünder bin von meinen Eltern beredet worden, wir wären zu unwürdig, mit Gott zu reden; die Heiligen aber wären rein und heilig, drum müßten wir unsere Sache durch sie im Himmel ausrichten. Nun höre ich aber, wir haben selber Macht, Gott dem Herrn unser Anliegen zu klagen. Ach, das ist tröstlich. Wie ists doch möglich, daß mir die Heiligen alle meine Not könnten nachreden und Gott zutragen? Ach wie oft habe ich mir gewünscht, daß ich mit Gott selber möchte reden dürfen!"" — Viele seiner Predigten erinnern ganz an Luther. In einer Predigt über den Hochmut sagt er: „Der Teufel gehet mit den hoffärtigen Leuten um, wie die Krähe mit der Nuß. Wenn

die Krähe die Nuß nicht kann aufmachen, so fliegt sie damit in die Höhe und läßt sie herunterfallen, daß sie zerbricht. Also wenn der böse Geist manchem Menschen in seiner Demut nicht gut kann beikommen, so führt er ihn, nachdem er ihn durch Hoffart eingenommen, in die Höhe und läßt ihn hernach in alle Sünde und Schande fallen. Denn Hoffart ist ebensoviel als Hochfahrt, da man immer oben hinaus will. Ihr Eltern, gestattet euren Kindern keine Hoffart, besonders den Töchtern. Ihr Hausväter, hat euch Gott was bescheret, so überhebt euch nicht." Als er einmal über die Ungerechtigkeit predigte, da rief er: „Wo ist jetzund die liebe Gerechtigkeit? Frage heute Witwen und Waisen, frage treue Amtspersonen, die werden dirs wohl sagen, wie jetzund die Welt mit ihrem Nächsten des untreuen Nachbars spielet." — Sehr ergreifend sind seine Worte gegen die Jugendsünden: „Der sei auch verflucht, der die schöne Blüte und den lieblichen Sommer seiner Jugend dem Teufel verehrt und seinen Gott erst mit den faulen Hefen und kotigtem Winter seines Alters erfreuen will, sagt Augustinus. Ich bitte, schreibt's in die Akta eures Gewissens, daß ihr's mir werdet Zeugnis geben am jüngsten Tage!" — Mit großer Entschiedenheit kämpfte er gegen die Entheiligung des Sonntags: „Ach, Fraustadt, Fraustadt, mache der Sonntagssünden nicht zu viel; gedenke an das Sonntagsfeuer im Jahre 1598 am zweiten Adventssonntage zu Nacht, da die halbe Stadt in Feuer aufging. Mach's nicht also, daß dir der Herr Jesus erst müsse ein Gleichnis vom unverständigen Ochs und Esel sagen im Evangelio." — Wie eindringlich weiß er vor den Sorgen um die Nahrung zu warnen: „Werde der Arbeit nicht überdrüssig, nimm vorlieb mit deiner Amtsplage, die dir Gott auferlegt hat. Ob dir's sauer wird mit deiner Nahrung und Ackerwerk, das laß dich nicht verdrießen, denn Gott hat's also geschaffen. Also wird euch alles laut der klaren Zusage des Herrn Jesu zufallen, was euch zur Unterhaltung eures Leibes und Lebens wird nötig sein. Der Gott, der Noa ein ganz Jahr im Kasten erhalten, Daniel in der Löwengrube wunderbarlich gespeist, den Patriarchen Jakob in

teuren Zeiten versorgt, die Israeliten mit Himmelsbrot vierzig Jahre genährt, Elias und die Witwe zu Zarpath ernährt, der lebet noch, der wird euch euer bescheiden Teil auch bescheren, seinen Freunden giebt er es schlafend. Ihr sollt's fürwahr erfahren. Helf's Jesus Christus! Amen."

Die Wirkungen seiner Predigten waren zunächst in Fraustadt groß. Es kam eine mächtige Bewegung in die Gemeinde. Allerdings war deshalb noch nicht alles Gold, und seine Predigten selbst legen Zeugnis genug davon ab, daß ein großer Teil der Gemeinde bei allen äußerlichen Uebungen des Gottesdienstes dennoch im Herzen dem Herrn fern stand. Auch bemächtigte sich zuweilen eine strafenswerte Lauigkeit derer, welche im Glauben lebten. So klagt er 1612, als die Ruhr ausgebrochen war: „Nun frage ich euch alle auf's Gewissen, könnt ihr euch auch rühmen, daß ihr nicht Gott durch eure Sünden fast mit Gewalt gezwungen, daß er diesen Staubbesen hat müssen binden? Wer will sich fort mehr den Geist Gottes regieren lassen? Jedermann ist sein eigen Gott und Herr, das kann kein gut Ende nehmen." So auch 1614 bei Diakonus Timäus Begräbnis: „Das machet Gottes Zorn, daß wir so vergehen, und daß auch dies, was gut ist, zur Frauenstadt so wenig Bestand haben will. Ihrer viele haben diesen lieben Mann gehört, sehr wenige haben ihm gefolgt."

Freilich konnte es einem Manne der Wahrheit, wie er war, auch an erbitterten Widersachern nicht fehlen. Den Gottlosen in der Gemeinde mußte er schon als deren anderes Gewissen und als ernster und freimütiger Wächter über das sittliche Leben seiner Pfarrkinder ein Dorn im Auge sein. Zu mehreren Malen ist ihm sogar von solchen, die sein strafendes Wort getroffen hatte, nach dem Leben getrachtet worden, und es wäre den Bösewichten ihr schlau eingefädelter Mordplan gelungen, hätte nicht Gott der Herr in wunderbarster Weise seine schirmende Hand über dem Haupte seines treuen Knechtes gehalten.

Viel tiefer jedoch als die Wut seiner Gegner betrübten ihn so manche Rückfälle scheinbar Bekehrter in ihr früheres Welt- und Sündenleben, sowie das Offenbar-

werden anderer als solcher, die ihr ganzes Christentum nur erheuchelt hatten. Er sagt einmal: „Es ist leider am Tage, daß auch lose Leute durch die Fraustädter Gemeinde laufen, die nichts nach Gott und seinen Dienern fragen, aber ihrethalben wird der Himmel nicht einfallen. Gott bekehre sie und sei ihnen gnädig! Wollen sie nicht, so befehlen wir sie seinem ernsten Gericht." Ein ander Mal äußert er: „Wehe denen, die mich in meinem heiligen Amte anbellen. Meine Instruktion steht Jes. 58, V. 11. Der Herr Jesus erklärt das 5. und 6. Gebot gar viel anders als unsere selbstwachsenen Meister, Matth. 5, V. 27. 28. Wäre ich bisher nicht ein wackerer Wächter gewesen, wie würde ich jetzt nur für (vor) Gott und meinem Gewissen bestehen? Gott Lob, ich habe mein Gewissen gerettet. Den andern laß ich eine fröhliche Stunde." Auch begegnete es ihm zweimal, daß ihm in öffentlicher Predigt widersprochen wurde. Aus seinem Munde hören wir dann wieder: „Wenn sich manche Buben nicht vor dem Henker fürchteten, sie hätten mich lange ermordet, da ist fürwahr das Herze mörderisch." Als er den Sirach halb zu Ende gepredigt hatte, fing er die andere Hälfte also an: „Geliebteste Zuhörer, ich komme und will mich noch einmal kreuzigen lassen. Denn was für Besoldung vor dem Jahre mir für's erste Teil meiner Sirachpredigten zu teil worden, weiß ich am besten und hab's noch nicht vergessen, aber gar verziehen. Soll's nun diesmal aber ein Kreuz sein, so walt's der liebe Gott." Manchen konnte er es auf keine Weise recht machen. Deshalb klagt er: „Fraustadt, examiniere dein Gewissen. Fallen nicht oft Predigten so scharf, so eifrig, als wenn's Feuer regnete wie zur Zeit Eliä? Wiederum fallen nicht oft Predigten so süße, so lieblich, als wenn du im Himmel unter den Engeln wärest? Was geschieht aber? Wenn's sauer ist, wollt ihr's süß haben. Wenn's süß ist, wollt ihr's sauer haben." — Allein daneben kann er auch seiner Gemeinde das Zeugnis ausstellen, daß christliche Erkenntnis sehr allgemein verbreitet war. „Was zu wahrer Buße gehöre, ist jedermann bekannt. Denn zu Fraustadt wird keine Lehre fleißiger getrieben, als die Lehre von rechter Buße und

Bekehrung zu Gott. Diese Lehre ist auch die allernötigste. Denn erkennst du deine Sünde nicht, so verzeiht dir Gott die Sünde nicht, spricht Augustin. Darnach gehört dazu, daß man im wahren Glauben nach dem Kreuze Jesu Christi laufe, denn das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. Endlich so ist auch nötig, daß man einen ehrlichen, aufrichtigen und unbetrüglichen Vorsatz gewinne, das Leben zu bessern und Gott zu dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist, unser Lebenlang. Daß dies wahr sei, ist jedermann bekannt. Niemand ist so gottlos, der mir widerspreche. Nur an einem Dinge fehlt's. Der böse Geist bringet die Leute zum Aufschieben. Und da kommt's endlich gar zum Nachbleiben." Außerdem liegen noch in seinen „Trauerbinden" eine ganze Reihe von Zeugnissen vor, die beweisen, daß mehr als bloße Erkenntnis, daß ein herrliches Glaubensleben in allerlei Ständen, bei jung und alt, reichlich zu finden war. Wir hören von frommen Leuten des Handwerkerstandes, von frommen Kaufleuten, Ratsverwandten, Bürgermeistern, und namentlich wird uns eine große Reihe frommer Frauen vorgeführt. Wir können selbst einige Familien verfolgen, vom Großvater bis zum Enkel, die alle gleich tief erfaßt waren von dem seligmachenden Evangelium. — Einem gläubigen Handwerker hielt Herberger die Leichenpredigt und rühmte von ihm, er habe die heilige Schrift viermal ganz ausgelesen und glücklich Trost für seine Seele gefunden. — Von einem alten Manne, namens Nachbar, der sich am Abend frisch und gesund zu Bette gelegt hatte und dann in der Nacht mit kreuzweis über die Brust geschlagenen Händen verschieden war, konnte er sagen: „Unser frommer Nachbar ist sicherlich mit seinem Herrn Jesu eingeschlafen und in sein himmlisches Reich eingegangen. Am Tage vorher war er früh noch in der Predigt und hörte mir zu, wie ich die Worte des 84. Psalmen erklärte: ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser denn sonst tausend. Er ist ein seliger Nachbar worden des himmlischen Vaters, des Herrn Jesu und des heiligen Geistes, ein seliger Nachbar der heiligen Engel und aller auserwählten Kinder Gottes."

Wie Herberger auf das bürgerliche Leben seiner Gemeindeglieder einwirkte, wie er all ihr Thun nach Gottes Wort und Willen zu regeln und sie namentlich zu einer echt christlichen Erziehung ihrer Kinder anzuleiten verstand, zeigt uns folgendes Beispiel: Christoph Röder, ein einfacher Handwerksmann, ließ im Herbst 1618 seinen Sohn Zacharias auf die Wanderschaft gehen. Als die Scheidestunde gekommen war, ging er mit ihm in die Kirche und sprach zu ihm: „Siehe, hier bist du getauft, hier hast du Gott einen Eid geschworen, hier ist dir gesagt, wie du leben sollst. Die Kirche, und was allhier geschehen, nimm mit in deinem Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest noch thust wider Gottes Gebot." Nachdem sie dann noch beide ein stilles Gebet verrichtet, gingen sie hinaus auf die Straße. Der Vater begleitete noch ein gut Stück Weges seinen Sohn, endlich blieb er auf freiem Felde stehen, legte die Hand auf sein Haupt und sprach: „Es muß doch geschieden sein, lieber Sohn, gehe in Gottes Namen. Gott sei mit dir in allem, was du thun wirst in fremden Landen, und vergiß nicht, was ich dir geboten habe. Willst du ein verlorner Sohn werden, so darfst du mir nicht wieder ins Gesicht kommen. Bedenke, ich habe dirs geboten, du sollst Gott und ehrlichen Menschen folgen. Der Herr segne und bewahre dich!" Dem Sohne standen die Augen voll Thränen. Er seufzte im Herzen: „Das helfe mir Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!" Dann zog er dahin, allein mit seinem Gott. Er lebte dem nach, was der Vater ihm gesagt hatte, und so wurde ein gottesfürchtiger und nützlicher Mensch aus ihm.

Herberger brachte es auch dahin, daß niemand während der Predigt bei der Kirche vorbeifahren durfte. Und wenn er bei seinem Gange zur Kirche in der Schuhmacherstraße, die er passieren mußte, zu seinem großen Verdruß die Schuhe in den Läden öffentlich ausgestellt sah, schob er sie nicht selten eigenhändig beiseite. Es gelang ihm auch, im Jahre 1608 von dem Rate der Stadt die Erlaubnis zu erwirken, daß arme Knaben, „Brotschüler" genannt, an drei Tagen in der Woche vor den Thüren der Bürger singen und dafür in einer Büchse Gaben für sich ein-

sammeln durften. „Man sollte doch ja nicht vergessen, welche wichtigen Werkzeuge Gott aus solchen armen Knaben oft für sein Reich erziehe, denn auch Luther habe als Brotschüler vor den Thüren der Leute gesungen.“ Die Einrichtung nahm bald einen gesegneten Fortgang, und in der späteren Zeit ging mancher brave Bürger aus der Zahl der Brotschüler hervor.

Erwähnt sei hier, daß am 5. Januar desselben Jahres seine treue Mutter, welche sich seit dem Tode ihres zweiten Mannes in seinem Hause befand, abberufen wurde. Sie war fünf Jahre vollständig gelähmt gewesen und konnte ohne Hülfe ihr Krankenlager nicht verlassen. Der Sohn hielt ihr eine Gedächtnispredigt, voll der innigsten Dankbarkeit und Kindesliebe. Auch seine Pflegemutter Barbara Wende hatte er nach dem Tode ihres Mannes ganz in sein Haus aufgenommen und bis an ihr Ende 1614 treulich gepflegt. Stets gedachte er dieser Wohlthäterin mit herzlicher Dankbarkeit.

Aber auch weit über seine Gemeinde hinaus erstreckte sich die Wirkung seiner Predigten, nachdem er sie nebst einer Reihe anderer Schriften in den Druck gegeben. Viele wurden durch dieselben erquickt und von Liebe und Verehrung zu ihrem Verfasser erfüllt. Sie bewiesen ihm dieselbe nicht selten auch durch wertvolle Geschenke, goldene Ringe, Becher, kostbare Bücher u. dgl., die sie ihm übersandten. Besonders gewogen war ihm die schwedische Prinzessin Anna, Schwester Sigismunds III., ebenso die Fürstin von Oels und viele andere Personen des Adelsstandes. Sie trugen ihm oft Patenstellen bei ihren Kindern an, und häufig wurde er in weite Ferne gerufen, um die Leichenpredigten bei den Begräbnissen zu halten. Einst reiste er durch ein Dorf im Glogauischen und stieg bei dem Pfarrer ab. Sogleich kam der Herr des Dorfes in eigener Person und lud ihn zum Frühstück ein. Herberger entschuldigte sich nach Vermögen, da er eilends fort wolle. Da sagte aber der vornehme Herr: „Ich bitte, versaget mir mein Anmuten nicht. Denn ich besorgete mich, es möchte mir ein Dorn in meiner letzten Stunde im Herzen werden, daß ich hätte erfahren, ihr hättet meinen Grund

beschritten, und ich hätte euch keine Ehre erzeiget.“ — Wenn die Fraustädter Kaufleute auf die Märkte zogen, gedachten sie seiner gemeiniglich bei ihrer Rückkunft und versorgten ihn besonders mit gutem Weine, damit er die bei seiner vielen und schweren Arbeit schnell abnehmenden Kräfte immer wieder herstellen könne. — Ein Augsburgischer Kaufmann, Matthäus Hopffer, kam eigens nach Fraustadt, um das Kripplein Christi zu sehen und das Zimmer, wo die schönen Jesusbücher gemacht worden, und zugleich mit Herberger bekannt zu werden, den er auch reichlich beschenkte. Herberger rühmte von ihm, daß er sich mit goldener Verehrung gegen das Kripplein Christi, sowie gegen ihn und alle die Seinigen verhalten habe, wie vor Zeiten die Weisen aus dem Morgenlande bei dem Kindlein Jesu zu Bethlehem. Bei seiner Abreise schrieb er folgenden herzlichen Wunsch für ihn nieder: „Jesus Christus, der für (vor) den Israeliten bei Tage in einer Wolken-, bei Nacht in einer Feuersäule herzog, der Engel, welcher die Weisen aus Morgenland wieder frisch und gesund in ihr Land brachte, der begleite auch diesen lieben Herzmann, welcher recht eines orientalischen, nicht occidentalischen Gemüts ist. Er erhalte diesen Augsburger bei der weltberühmten Augsburgischen Confession und bringe ihn unverrückt zu seiner Liebsten, Frau Sabina geborenen Oesterreicherin; er segne ihren Handel und Wandel und bringe sie beide in das rechte gelobte Land der ewigen Freuden! Amen.“ Hopffer meldete darauf nicht nur seine glückliche Rückkehr nach Augsburg, sondern schickte ihm auch noch zu drei verschiedenen Malen über Leipzig Wohlthaten in wohlverwahrten Briefen. — Der Rat der Stadt Thorn, dem er einen Teil seiner „Magnalia Dei“ (d. i. Großthaten Gottes) mit herzlichem Danke für die Wohlthaten und für die Bildung, die sein Sohn Zacharias auf der Schule in Thorn genossen, zugeeignet hatte, ehrte ihn dafür durch ein sehr freundliches Schreiben und durch ein Geschenk von 120 preußischen Gulden. — Durch solche Zuwendungen für seine Schriften ward es Herberger möglich, das kleine Vermögen, das seiner Frau durch Erbschaft zugefallen war, zu vermehren und damit teils seinen

Freunden zu dienen, teils den Armen wohlzuthun. Für seine Familie kaufte er einige liegende Gründe und baute sich in der Wetschergasse, die später den Namen Predigergasse erhielt, ein Haus. Das dazu erforderliche Holz wurde ihm von adeligen Herren aus der Umgegend geschenkt. Die Einnahmen von seinem Amte reichten nicht weit und gingen auch nicht regelmäßig ein. Er mußte nebst seinem Kollegen mehrmals bittweise bei dem Rate einkommen, man möchte ihnen doch ihre Stipendien und Besoldungen so reichen, daß sie mit den Ihrigen ehrlich davon leben könnten. Um so größere Anerkennung verdient sein Bleiben in Fraustadt. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß andere Gemeinden, ja selbst Fürsten ihn für sich zu gewinnen suchten. Ehrenvolle Berufungen nach Freistadt, nach Breslau an die Maria-Magdalenenkirche, nach Troppau in Oberschlesien ergingen an ihn. Auch wurde er angegangen, die Superintendentur zu Liegnitz und damit die Inspektion des ganzen Herzogtums Liegnitz zu übernehmen. Allein er lehnte alle Berufungen standhaft ab, weil er seine Gemeinde nicht verlassen wollte.

Seine Predigten haben ihre gesegnete Wirksamkeit bis in die neueste Zeit hinein geübt. Nicht bloß in Fraustadt und Umgegend, sondern durch ganz Deutschland hin verbreiteten sie sich. Auch bei Reformierten wurden sie hoch geschätzt, und selbst bei Katholiken fanden sie Eingang. Als ein adliger Herr bei einem katholischen Priester Herbergers „Trauerbinden" auf dem Tische liegen fand und zu ihm sagte: „Herr, was macht ihr mit diesem lutherischen Buche?" bekam er zur Antwort: „Es ist gute Eintunke darin." — Viele einzelne Beweise könnten dafür angeführt werden, wieviel Herbergers Schriften allenthalben gegolten und gewirkt haben. Nur zwei aus späterer Zeit seien erwähnt. Es war im Anfange des vorigen Jahrhunderts, als ein Handwerksbursche aus Fraustadt im südlichen Deutschland sich genötigt sah, an die Thür mitleidiger Menschen zu klopfen und um eine Unterstützung zu bitten. In Würzburg fragte ihn freundlich ein Mann, woher er denn stamme, und als der Handwerksbursche schüchtern antwortete: „aus Fraustadt in Polen," wurde das Gesicht

des Mannes noch freundlicher. „Aus dem Fraustadt, wo Valerius Herberger gelebt hat?" — „Ja, aus diesem Fraustadt." — Da gab er dem Burschen ein reichliches Geschenk und sprach: „Du kannst dich freuen, mein Sohn, aus einer Stadt zu stammen, die solchen Mann den ihrigen nennen darf. Soeben habe ich wieder in seiner Herzpostille gelesen. Wieviel Trost gewährt sie dem zagenden Herzen und wie kräftigt sie das Streben nach einem heiligen Wandel!" — Und über hundert Jahre später, im Jahre 1849, als preußische Truppen nach Baden einrückten, um die dortige Revolution zu dämpfen, kam zu dem bekannten D. Friedrich Ahlfeld, der damals Pastor an der Neumarktkirche in Halle war, eines Tages ein Soldat mit einem großen Folianten. Es war Herbergers epistolische und evangelische Herzpostille. Er hatte sie aus seiner Heimat mitgenommen, um sich tagtäglich daraus zu erbauen, wie er es aus seinem Elternhause gewohnt war. Leider mußte er nur zu bald einsehen, daß er das teure Buch auf seinem Marsche nicht weiter mitnehmen könne. Das schmerzte ihn tief, denn er wußte im voraus, wie sehr ihm der kostbare Schatz fehlen werde. Zum wenigsten wollte er das Buch in gute Hände bringen und so ging er zu Ahlfeld. Nur ungern erfüllte dieser des braven Kriegers Wunsch und kaufte ihm das Buch ab. Dieser nahm unter vielen Thränen Abschied und kehrte nicht wieder.

Als ein treuer Diener seines Heilandes war Herberger auch eifrig in der Seelsorge. Er ließ sich's nicht verdrießen, die verstockten Sünder aufzusuchen, und allezeit ließ er sich willig finden, auch den zum Tode Verurteilten den Trost des Evangeliums zu bringen, auch den so verabscheuten Hexen. Diese haben ihm überhaupt viel zu schaffen gemacht. Er hat sich eifrig bemüht, zur Klarheit über diese Erscheinungen zu kommen, gesteht aber selbst ein, daß es ihm nicht habe gelingen wollen. Es erwuchsen ihm aus den damals noch häufig vorkommenden Hexenprozessen, zu denen er als geistlicher Richter hinzugezogen wurde, nicht geringe Sorgen und Kümmernisse. Am liebsten nahm er sich der Kranken und Sterbenden an. Wie er

seine Seelsorge trieb, möge uns ein Beispiel lehren, das er selbst erzählt. Herr Kaspar von Tschammer auf Krolkwitz hatte sich seiner Krankheit wegen nach Fraustadt begeben. Herberger besuchte ihn und schildert seinen Todestag folgendermaßen: „Des Morgens sprach ich ihm also zu: Lieber Herr Kaspar, ihr seid vor unsern Augen geworden wie ein Kind, das nicht sagen kann, was oder wo es ihm mangelt. Denket an eures Herrn Jesu Wort: So ihr euch nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Bleibt Gottes liebes Kind. Tröstet euch seiner väterlichen Gnaden. Jetzund habt ihr euren Oelgarten und Angststand, jetzund habt ihr euer Berglein Golgatha und Kreuz; seid getrost, es wird besser werden, der fröhliche Ostertag wird auch folgen. Wer mit Christo will den Himmel erben, der muß zuvor sterben. Das Leiden dieser Zeit ist nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden. Darauf seufzete er herzlich, daß sich der ganze Leib aufhob, und da vernahmen wir die Worte: Ach Herr Jesu, hilf. Dies ist sein letztes Wort gewesen. Um Mittag fing er an zu gähnen, als ein Mensch, dem der Schlaf mit Gewalt zuhängt. Als ich diesen neuen Vorreiter des Todes merkte, sprach ich ihm also zu: Lieber Herr Kaspar, thut wie der alte Simeon. Als derselbe sein letztes Stündlein merkte, faßte er sich mit dem Kindlein Jesu. Dasselbe ergreift auch mit den beiden Armen eures Glaubens. Haltet ihn feste, wie der Baum seine Aeste, und sagt in eurem Herzen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. Laßt euer Herz auch ein Grüblein sein, darin das Kreuz Jesu Christi gepflöcket sei durch wahren Glauben. Schaut ihn mit Gedanken an, wie er am Kreuz für eure Sünde hat gebüßet. Saget: Allein dein Kreuz, Herr Jesu Christ, mein höchster Schatz auf Erden ist, so wird euch nötiger Trost nicht mangeln. Thut wie Jeremiä Täublein Kap. 48, V. 28, die sich im Wetter in Steinritzen der zerrissenen Felsen verkriechen. Verberget euch in die aufgespaltene Seite des Grundfelsens eurer Seligkeit Jesu Christi, bis alles Unglück vorüberrausche. Darauf legte ich meine rechte Hand auf sein Haupt und sprach: Gott der Vater

wohn' euch bei, Jesus Christus wohn' euch bei, der heilige Geist wohn' euch bei. Der Herr segne euch und behüte euch; der Herr erleuchte sein Angesicht über euch und sei euch gnädig; der Herr erhebe sein Angesicht auf euch und gebe euch Frieden. Amen. Da hätte man sollen Wunder sehen, wie sich durch einen starken Herzseufzer alles, was an ihm und um ihn war, regte. Nach der Vesper verlor er sein Hören, Sehen und Fühlen, und das währte bis gegen fünfe. Da stutzete der Atem. Da fing ich also an zu beten: Herr Jesu, mache den Himmel auf und laß hinein deinen treuen Diener, welcher schon bei der heiligen Taufe zu deinem Blutfähnlein hat geschworen. Herr Jesu, nimm dieses deines Dieners Seele auf zu treuen Händen. Ehe ich die Worte ausgeredet, blieb der Atem ganz zurück. Ich habe ihm mit diesen meinen Fingern die Augen zugedrückt."

Auch nachfolgendes Beispiel giebt uns von der heilsamen Wirkung seines Verkehrs mit den Gemeindegliedern reichlichen Aufschluß. Im Jahre 1601 starb Petrus Deutschländer, langjähriger Ratsherr und Bürgermeister, der einen sehr ausgedehnten Handel getrieben hatte. Auf seinem letzten Krankenlager kamen ihm wider seinen Willen fortwährend seine Reisen in den Sinn. Als Herberger ihn einmal besuchte, sprach er: „Lieber Herr, ich weiß nicht, was ich immer für Gedanken habe, ich habe immer mit Fuhrleuten zu thun im Lande Preußen und habe immer mit Wagen zu schaffen." Darauf antwortete Herberger: „Lieber alter Herr Vater und Gevatter, das Preußenland pflegt man zu nennen das gelobte Land, denn es ist eine rechte Schmalzgrube. Die Zeit ist vorhanden, ihr sollt nicht mehr ins gelobte Preußenland, sondern ins gelobte Himmelsland ziehen. Gleich wie ihr in eurer Jugend im Preußenlande habt Geld und Gut erlangt, also sollt ihr nun im Himmelslande die Seligkeit erlangen. Hier müßt ihr fahren, da gehört Roß und Wagen dazu, da gehören Fuhrleute dazu; die Stadtfuhrleute, ihre Rosse und Wagen sind viel zu schwach. Der Weg ist bergan, Christus mit seinem Eliaswagen muß das beste thun. Darum seid getrost, Herr Petre, die himm-

lischen Fuhrleute, die heiligen Engel werden nicht lange außen sein, macht euch fertig zu einer seligen Himmelfahrt." Nach diesen Worten fing der alte 73 jährige Mann an bitterlich zu weinen, wandie die Augen gen Himmel und sagte: „Das helfe mir Gott." Herberger sagte in der Leichenpredigt von ihm: „Unser alter Herr Petrus, wie wir hoffen, ist nicht zur Linken, sondern zur Rechten gefallen; wir wollen ihn am jüngsten Tage zur Rechten des Herrn Jesu finden."

Und noch ein Beispiel seiner seelsorgerlichen Thätigkeit sei erwähnt: In Fraustadt lebte ein angesehener Mann, welcher in dem Rufe stand, Zaubereisünden getrieben zu haben. Derselbe war zum Tode verurteilt worden, und nur der Gnade des Königs hatte er das Leben und die wiedererlangte Freiheit zu verdanken. Herberger ging zu ihm, begehrte mit ihm allein zu sprechen und sagte ihm frei heraus, was ihm seinetwegen das Herz bedrücke. Der Mann ließ es sich still gefallen, und Herberger gewann die Ueberzeugung, daß es mit seiner Buße rechter Ernst sei, und ließ ihn darum auch zum heiligen Abendmahle zu, obgleich dies von seiner Gemeinde sehr getadelt wurde. Später erfuhr er, daß dieser Mann von jener Zeit an täglich auf den obersten Boden gestiegen sei und dort längere Zeit auf seinen Knieen liegend bitterlich geweint und gebetet habe. An seinem Lebensende entschlief er mit dem fröhlichen Bekenntnisse: „Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin."

Zeit, allen seinen vielfältigen Amtsverrichtungen zu genügen, fand er dadurch, daß er ein eingezogenes, häusliches Leben führte. So gern er auch mit anderen sich unterredete, so vermied er doch alle Gastereien, so weit es ihm möglich war. Er sagt: „Ich kenne einen Mann (und es ist nicht zweifelhaft, daß er sich selbst damit meint), dessen Wahlspruch ist: Urget Honesta Fides (rechtschaffener Glaube treibet an), der macht sich los, wo er kann. Es muß ihm ein lieber Freund, es muß gar vornehme, ehrliche Gesellschaft, es muß zu was Großem nützlich sein,

daß er sich lässet aufreden." Gern erquickte er sich in seinem Garten, den er während seiner Verlobungszeit selber angelegt hatte; aber am liebsten suchte er doch seine Erholung in dem Lesen und Forschen in der heiligen Schrift. Er sagt: „Mein schönster, lieber Garten ist die heilige Bibel. Darin spaziere ich mit Andacht die vornehmsten Stunden des Tages; die andere Lust im Baumgarten suche ich mir zu müßiger Zeit, wie Joseph von Arimathia, der seiner schweren Amtssorgen ein wenig aus seinem Gehirn wollte los werden. Denn ein Wasser, das stets stille steht, wird stinkend. Ein Mensch, der keine Uebung hat, versauert."

Etwa zwei Jahre lang (1602 bis 1603) lebte in Herbergers Hause der später als Liederdichter berühmt gewordene Johann Heermann. Er leitete als 20jähriger Jüngling die Erziehung des einzigen Sohnes Herbergers, Zacharias. Herberger bediente sich seiner bei seinen Arbeiten, namentlich bei seinem Bücherschreiben, und förderte ihn in seinen Studien. Heermann empfing in dieser Zeit die tiefsten Eindrücke, welche für sein ganzes späteres Leben von der größten Bedeutung wurden. Allen seinen Liedern, deren er so viele und köstliche gedichtet hat, und allen seinen Predigten ist Herbergers Herzlichkeit und Innigkeit in unverkennbarer Weise aufgeprägt. Dessen ist Heermann auch stets eingedenk geblieben. Mit der größten Hochachtung und innigsten Dankbarkeit redet er von seinem liebevollen Wohlthäter, dem ganz nachzuarten sein eifrigstes Bestreben war.

Nächst dem fleißigen Forschen in der Schrift vergaß Herberger aber auch des Betens nicht: er war ein eifriger Beter. Alles, was er unternahm, fing er mit Gebet an. Man fühlt es ihm ab, daß er sich nicht erst zum Gebet besonders zurüsten mußte, sondern daß er allezeit ein Gebetsleben führte. Er verstand die Gebetskunst aus dem Grunde. Ein Stipendium, das er genossen hatte, verpflichtete ihn, alle Sonntage die sieben Bußpsalmen zu beten. Er fügte aus freiem Antriebe das Gelübde hinzu, daß er alle Tage wollte früh und spät einen Psalm beten. Deshalb führte er auch stets einen Psalter bei sich, er

mochte zu Hause oder auf Reisen sein. „Der Psalter," spricht er, „ist mir das liebste Buch in meiner Liberei (Büchersammlung), mein erkorener Kumpan, mein Vademecum (Gefährte) und stetes Handbuch zu Hause und auf der Straße. Kein Tag geht weg, ein Psalm des Morgens, der andere des Abends aufs wenigste wird nun in den 25 Jahren nach einander von mir gelesen. Es gehet kein Tag hin, da ich nicht etwas darinnen lese, sonst würde ich sagen: Ihr, meine Freunde, diesen Tag habe ich verloren." Wenige mögen das apostolische: „Betet ohne Unterlaß" so durchhaltend und treu geübt haben, wie er, der z. B. in sein Tagebuch nichts, auch nicht das Unbedeutendste, verzeichnete, ohne irgend einen Seufzer zu seinem Herrn hinzuzufügen: „Jesu, wende ab die Gefahr", oder „Jesu, sei gnädig," oder „Ehre sei Gott in der Höhe." Als neues Gesinde für das Haus gemietet wurde, schrieb er: „Herr Jesu, der du in aller Herzen herrschest, regiere uns mit deinem heiligen Geiste, daß dieser Wechsel unserem Hause zum Segen gereiche." — Seine kirchlichen Gebete waren das Rührendste, Ergreifendste und Herzerhebendste, was man hören konnte, und oft hat die Gemeinde dieselben mit der wunderbarsten, unzweideutigsten Erhörung gekrönt gesehen. Im Jahre 1621 schrieb man allgemein den bei Choczin wider alles Erwarten von den Polen über die Türken und Tartaren erfochtenen glänzenden Sieg dem inbrunstvollen und zuversichtlichen Gebete zu, mit welchem Valerius kurz vorher vor versammelter Gemeinde den Himmel bestürmt hatte. Kein Wunder, daß Valerius infolge solcher Erfahrungen allmählich ein fast prophetisches Ansehen gewann. So geschah es einmal, daß er, als er in einer erschütternden Predigt über die letzten Dinge der am Fraustädter Rathausturme hangenden Sturm- und Feuerglocke als eines Bildes sich bediente, urplötzlich und, wie er später selbst bekannte, ganz unwillkürlich in den dreimaligen Ruf: „Feuer, Feuer, Feuer!" ausbrach und darauf die Worte folgen ließ: „Ihr Fraustädter, wo ist's Feuer? Wann wird es kommen? — Um Mitternacht! — Wer hat's gesagt? — Der Herr Jesus sagt's Matth. 25, 6: Zu Mitternacht kommt der Bräutigam." — Die

Gemeinde geriet über diesen wunderbaren Worten in eine nicht geringe Bestürzung. Wie sollte sie sich diese auffallende Rede ihres Pastors deuten? Die Deutung fand sich binnen kurzem. Schon in der nächstfolgenden Nacht, und zwar gerade um die Mitternachtsstunde, schlug plötzlich jene Glocke am Rathausturme an. Ein furchtbares Feuer war ausgebrochen, das in kurzer Zeit drei Viertel der Stadt in Asche legte. Als während des Brandes Valerius selbst betend und helfend unter den Löschenden erschien, wurde er von vielen mit der Frage bestürmt, wer ihm doch dieses Unglück zuvor geoffenbart habe, worauf er antwortete: „Kinder, es hat Gott der Herr meinen Mund gezwungen, so seltsam zu reden, wie ich in der Kirche geredet habe. Nimmer, nimmermehr lasse er mich einen Propheten sein, der euch Unglück verkünde. Nur Gottes Gnade und seinen Segen wünsche ich euch von ganzem Herzen. Aber ihr, o thut Buße, daß euch nicht einst das ewige, höllische Feuer ergreife!"

Noch nicht gar lange hatte sich die Stadt aus ihren Trümmern wieder erhoben, als sie von einer neuen Heimsuchung, und zwar von einer noch empfindlicheren und schwereren, betroffen wurde, nämlich von der Pest. Schon in seiner Jugend im Jahre 1576 hat Valerius eine Pestzeit mit durchlebt, in welcher 1100 Menschen starben. In seiner Erinnerung hatte er behalten, daß seine Mutter die Ritze der Thür gegen den Nachbar mit Papier zuklebte, „daß der Tod nicht durchkriechen sollte." Während seiner Amtsführung trat die Pest dreimal auf. Zuerst erschien sie 1599. Es blieb aber diesmal bei vereinzelten Fällen. Heftiger brach sie 1601 herein. Der Rat ordnete an, daß die Leichen nur zur Nachtzeit begraben werden sollten. Weil sich darüber viele beschwerten, manche bekümmerten, so erklärte Herberger in einer Predigt, daß die Anordnung weislich getroffen wäre, und daß den Toten nichts abginge, wenn auch um der Not willen ihr Begräbnis in aller Stille geschehen müsse. Am verheerendsten trat aber die Pest 1613 auf. In der Zeit vom 7. Juli bis 10. Septbr. wurden 750 Personen begraben. Ganze Familien starben aus; Ehegatten, Eltern und Kinder wurden miteinander

in die Grube gelegt. Erst im Winter verlor sich die Seuche, nachdem sie im ganzen 2135 Personen hinweggerafft hatte. Herberger schickte die Seinen nach dem benachbarten Weigmannsdorf, er selbst aber blieb bei seiner Gemeinde. Da es jedoch seiner Frau allein zu bange war, so kehrte auch sie bald nach Fraustadt zurück und wohnte dann meistens in ihrem Garten. In den ersten drei Wochen wurde täglich im Kripplein Christi Kommunion gehalten. Zu Anfang wurden die Leichen, wie in der früheren Pestzeit, ganz still begraben. Später aber verfuhr man so, daß die Leichen an jedem Morgen und Abend auf den Kirchhof hinausgetragen wurden. Die Leidtragenden versammelten sich bei der Kirche und zogen von hier aus in gewöhnlicher Prozession mit der Schule nach dem Kirchhofe. Herberger setzte sich mit großer Aufopferung der Gefahr aus und war mit der treuesten Hingebung stets bereit, Trost in der Not zu bringen. Seine Hirtentreue feierte, kann man sagen, jetzt die Tage ihrer höchsten und schönsten Verklärung. Während alle, denen irgend Mittel dazu zu Gebote standen, eilends entflohen, hielt er nicht allein fest und unerschütterlich seiner Herde stand, sondern war auch Tag und Nacht in Bewegung, um den Kranken und Sterbenden in ihren verpesteten Räumen den Trost des Evangeliums und das Labsal des Sakramentes zuzutragen. Furcht kannte er nicht. Sein Glaube war der Sieg, der wie den Tod, so alles, was Ekel und natürliches Grauen heißt, weit überwunden hatte. Zu einem Freunde, der ihn dringend ermahnte, nicht so viel zu den Kranken zu gehen, damit er nicht auch hinsterbe, sagte er: „Wer Gott im Herzen, ein gut Gebet stets im Vorrat, einen ordentlichen Beruf im Gewissen hat und nicht fürwitzig ausgeht, dahin ihn weder Amt noch des Nächsten Wohlfahrt ruft, der hat ein starkes Geleite, daß ihm keine Pest beikommen mag.“ Auch als seine geliebte Schwiegermutter und seine leibliche Schwester schnell hintereinander von der Pest weggerafft wurden, verzagte er nicht. Was er seiner Gemeinde in jenen Schreckenstagen so oft predigte: „Es darf kein frommes Herz in den allergefährlichsten Sterbensläufen kleinmütig werden,

viel weniger verzagen, obschon sein Leben alle Augenblicke an einem seidenen Faden hange," das verwirklichte sich bei ihm in herrlichster Weise. — Bei der großen Aufregung und Verwirrung, die in der Stadt herrschten, kam es leider auch zweimal vor, daß noch Lebende beinahe begraben worden wären. — Da nicht alle Begräbnisse in feierlicher Weise abgehalten werden konnten (denn an manchen Tagen waren zwanzig Leichen zu beerdigen), so sah man ihn oft auf den menschenleeren Straßen der Stadt ganz allein, ein Sterbelied singend, vor dem Karren hergehen, auf welchem der Totengräber wieder eine oder mehrere Leichen zum Friedhof führte. Wer dann ihm etwa begegnete, wich erschrocken aus, aber nicht, ohne den Mut des Mannes zu bewundern, der „auch sein Leben nicht teuer achtete, auf daß er das Amt vollendete, das er von dem Herrn empfangen hatte." In welchem Maße sein Wirken die Liebe und das Vertrauen seiner Pfarrkinder zu ihm steigern mußte, ist leicht zu ermessen. Sonderlich waren es die Kinder, die dem freundlichen Pastor, wo sie ihn erblickten, wie einem Vater fröhlich entgegensprangen und ihm traulich ihre Händchen reichten. Unermüdlich war er darauf gerichtet, „Pestilenz-Pillen auszuarbeiten und geistliches, bewährtes Giftpulver aus der Bibel zu suchen." Die schreckliche Krankheit hatte bei den ärmeren Leuten natürlich noch viele andere Not im Gefolge. Auch hier nahm er, der selbst stets gern zum Geben und zu allen Arten von Werken der Barmherzigkeit bereit war, sich aller Bedürftigen kräftig an, indem er nah und fern die Mildthätigkeit anzuregen wußte. Sehr reichliche Gaben sandte die edle fromme Gemahlin des Freiherrn Georg von Schönaich auf Karolath, Elisabeth von Landskron, ferner die Städte Guhrau, Lissa und Glogau und viele Herren vom Adel aus der Umgegend. Auch die Prinzessin Anna von Schweden ließ es nicht an reichen Unterstützungen fehlen. Neben großen Geldmitteln, die Herberger in ihrem Namen verteilen mußte, sandte sie ihm heilsame Arzneimittel, ließ sich sehr oft erkundigen, wie es ihm gehe, und war hoch erfreut, wenn sie erfuhr, daß er gesund und frisch und von der Pest ganz unberührt geblieben sei.

Herberger war für alle diese Beweise der Liebe, doch auch für den sichtbaren Schutz seines Gottes von ganzem Herzen dankbar und stündlich der nahen Todesgefahr eingedenk. Seine lange Verschonung hatte ihn durchaus nicht sicher gemacht, sondern ihn im Gegenteil mächtig angetrieben, sich auf seine Scheidestunde ernstlich zu rüsten. In einer gesegneten Stunde dichtete er, der Ewigkeit so nahe gerückt, das köstliche Lied: „Valet will ich dir geben" und verwebte in die Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen seinen Namen „Valerius". Noch im Jahre 1613 erschien das Lied mit der Aufschrift im Druck: „Valet des Valerius Herberger, der Welt gegeben im Jahre 1613 im Herbste, da er alle Stunden den Tod vor Augen gesehen, aber dennoch gnädiglich, ja wunderlich, als die drei Männer im babylonischen Feuerofen, erhalten worden." Die Melodie zu diesem Liede machte der damalige Kantor beim Kripplein Christi, Melchior Teschner, der sehr viel in Herbergers Hause verkehrte und bald nachher Pfarrer in dem an Fraustadt anstoßenden Dorfe Oberpritschen wurde. Wir geben den herrlichen Gesang, der vielen tausenden gläubiger Christen Trost im Leben und Sterben gebracht hat und der bald mit Recht ein Lieblingsgesang aller evangelischen Gemeinden, zu denen er kam, geworden ist, am Schluß in der Urschrift, auch mit der von dem Dichter verfaßten Ueber- und Unterschrift.

Schon einige Male wurde der Name „Kripplein Christi" erwähnt. Dies bedarf einer Erklärung.

Während eine Zeitlang von den polnischen Königen der Begründung und Ausbreitung der Reformation kein Hindernis in den Weg gestellt war, wurde es gegen Ende des 16. Jahrhunderts anders. Die Jesuiten gewannen zunehmenden Einfluß, und auch die Fraustädter Gemeinde mußte bald die üblen Folgen dieser Veränderung erfahren. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts, bald nachdem Herberger ins Pastorat gelangt war, kam vom Polenkönige Sigismund III. ein Befehl, die Bürgerschaft solle die schöne, geräumige Marienkirche, die Pfarrkirche der Stadt, an das winzige Häuflein teils übrig gebliebener, teils erst seit kurzem neu angesiedelter Katholiken wieder abtreten. Diese

bot jedoch alles auf, den Befehl rückgängig zu machen. Herberger ermahnte die Gemeinde, sie sollte sich diese Not in ihrem Gebet mit lassen befohlen sein, und hielt eine besondere Predigt über Psalm 83: „Gott, schweige doch nicht also und sei doch nicht so stille.“ Er schloß dieselbe mit den Worten: „Kommt, ihr lieben Kinder, wir wollen eine Mauer um die Kirche bauen, helft mir beten.“ Und nun betete er aus der Tiefe seines Herzens: „Gott, du bist unsres Herzens einiger Trost und höchstes Gut. Beweise, daß du seist unser Gott, denn dich setzen wir oben an in unserem Kummer. Sei du eine stählerne Mauer, eine gute Festung um unsre Stadt und Kirche. Gott, schweige doch nicht ewiglich. Sei doch nicht so stille, lieber Gott. Halte doch nicht so inne. Denn siehe, deines Namens und unsrer Kirche Feinde toben, und die dein Wort hassen, richten den Kopf auf. Mache ihr Angesicht voll Schande, daß sie nach deinem Namen fragen müssen. Schämen müssen sie sich und erschrecken, immer mehr und mehr zu Schanden werden. Herr, du Herzenskündiger, du weißt, daß wir ihnen ihren Untergang nicht gönnen. Drum bitten wir dich, ist es dein Wille, so ändere ihre grimmigen Herzen, wie Pauli auf dem Wege nach Damaskus. Oeffne ihre Augen, so werden sie erkennen, daß du mit deinem Namen heißest Herr alleine und der Höchste in aller Welt. Beweis' deine Macht, Herr Jesu Christ, der du ein Herr aller Herren bist! Beschirm' dein' arme Christenheit, daß sie dich lob' in Ewigkeit. Amen.“

Eine Zeitlang wurde in der That das Unheil noch abgewandt. Allein die Feinde ruhten nicht. Durch Aufbietung aller nur erdenklichen Mittel wußten sie sich die Richter am königlichen Hofe günstig zu stimmen. Die betrübten Fraustädter Bürger aber verhöhnten sie, ihres endlichen Sieges gewiß, wo sie nur wußten und konnten, und riefen auf diese Weise heftige Streitigkeiten, ja sogar blutige Händel hervor. So ermahnte ein katholischer Mann, namens Woschnik, an einem Sonnabende seine Kinder, sie sollten in's Bad gehen und sich säubern, damit sie am Montag, da den Lutheranern die Kirche würde abgenommen werden, desto reiner wären. Dies hörte der Bürger Georg

Brettschneider, ließ sich mit dem Woschnik in einen harten Streit ein und erstach ihn schließlich im blinden Eifer. Das war natürlich erwünschtes Wasser auf die Mühle der Jesuiten. Sie wußten im Herbst des Jahres 1604 vom Könige den unwiderruflichen Befehl zur unverzüglichen Auslieferung der Pfarrkirche zu Fraustadt „mit allem Zugehör und Einkommen" an die Katholiken zu erwirken. Mit Mühe wurde noch ein Aufschub bis Weihnachten erlangt, um in dieser Zeit einen andern Ort zur Abhaltung des Gottesdienstes herzurichten. Man kaufte eilends zwei nebeneinander stehende Giebelhäuser am polnischen Thor. Um die Kaufsumme herbeizuschaffen, wurde eine Sammlung in der Gemeinde veranstaltet, und auch der benachbarte Adel unterstützte die Bürgerschaft nicht unerheblich. Notdürftig wurden die beiden Häuser bis zum Weihnachtsfeste zum gottesdienstlichen Gebrauche hergestellt, indem man die Zwischenwand entfernte. In der Christnacht 1604 hielt dann Herberger die erste Predigt in dem neuen Gotteshause. Das Gedränge war unbeschreiblich groß; aber es entstand dadurch auch solche Gefahr, daß noch eilends zwischen der Mittags- und Vesperpredigt Rispen und Säulen eingefügt werden mußten. Viele Thränen wurden in dem neuen Gotteshause vergossen, und Herberger hatte viel zu trösten, obgleich ihm selbst sehr wehmütig um's Herz war. Seine Aufgabe war es auch, dem neuen Gotteshause einen Namen zu geben. Das Christfest legte ihm den Gedanken nahe, es „des Herrn Christi Herberge" zu nennen. Aber zwei Gründe hielten ihn ab: erstlich, weil in der Herberge selbst kein Raum für Christum war, und zweitens, weil er nicht wollte, daß jemand hätte meinen sollen, er wolle seinem eigenen Namen damit ein Andenken setzen. Darum gab er dem neuen Gotteshause den lieblichen und sinnigen Namen des „Kripplein Christi". Nachdem er am Schlusse seiner ersten Predigt diesen Namen verkündigt hatte, fiel er mit der ganzen Gemeinde auf die Kniee und sprach das Weihgebet. Dem rastlosen Eifer Herbergers gelang es, durch Anfeuerung der Gemeinde zu fröhlicher Opferwilligkeit und durch veranstaltete Kollekten in der Nähe und Ferne den dürftigen Raum allmählich zu einer recht freundlichen Kirche umzugestalten.

Bald darauf traten an die Gemeinde Herbergers neue große Forderungen heran. Zunächst mußte sie ein neues Schulhaus bauen. Allerdings sollten die Katholischen an das Schulhaus bei der Pfarrkirche, welches die Evangelischen aus ihren Mitteln gebaut hatten, kein Anrecht haben; aber weil bei der Uebergabe der Stadtkirche die Bedingung ausgesprochen worden war, daß den Katholiken ein neues Schulhaus aufgebaut werden müsse, und weil man fortwährend Streitigkeiten wegen der Schule befürchtete, beschloß der Rat der Stadt, sich des Rechts auf das alte Schulhaus zu begeben und neben dem Kripplein Christi ein neues zu bauen. Im Jahre 1607 wurde dasselbe vollendet und erhielt die schöne Inschrift: „Fundamentum Rei publicae recta adolescentum educatio“, d. h. die Grundlage eines Staates ist die richtige Erziehung der Jugend.

Ebenso mußte die Gemeinde einen neuen Kirchhof anlegen, weil die Katholiken nicht länger gestatteten, daß die Leichen der Evangelischen auf dem alten Kirchhof beerdigt wurden. 1609 wurde derselbe eingeweiht, nachdem er teilweise mit einer hohen Steinmauer umgeben worden war.

Doch damit war die Zahl der Opfer noch nicht erfüllt. Immer neue und unverschämtere Forderungen wußte der Pleban (katholische Geistliche) zu stellen. 1607 forderte er von der Stadt, daß sie ihm für die Zeit, innerhalb welcher kein katholischer Priester thätig gewesen war, also für 50 Jahre, jährlich 600 Floren als Entschädigung für die verlorenen Pfarreinkünfte zahlen sollte. Die Stadt machte alle nur erdenklichen Anstrengungen, diese unbillige Forderung abzuweisen. Aber nirgends wurde ihr Hülfe zu teil, so daß sie sich schließlich genötigt sah, mit dem Pleban einen Vergleich einzugehen, nach welchem sie für die Benutzung der Aecker nachträglich eine Entschädigung von jährlich 500 Floren und für die Stolgebühren jener Zeit eine Pauschsumme von 9000 Floren zahlen mußte. Dies waren große Opfer, welche die Evangelischen um ihres Glaubens willen bringen mußten, aber sie blieben ihrem Heilande trotzdem unverbrüchlich treu.

Herberger war den Katholiken auch persönlich verhaßt, weil er, wenn es die Gelegenheit mit sich führte, ihre Irrtümer scharf und bestimmt aufdeckte und widerlegte. Er war zwar kein Freund des Streitens, aber die Gegner nötigten ihn dazu durch ihre immer ernster werdenden Angriffe. Im Jahre 1604 schickte ihm der katholische Pfarrer in Fraustadt, Michael Horna, etliche lateinische Thesen zu, welche er am Johannisfeste in Gegenwart einer königlichen Kommission und des Fraustädtischen Magistrats gegen ihn öffentlich verteidigen sollte. Es waren diese vier: 1. Es wäre nirgends von dem Herrn Jesus befohlen, daß das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt von allem Volk sollte genossen werden. 2. Es begingen die Katholiken keine Abgötterei, wenn sie schon die Heiligen, die mit Christo im Himmel herrschen, anriefen, daß sie für die Lebendigen auf Erden bitten sollten. 3. Der Glaube allein, wie Luther lehre, mache einen Christenmenschen, der selbst gesunde Vernunft hat, nicht selig, sondern verdamme ihn. 4. Martin Luther sei mit nichten der christlichen Kirche Apostel, Prophet und Lehrer, sondern ein kirchenräuberischer Abtrünniger und wollüstiger Erzketzer. Herberger wußte zu gut, daß eine Disputation zu nichts weiter hätte führen können als zu einem ärgerlichen Auftritt. Er fertigte ihn kurz ab, indem er ihm schriftlich vier Gegenthesen übermachen ließ: 1. Es ist nirgends von dem Herrn Jesu befohlen, daß man das heilige Abendmahl nur unter einer Gestalt empfangen sollte, auch nicht, daß man's einschließen, herumtragen und in die Höhe heben solle. 2. Die wahren Katholiken, die nicht dem Namen nach, sondern in der That katholisch sind, wie die Exempel des Alten und Neuen Testaments bezeugen, beten die Heiligen nicht an, sondern ehren sie, damit sie die Laster und die Strafe der Abgötterei verhüten mögen. 3. Luther hat gelehrt, daß der wahre Glaube niemals allein sei, ja den Glauben, der allein und bloß, verdammt. Denn der wahre Glaube läßt allezeit die Reue vorhergehen und den neuen Gehorsam nachfolgen, doch also, daß weder die vorhergehende Reue noch der nachfolgende neue Gehorsam den Menschen gerecht mache, sondern allein der Glaube,

weil dieser allein, nicht die Reue, nicht der neue Gehorsam, Christum ergreifet, der unsere Gerechtigkeit ist, auf daß, wer sich rühmen wolle, sich des Herrn rühmen und jedermann sagen müsse: nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb die Ehre. 4. Martin Luther ist ein Mann gewesen, der das Verdienst Jesu Christi hoch gerühmt, weil er dessen Gnade, wie alle Menschen, von nöten gehabt. Für einen Apostel und Propheten hat er sich nirgends ausgegeben, wiewohl er zum Doktor und Lehrer der heiligen Schrift ordentlich erklärt worden Keine Kirche hat er nicht verlassen, sondern nur die Abgötterei. In den Ehestand ist er getreten, damit sein Weib und Kinder der Legitimation und ehrlichen Zeugnisses nicht erst bedurften, wie sonst einem andern Pleban geschehen. Er hat keiner ketzerischen, sondern der apostolischen und prophetischen Lehre als einer Richtschnur nachgefolgt.

Bei diesem Privatangriffe blieb es aber nicht. Herberger wurde auch wiederholt vor den höchsten polnischen Gerichtshof zu Petrikau, der zur Hälfte aus geistlichen und zur Hälfte aus weltlichen Beisitzern bestand, geladen. Der Magistrat aber scheint es stets erreicht zu haben, daß die Vorladungen zurückgenommen wurden, wofür er es sich dann allerdings gefallen lassen mußte, selbst verklagt zu werden. Größer war noch die Gefahr, welche seine katholischen Widersacher ihm 1622 bereiteten. In diesem Jahre waren die Kosaken in Polen eingefallen und auch bis in die Nähe Fraustadts gekommen. Seine Feinde, die Jesuiten, hatten den Plan entworfen, ihn von diesen heimlich wegführen zu lassen. Alleiu der ehrliche Hauptmann hatte Mitleid mit dem ehrwürdigen Greise und warnte ihn, so daß er auch diesem Angriffe entging.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, wie Herberger in der Kosakennot für die Armen seiner Gemeinde sorgte. Im Jahre 1622 richtete er die sogenannten „Kästlein Lazari“ ein, Kästchen, welche zur Einsammlung von Almosen in der Kirche an den Thüren aufgestellt wurden und aus deren Ertrage den alten schwachen Bürgern und Bürgerinnen, den Kranken und Verkrüppelten Unterstützungen dargereicht werden sollten. Er setzte zwanzig

Artikel darüber auf, wie die Verwaltung der Einnahmen durch zwei Kirchenälteste und den jedesmaligen Pastor geführt und die Gemeinde durch letzteren jeden Sonntag zu christlicher Mildthätigkeit ermahnt werden sollte. Durch diese wohlthätige Einrichtung sind seitdem viele Thränen getrocknet und viele Seufzer gestillt worden.

Schon mit dem Jahre 1623 fingen seine Kräfte an merklich abzunehmen. Ein Schlaganfall, welcher ihn in diesem Jahre traf, beraubte ihn zwar nicht der Sprache, allein seiner bis dahin guten Gesundheit war damit ein harter Stoß gegeben. Auch bezeugte er von hier ab namentlich eine recht herzliche Sehnsucht nach der himmlischen Ruhe. In der Widmung des „Psalter-Paradieses", welches er Anfang 1624 herausgab und seiner hohen Gönnerin, der Prinzessin Anna von Schweden, aus Dankbarkeit zueignete, unterschrieb er sich: „Valerius Herberger, welcher sich von Herzen nach dem Worte Jesu sehnt: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Zu nicht geringem Troste gereichte es ihm, seinen geliebten, ihm völlig gleichgesinnten Sohn Zacharias, der ihm schon im Jahre 1614 als Diakonus zugesellt worden war, als einen treuen Gehülfen zu seiner Seite zu erblicken. Uebrigens aber blieb nach wie vor das: „Wirket, so lange es Tag ist!" sein Wahlspruch, den er, so lange ein Odem in ihm war, unausgesetzt mit der That besiegelte. Die Gemeinde, die sich mit ihren geistlichen Bedürfnissen an ihn und seinen beichtväterlichen Rat und Zuspruch gewiesen fühlte, erstreckte sich schon früher nach allen Seiten hin über die Grenzen derjenigen, die seiner Seelsorgerpflege zunächst und amtlich anvertraut war, weit hinaus. Das Verlangen nach erbaulichen Schriften aus seiner Feder steigerte sich von Jahr zu Jahr. Seine „Herzpostille", enthaltend Predigten über sämtliche Perikopen des Kirchenjahres, seine „Magnalia Dei", seine geistlichen „Trauerbinden", eine Sammlung von Grabreden und Leichenpredigten, seine 95 Predigten über den Jesus Sirach, sowie sein „Passionsanzeiger" und eine große Menge anderer Traktate geringeren Umfanges, wie der „vom himmlischen Jerusalem", boten, immer wieder neu aufgelegt, tausenden eine reiche Herzensweide. Wurden

mehrere dieser Schriften in neuester Zeit aus der Vergessenheit wieder ans Licht gezogen, so waren sie dessen vollkommen würdig. Sie werden auch heute noch allen denen zur wahren Erbauung gereichen, welche sich an manchen Bildern und Gleichnissen, die Herberger nach der damaligen Gewohnheit gerne seinen Predigten einfügte, nicht stoßen, sondern auch aus ihnen die kindliche Glaubenseinfalt und die innige Liebe zu Jesu herauszuschmecken vermögen, wovon sie beseelt und durchdrungen sind.

Am Sonntag Invocavit 1627 wiederholte sich der Schlaganfall, und Herberger mußte sich legen. Sein Sohn Zacharias verwaltete fortan für ihn das ganze Amt. Als sich aber sein Krankenlager in die Länge zog, bat er selbst noch den Rat um einen Gehülfen, da seinem Sohne allein die Arbeit zu schwer würde. Der Rat willfahrte der Bitte sofort und berief den von Herberger gewünschten Kandidaten Johannes Bechner, aus Fraustadt stammend, zu seinem Gehülfen, der ganz in Herbergers Sinne mit großem Fleiße arbeitete. Das erheiterte des greisen Seelenhirten letzte Tage nicht wenig.

Als er spürte, daß seine Lebenskräfte auf die Neige gingen, bat er die Ratsherrn an sein Krankenbett, überreichte ihnen seinen letzten Willen und nahm dann einen rührenden Abschied von ihnen. Er erinnerte sie mit bebender Stimme an all' die trüben Zeiten, die sie mit einander durchgemacht, an die Opfer, die sie gebracht, an den Segen, den sie aus Gottes Wort fort und fort erhalten hätten. „Bleibet bei dem treuen Hirten Jesu und lasset euch nicht verführen durch den Irrtum ruchloser Leute. Pfleget treu, was ich gepflanzt habe. Glaubet es einem Sterbenden: Es ist in keinem andern Heil außer in Jesu! Ihm müssen wir leben und ihm sterben. So will ich es gern. O hilf, Herr Jesu, Amen" — mit diesen Worten entließ er den Rat. Noch sechs Tage währte die Drangsalszeit, in welcher der Name Jesu ohne Unterlaß in seinem Munde war. Am 18. Mai, Dienstag nach Exaudi, gleich nach Mitternacht wurde er endlich ganz still und sanft, mit dem Namen „Jesus" auf der erblassenden Lippe, aus dieser Zeit abgefordert. Erst

Mittwoch nach dem Pfingstfeste, den 26. Mai, fand sein Begräbnis statt, damit alle Trauernden ihn während des Pfingstfestes noch einmal sehen könnten. Es war eine so zahlreiche Grabebegleitung, wie sie in Fraustadt wohl nie wieder stattgefunden hat. Von nah und fern waren tausende herbeigeeilt, dem geliebten Vater die letzte Ehre zu erweisen. Das Kripplein Christi konnte nicht die Hälfte der Leidtragenden fassen. Die Leichenpredigt hielt ihm sein Freund Valentin Preibisius, Pastor in Glogau, welchen er selbst schon zuvor darum gebeten hatte. Herberger hatte sich Lucas 10, V. 20: „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind“ zum Texte erwählt.

Aus Furcht, die Feinde könnten vielleicht auch noch gegen seine sterblichen Ueberreste wüten, und auf den ausdrücklichen letzten Willen Herbergers, „man solle ihn auf dem allgemeinen Kirchhofe mitten unter seinen Schäflein begraben, damit er am Tage der Auferstehung vor ihnen her und mit ihnen seinem Heiland entgegengehen könne,“ begrub man den geliebten Seelenhirten an einem durch nichts kenntlichen Ort, während sein Grabstein, der ihn mit Recht sat orbi notus (zur Genüge der Welt bekannt) bezeichnet, der Mauer zunächst am Thore des Friedhofes eingefügt wurde. Daher ist die Stätte seiner Ruhe unbekannt; „doch bezeichnet die Sage eine Linde inmitten des Kirchhofs, welche wunderbarer Weise von der Krone aufs neue Wurzeln durch den alten hohlen Stamm bis in die Erde gesenkt hat und so einen wahrhaften Verjüngungsprozeß erlebt, als die Herbergslinde, die auf dem Grabe des verehrten Mannes stehe“ (Fraustädter Kirchenchronik).

Zu seinen Lebzeiten ist er nie gemalt worden, weil er es nicht dulden wollte. Das Bild von ihm, welches noch jetzt im Kripplein Christi hängt, ist erst nach seinem Tode aus der Erinnerung hergestellt. Es bleibt daher zweifelhaft, ob es ihm ganz gleicht.

Die vollständige Inschrift seines Grabsteines lautet:

SAT
Orbi notus
Valerius Herbergerus
vir cui
Jesus Amor
Jesus Timor
Omnia Jesus
Hic
Jesum rediturum
exspectat.
Ab anno M.D.C.XXVII
die XVIII. Maii
cum annum aetat.
LXVI incepiss:
Luc. X. Jesus ait:
Gaudete, quod nomina vestra scripta sunt
in coelis.

Hospes ego hospitio excepi constanter Jesum:
Nunc meus ille poli est Hospes in Hospitio.

V. H. F.
(Urget Honesta Fides).

In Eo Solo Venit Salus. Scis Domine Jesu, quia amo, amavi, et amabo Te.

d. h.:
Valerius Herberger,
der Welt hinreichend bekannt,
ein Mann, deß Liebe Jesus,
deß Furcht Jesus, dem Jesus alles war.
Er erwartet hier die Wiederkunft
Jesu vom 18. Mai 1627 an, als er
das 66. Lebensjahr angefangen hatte.
Luc. 10 spricht Jesus:
„Freuet euch, daß eure Namen im Himmel
angeschrieben sind."

Fürwahr, nicht viele Prediger haben so mächtig zu den Herzen ihrer Zuhörer zu reden und so tief und gewaltig die Gemüter zu ergreifen gewußt als Valérius Herberger. Sein Andenken bleibe in Ehren!

„Jesus, du bist mein Verlangen, vor der Erde ekelt mir,
Freudenhimmel, sei gegrüßet; arge Welt, nur weg mit dir!"

Valet will ich dir geben,
Du arge, falsche Welt!
Dein sündlich böses Leben
Durchaus mir nicht gefällt.
Im Himmel ist gut wohnen;
Hinauf steht mein Begier;
Da wird Gott ehrlich lohnen
Dem, der ihm dient allhier.

Rat mir nach deinem Herzen,
O Jesu, Gottes Sohn!
Soll ich hier dulden Schmerzen,
Hilf mir, Herr Christ, davon;
Verkürz' mir alles Leiden,
Stärk' meinen blöden Mut;
Laß mich selig abscheiden,
Setz' mich in dein Erbgut.

In meines Herzens Grunde
Dein Nam' und Kreuz allein
Funkelt all' Zeit und Stunde;
Drauf kann ich fröhlich sein.
Erschein' mir in dem Bilde,
Zum Trost in meiner Not,
Wie du, Herr Christ, so milde
Dich hast geblut't zu Tod.

Verbirg mein' Seel aus Gnaden
In deine offne Seit'.
Rück' sie aus allem Schaden
In deine Herrlichkeit.
Der ist wohl hier gewesen,
Wer kommt in's Himmelsschloß.
Der ist ewig genesen,
Wer bleibt in deinem Schoß.

Schreib meinen Nam'n aufs beste
In's Buch des Lebens ein,
Und bind' mein' Seel fein feste
In's schöne Bündelein
Der'r, die im Himmel grünen
Und vor dir leben frei:
So will ich ewig rühmen,
Daß dein Herz treue sei.

„Fahre hin, du falsche Welt; sei gegrüßet, o Jesu, mein Erlöser!"

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Friedrich der Weise,

Kurfürst von Sachsen.

Von

Otto Rasemann.

Halle a/S. 1889.
Verein für Reformationsgeschichte.

Als ältester Sohn jenes Herzogs Ernst, welcher einst samt seinem Bruder Albrecht von Kunz von Kaufungen geraubt worden war, ward Herzog Friedrich von Sachsen am 17. Januar 1463 in Torgau geboren. Schon ein Jahr später starb der Großvater, Friedrich der Sanftmütige, während die Großmutter, des Kaisers Friedrich III. Schwester, noch bis zum Regierungsantritte des Enkels lebte. Nunmehr ward Herzog Ernst Kurfürst und Haupt des gesamten wettinischen Hauses.

Dem Kurfürsten Ernst waren sechs Kinder geboren, vier Söhne und zwei Töchter. Er ließ den ersteren, von welchen Albert und Ernst in den geistlichen Stand traten, Friedrich aber und Johann zur Regierung des Landes berufen wurden, eine gediegene Erziehung geben. Zuerst in Grimma, dann auch von den eigens ausgewählten Lehrern Ulrich Kämmerlin von Aschaffenburg und Martin Pollich von Mellerstadt. Sie wurden im Lateinischen, in der Geschichte, aber auch in der Naturkunde gründlich unterwiesen. Friedrich hatte schon als Knabe und noch im spätern Leben Sinnsprüche der alten Schriftsteller, welche ihm merkenswert schienen, auf Zetteln an den Wänden seines Zimmers angeheftet, darunter jenen des Homer und Silius Italicus: „Es steht keim Fürsten zu, welcher da Rat soll schaffen Eim gantzen Land, daß er ein gantze Nacht thu schlaffen." Und über den Erfolg des naturwissenschaftlichen Unterrichts erzählt Melanchthon, daß er jährlich viel Arznei für Edle und Unedle mit eigener Hand zubereitet habe.

Auch die Pflege der körperlichen Uebungen ward nicht versäumt. Friedrich lernte auf der Jagd, im Turnier sich ritterlich führen. Bezeichnend aber ist es für seine Natur, daß er große Freude an der Musik hatte und von den

körperlichen Beschäftigungen dem Drechseln den Vorzug gab, so daß er nach dem Bericht Spalatins, welchem wir einen Abriß seines Lebensganges verdanken, nichts in seine Hände genommen hat, was nicht Hände und Füße gehabt. Ein Aufenthalt an dem Hofe des Mainzer Kurfürsten Diether von Isenburg wie an dem des Kaisers Friedrich vollendete schließlich seine Bildung; in der Umgebung des ersteren lernte er die französische Sprache, den Großoheim begleitete er auf mehreren Fahrten durch das Reich.

Und es war von Wichtigkeit, daß er früh ein fertiger und gereifter Mann ward. Denn als er eben nur das 23. Jahr erreicht hatte, starb Kurfürst Ernst im Sommer 1486 und hinterließ ihm die Regierung des Landes, welche wegen mancher Verflechtungen der innern und äußeren Verhältnisse durchaus nicht leicht war.

Das Haus Wettin besaß seit 1422 das frühere Herzogtum, nunmehrige Kurfürstentum Sachsen, von alters her die Mark Meißen, das Osterland und den östlichen Teil der ehemaligen Landgrafschaft Thüringen; dazu kamen noch die Herrschaften Storkow und Beeskow, welche wenigstens im Augenblick den Fürsten gehörten, der Pfandbesitz von Sagan, sowie das Burggrafentum im Erzstift Magdeburg und die Schutzhoheit über die Städte Nordhausen, Mühlhausen und Erfurt. Allein ein Mißstand war es, daß das Erstgeburtsrecht in der Familie nicht durchgeführt war, daß bereits zwischen Friedrich dem Sanftmütigen und Wilhelm ein Bruderkrieg geführt war, daß dann Ernst und Albert geteilt hatten und daß nun unter ihren Söhnen, von denen Friedrich und Johann diejenigen Ernsts, Georg und Heinrich die Alberts waren, der Gesamtbesitz nach Verwaltung und Hofhaltung in vier, allerdings nicht gleich große Stücke zerfiel. Das Gebiet war andererseits ein umfassendes und reiches. Es erstreckte sich in seiner mitteldeutschen Lage bis nach Franken nnd Hessen und in der andern Richtung bis zur Mark und an die Grenzen Schlesiens, es schien dazu berufen, eine maßgebende Stellung im Reiche einzunehmen. Eben jetzt begannen Handel und Gewerbthätigkeit, Ackerbau und Bergbetrieb sich zu heben. In Chemnitz, dem Hauptorte für

Leinenweberei, wurden damals 300 Webermeister gezählt, Tuchmacher gab es in Zwickau 600, der Handel Leipzigs nahm durch die Märkte und die Privilegien, welche die Herzöge Albrecht und Georg zu erwirken wußten, dergestalt zu, daß die Nachbarstädte Einspruch erhoben und selbst Kurfürst Friedrich für seine Marktorte besorgt ward. Vornehmlich jedoch war es der Bergbau, welcher damals einen ungeahnten Aufschwung nahm. Auf der Georgenzeche bei Schneeberg ward 1471 eine ergiebige Silberader gefunden, 1492 folgte die Entdeckung eines zweiten Erzganges am Schreckenberge, wo dann 1494 Annaberg gegründet ward. Die ganze Gegend im oberen Erzgebirge, welche ehedem die wilde Ecke geheißen hatte, ward nun ein bevölkerter, von reger Thätigkeit über und unter der Erde durchzogener Landstrich. Zwar ist die Höhe der Ausbeute mannigfach sehr übertrieben worden, doch glaubt der Geschichtsschreiber Glasey nach der Angabe von Hausbüchern und Chroniken feststellen zu können, daß von 1471 bis 1501 „denen Hochlöblichen Chur- und Fürsten zu Sachsen zu Zehnden gefallen 5199 Tonnen Goldes, eine Tonne gerechnet für hundert tausend Gülden oder Thaler, wie denn zur selben Zeit ein Thaler nicht höher als für einen Gülden gemünzet und ausgegeben worden."

Wahrlich, es war Grundlage und Anlaß genug vorhanden, den jungen Kurfürsten ungeachtet der Verkürzung seiner Macht durch die Teilungen zu der Höhe des ansehnlichsten Reichsfürsten emporzuheben. In der That ist Obersachsen niemals bedeutsamer für die Geschichte Deutschlands gewesen, niemals hat es auf die Entwickelung des gesamten großen Vaterlandes erheblicheren Einfluß geübt als unter der Regierung Friedrichs des Weisen.

Er hat dies erreicht durch sein unermüdliches, aber ruhiges Sorgen und Walten daheim, wie durch sein wohlüberlegtes, zuverlässiges Auftreten nach außen. Spalatin sagt: „Ist ein rechter Friedrich mit der That und mit Namen, friedlich und friedfertig gewest, auch der verstendigsten und bedechtigsten Fürsten einer."

Es wird erzählt, daß er einem seiner Hofleute am Abend kein Brot reichen ließ, weil er den Bauern durch

das Korn geritten war, „Sehet Ihr nun, was für eine gute Sache es um das Brot ist?" Einfach und bedürfnislos für sich, achtete er auch das Kleine, ohne dabei das Große und Wichtige aus dem Auge zu verlieren. Er stellte genaue Berechnungen darüber an, ob es vorteilhafter sei, die Hofbeamten zu beköstigen oder ihnen eine höhere Besoldung zu geben. Soviel er vermochte, hat er dafür zu sorgen gesucht, daß der Aufwand in der Kleidung und im Essen und Trinken nicht überhand nahm. Und wie er dem Uebermute entgegentrat, gleichviel ob er sich bei dem Adel oder bei den Bürgersleuten zeigte, von denen jetzt mancher durch die neu erschlossenen Erwerbsquellen zu raschem Reichtum gelangte, so hatte er ein herzliches Wohlwollen gegen die Armen. „Wahrlich, er ist ein böser Mensch, denn er ist armen Leuten ungütig", sagte er von Jemand. Konnte er den Bedürftigen helfen durch bessernde Einrichtungen, dadurch, daß er ihnen Arbeit zuwies, oder durch Schenkungen, so ließ er sich stets bereit finden. Es freute ihn, wenn seine Anwesenheit anderen Freude bereitete. Am gütigsten war er gegen Kinder und gegen sein Hofgesinde; jenen ließ er Pfennige und Backwerk spenden und schaute ihren Spielen zu, diese hielt er zwar einfach und in gewisser Weise streng, doch sorgte er auch für sie väterlich und mochte es nicht leiden, wenn ihnen ihr Recht nicht wurde. Anderenteils war er sich seiner fürstlichen Würde voll bewußt, und vergaß nie, was er seinem Stande schuldig war. Die Feste, welche er den Besuchern seiner Residenz ausrichtete, waren glänzend und zeugten von der Wohlhäbigkeit des fürstlichen Hauses.

Freilich gelang es ihm nicht, seinen Unterthanen neue Steuerauflagen zu ersparen; die Sicherung Deutschlands gegen die Türken, überhaupt die Ordnung der Reichsfinanzen verlangten von den Einzelstaaten größere Aufwendungen als früher. Namentlich war die Biersteuer verhaßt, und das Volk schalt deshalb wohl auf seinen Kämmerer Degenhart Pfeffinger, den jedoch Friedrich deshalb nicht fallen ließ. Als er 1519 starb, sagte er zu Spalatin: „Ach, der gute Pfeffinger, wohl einen getreuen, frumen und guten Diener hab' ich an ihm verloren." Aber

echt hausväterlich war es, daß er einmal, als ein Römerzug, zu welchem bereits das Geld eingetrieben war, nicht ausgeführt ward, den Zahlern das Geld zurückgeben ließ. Und auch darauf wandte er eifrige Sorgfalt, daß die Verwirrung, welche aus der Verschiedenheit des Prägungswertes der Geldstücke entstanden war — man zählte beinahe 30 Sorten nichtsächsischer Münzen, welche im Lande umliefen — daß diese Münznot seinen Unterthanen so wenig wie möglich Nachteil brächte.

Man darf erwarten, daß nicht weniger eine geordnete und unparteiische Rechtspflege ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war. Er verlangte von allen, daß sie sich jeder Eigenmächtigkeit und gewaltsamer Uebergriffe enthielten; gegen die Herren von Boineburgk, welche Bürger von Erfurt widerrechtlich gefangen hielten, bot er gar das Landvolk der Umgebung auf; derhalben, sagt die Zimmersche Chronik, Herzog Friedrich in Sachsen kein Befestigung in seinem Lant bawen lassen wollen. Ungern unterschrieb er ein Todesurteil, doch hinderte die Milde seines Sinnes nicht, daß er an Mördern und Brandstiftern sofort diese Strafe vollziehen ließ. Lässigkeit oder Parteilichkeit der Beamten duldete er nicht. Als eine arme Witwe seinen Schutz anrief, ihn bat, daß er ihr möchte zu ihrem Recht verhelfen, strafte er zornig die Räte, ob sie etwa doppeltes Recht hätten, eins für die Vornehmen, ein anderes für die Geringen? Graf Balthasar von Schwarzburg hat seiner Bewunderung vor dieser Beachtung des Einzelnen und Kleinen, diesem wohlwollenden, ruhigen Walten des Familienvaters einmal folgenden eigentümlichen Ausdruck gegeben: „Wenn Herzog Friedrich nicht ein Fürst wär geboren worden, so hätt' er doch uffs wenigst ein Schultheiß in einem Dorfe müssen sein."

So wie Friedrich nun war, blieb er nach dem Antritt seiner Regierung am liebsten in der Heimat; im Gegensatz zu seinem Vatersbruder Albrecht, welcher der Beherzte hieß und für den Kaiser außer Landes im Felde lag, verließ er Sachsen nur, wenn ihn sein kurfürstiiches Amt in das Reich rief. Er wechselte wohl mit den Aufenthaltsorten, bevorzugte indessen die Lochau, ein Schloß in der

Nähe von Annaburg, oder Annaburg selbst, „da S. Kurf. Gnaden wundergern waren, wie Spalatin sagt, ihr Leben auch daselbst beschlossen." Nur einmal hat er eine weite Reise unternommen und diese aus freiem Entschlusse. Seine Zeit war von unüberwindlicher Wanderlust erfüllt, Portugiesen und Spanier entdeckten neue Welten, die süddeutschen Landsknechte fochten in entfernten Ländern; das Reiseziel der höheren Stände war Palästina. Dahin war schon des Kurfüsten Großoheim Wilhelm gezogen, auch der Oheim Albrecht, dahin machte sich auch Friedrich auf, dieser viel mehr als jene durch einen frommen Zug des Herzens, durch den Wunsch gedrängt, die Stätten zu besuchen, auf denen der Erlöser geweilt hatte, „aus sunder Innigkeit und Andacht, auch redlichen Ursachen". Nachdem er sein Haus bestellt, alle Vorkehrungen für den Fall des Todes in der Ferne getroffen hatte, trat er am 19. März 1493 die Reise an, begleitet von manchen fürstlichen und adligen Herren und einem großen Dienstgefolge, zu welchem u. a. auch Pfeffinger, Pollich gehörten. Ueber Wien, Venedig und die ionischen Inseln gelangte man nach Kreta, wo Friedrich vielleicht einem hitzigen Fieber erlegen wäre, wenn ihn nicht die Kunst seines früheren Lehrers Pollich gerettet hätte. Am 21. Juni landete man an der Küste von Jaffa, um am 27. in Jerusalem einzuziehen. Hier verweilten die Wallfahrer fünf Tage, brachten viele Zeit in der Kirche des Grabes zu und machten sich dann, bereichert mit vielen Reliquien, doch auch mit mancherlei Kenntnissen und Erfahrungen, auf den Rückweg. Zu Anfang des September ritt der Kurfürst wieder in die Thore von Torgau ein.

Ueber seine Verhältnisse zu den Nachbaren ist wenig zu sagen; sie blieben unter Friedrichs Regierung fast allseitig geordnete und freundliche. Nur die Unmündigkeit des Landgrafen Philipp von Hessen und ein unheilvoller Bürgerzwist in Erfurt führten auf einige Zeit Irrungen herbei und veranlaßten den Kurfürsten nachdrücklich für seine Rechte einzutreten. Mit Hessen war Sachsen seit alter Zeit durch eine Erbverbrüderung verbunden, welche dem letzteren beim Aussterben jenes Fürstenhauses die Nachfolge verbürgte. Als nun Wilhelm der Mittlere von

Hessen, dessen Sohn Philipp bei dem Tode des Vaters (1509) noch nicht fünf Jahre alt war, in seinem Testamente die erbverbrüderten sächsischen Fürsten zu Vormündern und Landesverwesern ernannt hatte, ward diese Bestimmung von seiner Wittwe Anna angefochten; sie behauptete, daß sie selbst von Wilhelm auf dem Sterbelager zur Regentin ernannt sei. In den folgenden Streitigkeiten stellten sich die hessischen Städte auf die Seite der Landgräfin, wogegen die sächsischen Fürsten die Ritterschaft für sich hatten; auch eine Entscheidung des Kaisers zu Gunsten der letzteren besserte nichts. Erst mit der Großjährigkeit Philipps (1518) ward ein Ausgleich möglich. — Noch näher wurden die sächsischen Brüder durch die Unruhen in Erfurt berührt. Diese alte Hauptstadt Thüringens war zwar von dem Mainzer Erzbischof abhängig, stand jedoch seit 1482 zugleich unter der Schirmhoheit der sächsischen Fürsten, sie hatte dafür eine jährliche Abgabe von 1500 Gulden zu leisten, durfte auch ohne deren Einwilligung in der Verfassung nichts ändern. Sie hatte sich seit Mitte des 15. Jahrhunderts sehr gehoben, ihre Selbständigkeit gegen das Stift mannhaft gewahrt; allein eine schwere Seuche, welche in einem Jahre 20000 Menschen hinraffte, verlustvolle Feuersbrünste, große Aufwendungen, welche sie in dem burgundischen Kriege gemacht hatte, waren die Ursache zu einer erklecklichen Verminderung des Stadtvermögens geworden. Ueberdem hatte der Rat seit längerer Zeit leichtfertig, vielleicht unredlich gewirtschaftet, keine Rechnung gelegt, ja die Bürgerschaft absichtlich in Unkenntnis der Not (800000 Gulden) erhalten. Als diese endlich kund ward, brachen wilde Bewegungen aus, die hervorragenden Männern das Leben kosteten, ein Theil der Bürger suchte Rettung bei dem Erzbischof Uriel von Mainz, der die Gelegenheit die Stadt völlig zu unterwerfen zu benutzen eilte, während die Gegenpartei sich au Sachsen anlehnte. Der leidige Handel wurde auch durch kaiserliche Machtgebote nicht geschlichtet und hätte wohl noch länger als sieben Jahre (1509—1516) ganz Thüringen in Spannung gehalten, wenn nicht durch die versöhnliche Friedfertigkeit des Kurfürsten das rasche Zufahren seines Brnders Johann,

welcher in Weimar Hof hielt, und seines Vetters Georg gemäßigt worden wäre. Welche Wichtigkeit diesen Streitigkeiten beigelegt ward, läßt sich aus einem Briefe des Nuntius Aleander vom December 1520 entnehmen; der päpstliche Gesandte berichtet aus Worms, daß daher sich des Kurfürsten Haß gegen die Geistlichen und eine tödliche Feindschaft gegen die Mainzer Erzbischöfe schreibe, — einer von den vielen Beweisen, wie sehr man auf römischer Seite dazu bereit war, die Vorgänge in Deutschland aus niedrigen Beweggründen zu erkläreu.

Die Erwähnung dieser Begebenheiten führt uns von selbst zu einer Darstellung der Bedeutsamkeit und Wirksamkeit Friedrichs als Reichsfürst.

Während in Frankreich das Königtum die Kräfte der Nation in sich zusammenzufassen bemüht gewesen war, hatten sich in Deutschland entgegengesetzte Bestrebungen ausgebildet. Das Reich fiel in unzählige kleine oder größere Staatskörper auseinander, war nicht mehr imstande ein einheitliches Gesamtleben zuführen und noch weniger nach außen als starke Einheit mit Nachdruck aufzutreten. Während der langen Regierung des lässigen, nur auf die Mehrung der Habsburgischeu Hausmacht bedachten Kaisers Friedrich III. hatten es die Fürsten und die Ritterschaft in gleichem Maße wie die Städte dahin gebracht, die Zugehörigkeit zu der Gesamtheit nur so weit aufrecht zu erhalten, als es ihre augenblicklichen Vorteile verlangten. Und wie die Nachbaren, Karl der Kühne von Burgund, Georg Podiebrad von Böhmen, Mathias Corvinus von Ungarn, größeren Einfluß im Reiche hatten als der Kaiser, so waren im Innern Ordnung, Friede, Rechtsschutz völlig verloren gegangen, überall und unaufhörlich wurden Fehden ausgefochten, welche die Wohnstätten in Asche legten, den Wohlstand der Einwohner auf das schwerste schädigten. Der Kaiser sah diesem Unwesen zu, ohne die Hand zu rühren, er „drucket als lang und thät hernach nichts und wartet, ob ihme eine gebratene taube in den Mund wollt fliegen“, urteilte Albrecht Achilles von Brandenburg. Selbst

wenn er indessen hätte eingreifen wollen, er hätte es in seiner Ohnmacht nicht vermocht; trieb ihn doch der Ungar Mathias aus seinen Erblanden, so daß er Aufnahme und Unterhalt von den Klöstern erbitten mußte. — Dieser unselige Zustand schien ein Ende finden zu sollen, als mit dem Tode Friedrichs 1493 sein Sohn Max die Leitung des Reichs übernahm. Gewiß war dieser Fürst in den meisten Beziehungen das Gegenbild seines Vaters. Bei dem Eintritt in die neue Würde war er 34 Jahre alt und den Deutschen als ein tapferer Krieger, als ein Meister in allen Leibesübungen, doch auch als ein Pfleger höherer Bildung bekannt; er verstand sieben Sprachen, liebte Musik und Dichtkunst. Bestieg er kein Pferd, dessen Zaumzeug er nicht vorher geprüft hatte, fand er sich auf unwegsamen Bergen zurecht, wenn ihn die Jagdlust trieb der Spur der Gemse zu folgen, so zeichnete ihn auch Schärfe des Blicks, Unbefangenheit in dem Abschätzen der Menschen, Thätigkeit in der Handhabung der Geschäfte aus. Daneben bestrebte er sich gerecht zu sein, Kränkungen vergaß er bald, und in dem Eingehen auf die Denk- und Verkehrsweise der unteren Volksklassen, in der frohen Leutseligkeit, der freien Unmittelbarkeit, mit welcher er sich in ihrer Mitte bewegte, ist ihm keiner seiner Nachfahren gleichgekommen, er ist die volkstümlichste Persönlichkeit in der langen Herrscherreihe der Habsburger geworden. Leider standen neben diesen Vorzügen Eigenschaften, durch welche der Wert der ersteren schwer beeinträchtigt ward. Max ist nie ein guter Haushalter gewesen; obwohl für seine Person anspruchslos, war er zur Unzeit und am unrechten Orte verschwenderisch, er hatte nie Geld, wenn er dessen am meisten bedurfte. Noch gefährlicher ward diese Unfähigkeit sich im Augenblicke zn beschränken, um der Zukunft sicher zu sein, dadurch, daß er seine Natur auch in den Entwürfen und Maßregeln für seine Regierung nicht zu beherrschen vermochte. Zeigte ihm die lebhafte Beweglichkeit des Verstandes, der Reichtum seines Erfindungsvermögens selbst in den schwersten Verlegenheiten Auswege, so führte ihn diese Begabung andererseits zu rastloser Unruhe, zu stetem Fallenlassen der Fäden, welche er eben

aufgenommen hatte; Absichten und Ziele, auch die Behandlung der Gegenstände wandelten sich bei ihm unaufhörlich. „Was dieser Monarch Abends sagt — meinte Ludwig XII. von Frankreich — hält er am anderen Morgen nicht". Die Schrift eines hochgebildeten sächsischen Ritters Hans Luppold von Hermannsgrün warnt die Fürsten auf ihn zu vertrauen, der nur von inhaltslosen Hoffnung lebe; er galt für unredlich, trügerisch. Nimmt man dazu das vom Vater ererbte Bestreben, alles auf den Vorteil seiner Familie zu beziehen, die Verwicklungen, in welche ihn die Behauptung der burgundischen Erbschaft und die wirren Zustände Italiens brachten, so wird es begreiflich, daß von den auf ihn gesetzten Hoffnungen fast keine in Erfüllung ging.

Dessenungeachtet ward der Versuch gemacht, die deutsche Nation wieder zu einer alle Kreise umspannenden und durchdringenden Einheit zusammenzufügen. Er ist nicht gelungen. Der Mainzer Kurfürst Berthold von Henneberg und Friedrich der Weise waren es vornehmlich, welche an der Erledigung dieser Aufgabe gearbeitet haben. Dem Ersteren kam es darauf an, die gewordenen Zustände gesetzlich zu ordnen, er kann, wie Max der letzte Ritter heißt, als der letzte Staatsmann des Mittelalters angesehen werden. Weiter sah wohl Friedrich, der sich nicht verhehlte, daß eine neue Zeit hereinbreche, aber zugleich begriff, daß die Kraft eines Einzelnen nicht ausreiche sie heraufzuführen, daß es gelte den Uebergang so viel als möglich mit Schonung aller Beteiligten zu bewerkstelligen.

Auf dem Reichstage zu Worms, welcher am 26. März 1495 eröffnet ward, fanden die ersten Verhandlungen über die Neugestaltung des Reiches statt. Sie bezogen sich auf die Herstellung des Landfriedens und die Beseitigung des Faustrechts, auf die Einsetzung eines Reichsgerichts, auf die Wehrhaftmachung der Nation. Dem Könige war im Augenblicke der letzte Punkt der wichtigste; denn eben im Jahre vorher hatte Karl VIII. von Frankreich den ersten der französischen Römerzüge unternommen, die von nun an die deutschen Romfahrten ablösen sollten. Zur Ausrüstung eines Reichsheeres gehörte nunmehr, zumal seit dem Aufkommen der Landsknechte, auch eine allgemeine Reichssteuer.

Außerdem war für eine Vertretung des Reichsoberhauptes „wann das Reich ledig stehet" zu sorgen, welcher Gedanke in der Errichtung eines Reichsregimentes zum Ausdruck kam. Max war im Grunde nur mit der Erhebung der Reichssteuer, des gemeinen Pfennigs, einverstanden, in den übrigen Entwürfen sah er eine Verkümmerung seiner Würde, eine Vermehrung der Selbständigkeit der Fürsten. So zeigte er sich zu Zugeständnissen nur geneigt, wenn ihn die Not drängte. Nach dem Tode Bertholds 1504 erlahmte die mit so großem Eifer eingeleitete Bewegung, die Dinge entwickelten sich weiter zu einer ziemlich unangefochtenen Unabhängigkeit der einzelnen Teile des Reiches und zu der Gewohnheit, daß fortan kein deutscher Fürst außer den Habsburgern mehr die drückende Bürde der Krone auf sich nahm. Die Steuer des gemeinen Pfennigs ward aufgegeben, das Reichsregiment desgleichen; es trat erst wieder einmal unter Karl V. zusammen. Geblieben ist nur die Einteilung Deutschlands in Kreise, das Reichskammergericht, die Erhebung Würtembergs zu einem größeren Staatskörper, womit deutlich bewiesen ward, daß der Zug der Zeit auf die Stärkung der Provinzialstaaten hinausging. Aber es blieb zugleich das Gefühl davon, daß Deutschland schwer krank, daß eine tiefgreifende Neuordnung unumgänglich nötig sei. Auch die Regelung der Verhältnisse des Reiches zum päpstlichen Stuhle, welche neben den Verfassungsangelegenheiten geplant war, blieb unerledigt. Was wollte es besagen, daß Max seit 1508 sich ohne Mitwirkung des Papstes den erwählten Kaiser nannte? So ist es geschehen, daß derjenige Teil der sehnsüchtigen Wünsche des ganzen Volks, welcher anfangs im Hintergrunde zu stehen schien, unerwartet an die erste Stelle trat, daß die politischen Bewegungen von der kirchlichen zur Seite gedrängt wurden, daß eines Bergmanns Sohn dem Volke der Führer zu einem neuen Leben ward, weil der höchste Fürst der Christenheit sich unfähig erwies.

In welcher Ausdehnung Kurfürst Friedrich an den Beratungen über diese Fragen teilnahm, läßt sich aus der kurzen Bemerkung Spalatins entnehmen, „Hat ungeferlich ob dreissig Reichs-Tage ersucht, Ist auch Seiner Kaiser-

lichen Majestät Oberster Rad, folgend auch Stadhalter general gewest". Im Jahre 1501 war er allerdings der Vorsitzende des Reichsregimentes, 1507 ernannte ihn Max zu seinem Stellvertreter. Allein zur Genugthuung hat ihm diese Thätigkeit keineswegs gereicht. Abgesehen davon, daß Max jeder durchgreifenden Umgestaltung widerstrebte, ließ er ihm seinen Unmut sehr merkbar fühlen, als das Regiment, um den Krieg zu verhindern, selbständig einen Ausgleich der Streitigkeiten mit Ludwig von Frankreich anzubahnen suchte; auch in der erbitterten Fehde, welche zwischen den verschiedenen Linien des Hauses Wittelsbach um das Erbe des Herzogs von Baiern-Landshut ausbrach und ganz Süddeutschland von 1503—1509 aufregte, standen beide einander entgegen. Ja, er hatte sogar über eine schwere Kränkung seiner Rechte zu klagen. Denn obwohl dem Wettinischen Gesamthause schon 1480 die Lehnsnachfolge in den Landen Jülich und Berg versprochen und verbrieft war, so mußte er sich doch gefallen lassen, daß Max 1511 diese Besitzungen an den Herzog von Cleve verlieh. Welche Aussichten gingen damit den Wettinern verloren! Die Machtentfaltung des Geschlechtes würde eine viel großartigere geworden sein, wenn es gelungen wäre, den Rautenkranz bis an die Ufer des Rheines zu tragen.

Wir haben an diesen Ereignissen nicht vorübergehen dürfen, weil Friedrich mitten in denselben stand. Aber außer der Unzufriedenheit, der suchenden Unruhe, welche nach dem Mißlingen der „großen Anschläge" in alle Schichten des Volkes eindrang, durchzogen noch andere Strömungen die Nation, die einen in heftigen Stößen ausbrechend, die anderen in der Stille wachsend, Strömungen, welche dem Auge des Kurfürsten nicht verborgen blieben. Die Ritterschaft ist schon erwähnt worden. Seitdem der Geldverkehr an die Stelle der Naturalwirtschaft getreten war und die Mauern ihrer Burgen dem Pulver nicht mehr widerstanden, war die Lage der Ritter eine andere geworden; sie suchten ihre Macht zu erhalten, indem sie sich zu Bünden zusammenthaten, aber zugleich waren

sie die Bedränger ihrer Bauern und die erbitterten Gegner der Kaufleute in den Städten geworden. Man weiß, wie viele Genossen Götz von Berlichingen hatte, wenn er den Pfeffersäcken von Nürnberg auflauerte, und Franz von Sickingen trat sogar den Fürsten entgegen. Im Innern der großen Städte war es gleichfalls bedenklich bestellt. Wie es oben von Erfurt erzählt ward, so lehnten sich fast überall die unteren Klassen gegen die Geschlechter auf, welche bisher den Rat allein besetzt hatten. Noch gefährlicher war die Gährung, welche sich in dem Bauernstande, insbesondere Süddeutschlands, zeigte. In Franken, in Baden, im Elsaß, bei Kempten, auch in Oesterreich, und gar in Schwaben verlangten die Hörigen und Pfleghaften ungestüm Nachlaß für ihre Frohnden und Steuern. Der Bundschuh wie der arme Konrad mußten mit gewaffneter Hand gesprengt werden.

Daß diese Regungen auch religiöse Grundlagen hatten, befremdet nicht. Auf die Mißernten von 1501 und 1502 folgte eine böse Hungersnot, und auf diese die Pest, welche einzelne Städte am Rhein um die Hälfte der Einwohner entvölkerte. In solchen Nöten wendet sich das Volk regelmäßig der Einkehr und Buße zu. Aber überhaupt ist es das Gepräge jener Zeit, daß die Masse des Volks von einem lebhaften Drange nach religiöser Vertiefung erfüllt war. Bei allen auffälligen Erscheinungen war es geneigt Wunder zu sehen. Bußwallfahrten, an welchen alle Geschlechter und Altersstufen teilnahmen, waren nicht ungewöhnlich; nach Niclashausen bei Wertheim zogen Tausende von fränkischen Bauern, um sich von dem Pfeifer Böhme, welcher für heilig galt, segnen zu lassen. Damals ist die Verehrung der heiligen Anna allgemein geworden, die des heiligen Rockes in Trier hat kein geringerer volkstümlich gemacht als Kaiser Max selbst. Die Geschichte des Kreuzesholzes und die Weissagungen der Sibylle über die Ereignisse bis zum Weltende sind gerade damals wiederholt gedruckt. Niemals ist man so eifrig auf die Erwerbung von Reliquien bedacht gewesen. Und diese Regungen wurden nicht etwa von der Priesterschaft geleitet, welche sich vielmehr gleichgiltig dagegen verhielt; sie kamen aus dem Herzen des Volks selber.

So tritt uns überall die Erscheinung entgegen, daß die Formen, in welchen das deutsche Volk sich lange bewegt hatte, zerfielen, daß die Rahmen nicht mehr weit oder stark genug waren, alle Bestandteile desselben zu umfassen. Noch mehr! Es hatte sich außer denselben seit geraumer Zeit eine neue, besondere Schicht der Gesellschaft erhoben, welche im Gegensatze zu den übrigen eine Gruppe für sich ausmachte: das sind die Gebildeten, die mit dem Namen Humanisten bezeichnet zu werden pflegen. Zuerst in Italien war es Sitte geworden, die Beschäftigung mit den Denkmälern der Römer und Griechen, denen der Litteratur wie der Kunst, aus anderen Gründen wie bisher aufzunehmen; war das Lateinische die Sprache der Kirche gewesen, hatte man es gelernt, weil es überall verstanden ward, so ließ man sich jetzt durch die Schönheit der Form und die Bedeutsamkeit des Inhalts anziehen. Dies war noch mehr der Fall mit dem Griechischen, dessen Kenntnis die Flüchtlinge aus Konstantinopel brachten. Der Laien wie der Geistlichen bemächtigte sich ein jugendlicher Eifer, die Hervorbringungen jener alten Welt kennen zu lernen, ihre Dichter zu bewundern, ihre Philosophen zu verstehen, ihren Staatsmännern nachzuempfinden. Bibliotheken wurden durchsucht, Inschriften entziffert, Kunstwerke ausgegraben, um so viel als möglich von den versunkenen Lebenszeugnissen der alten Culturvölker wieder zu gewinnen. Seit den Concilien in Constanz und Basel fand diese Strömung ihren Weg auch nach Deutschland, Hunderte wanderten über die Berge, um an der neuen Erkenntnis teilzuhaben, Universitäten wurden gegründet, an den meisten Lehrstühle für das Verständnis des Altertums errichtet. Und wie sich jenseit der Alpen die begeisterten Anhänger dieser Richtung zuerst in einen unbewußten, dann offen eingestandenen Gegensatz zu den Ueberlieferungen der mittelalterlichen Welt gestellt hatten, wie sie von dem Gefühle des Wertes ihrer Persönlichkeit gehoben wurden, die im Besitze einer eigenartigen, vielseitigen Bildung, nicht mehr von dem Stande, dem Orden, dem Staate geschützt und getragen zu werden brauchte: so entfernten sich gleicherweise in Deutschland ihre Jünger aus dem Geleise der Gewohnheit,

sie bildeten eine besondere Klasse, deren einzelne Glieder nicht daran zweifelten, mit ihrer höheren Weltanschauung sich mit den Höchsten messen zu dürfen. Es ist denkwürdig, daß die abendländischen Nationen in demselben Augenblicke, wo sich ihnen ein Zugang zu einer ungekannten Welt jenseit der Meere eröffnete, aus einer begrabenen neue Lebenskraft schöpften.

Wer kennt nicht die Namen Reuchlin, Erasmus, Pirkheimer, Hutten, — um nur die berühmtesten zu nennen? Ihre Anhänger und Bewunderer waren durch ganz Deutschland zerstreut. In Italien hatte man in der Betreibung der Altertumsstudien einen Ersatz dafür gefunden, daß das kirchliche und religiöse Leben nahezu erstorben war, in Deutschland ward der Gewinn aus dieser Quelle wenigstens zum teil auf jenes Gebiet übergeleitet. Reuchlin erschloß mit seinem Unterricht im Hebräischen den Weg zu einer gründlicheren Kenntnis des Alten Testaments, seine Freunde begannen die Lehre der Kirche auf anderen Grundlagen aufzubauen, als auf denen der Theologen des Mittelalters, Luthers Bibelübersetzung wäre ohne die humanistische Bildung nicht möglich gewesen. Allein der Humanismus als solcher hat nichts volkstümliches, wendet sich vielmehr vornehm von dem ab, was die Allgemeinheit bewegt.

Fassen wir die einzelnen Züge des Bildes, das sich uns dargeboten hat, noch einmal zusammen! Es leuchtet ein, daß die Loslösung von der Vergangenheit eine so in die Tiefen dringende, alle Glieder des Reichskörpers umfassende war, wie es seit Karl dem Großen, der das Land der abendländischen, christlichen Welt eingefügt hatte, nicht der Fall gewesen. Der Glanz der Krone ist erloschen, — er soll erneuert werden. Gegenüber diesem Aufschwunge steht das Drängen der großen Stammesfürsten nach vollerer Machtentwickelung. Die Ritterschaft hat die Grundlagen ihrer Kraft eingebüßt, — auch sie macht Versuche, dem drohenden Untergange zu entgehen. Ihre und der übrigen Landherren Hinterleute sind fast alle hörig und unfrei geworden, — in gewaltsamen Erhebungen suchen sie der unerträglichen Lasten ledig zu werden. In den Städten hat sich eine völlig abweichende Lebensordnung und Denk-

weise gebildet, sie wird genährt von der volkstümlichen deutschen Litteratur, die im Verein mit dem ausgedehnteren Verkehr vorurteilslosere Anschauungen fördert, — doch auch in ihren Ringmauern zerfallen die alten gesellschaftlichen Gliederungen, auch hier erhebt sich das niedere Volk. Und ganz gesondert von allen treten die Humanisten als ein neuer, anspruchsvoller Stand auf, der den Bruch mit dem, was so lange gegolten hat, offenkundig auf seine Fahnen schreibt. „Ja“ — so rufen die katholischen Verfasser der „Geschichtslügen“ aus — „es war eine neue Bildung, eine neue Wissenschaft, welche in der Mitte des 15. Jahrhunderts auftauchte: ihr Ziel war die Vernichtung der Kirche“.

Die Vernichtung der Kirche? Diese Behauptung ist unwahr. Niemand hat an die Vernichtung der Kirche gedacht, an eine Reinigung und Besserung derselben allerdings Hunderttausende, Laien wie Diener der Kirche. Zur Zeit des Baseler Konzils hatten die französischen Könige ihr Land gegen die Uebergriffe der Päpste sicher gestellt. War es unbillig, wenn die Deutschen jetzt die gleichen Forderungen erhoben? Zumal nachdem der Glaube an den Vorrang der Päpste vor der Gesamtheit der Kirche erschüttert war? Hohe Summen gingen jährlich als Annaten, d. h. als die Jahreseinnahme der geistlichen Stellen, welche die römische Kurie nach der Erledigung einer Pfründe erhob, ehe sie wieder besetzt ward, von Deutschland nach Rom. Wozu? Um die Fehden, welche Sixtus IV. mit seinen Gegnern in Italien führte, zu bestreiten, um die sechzehn Kinder Innocenz' VIII. zu versorgen, um die Mittel zu gewähren für das lasterhafte Leben Alexanders VI. und den verbrecherischen Ehrgeiz seines Sohnes Caesar Borgia. Wahrlich, diese Päpste waren mit nichten heilige Väter, auch Julius II. nicht, welcher zwar Ordnung in seinem neugegründeten Kirchenstaat herstellte, doch mehr ein Kriegsmann als ein Fürst des Friedens war, und ebensowenig Leo X., der elegante, von jedem geistreichen Einfall belustigte Sohn Lorenzos des Prächtigen von Florenz. Wie tief war das Ansehen des Oberhauptes der Kirche gesunken, wenn selbst Kaiser Max 1511 ein Konzil nach Pisa gegen und ohne

Julius II. berufen konnte! Und nicht besser war es um das Leben, die Führung der Kardinäle bestellt. In ihren Kreisen stand die Sorge um die Wohlfahrt der Kirche zurück vor derjenigen um den weltlichen Einfluß, um Glanz und Bequemlichkeit des Haushalts, um Betreibung ihrer Lieblingsbeschäftigungen. Wenn Julius die dreifache Krone nur durch ungeheure Bestechungen erlangt hatte, so war Leo X. genötigt, einen Kardinal hinrichten zu lassen, weil er sich an die Spitze einer Verschwörung gegen den Papst gestellt hatte. Und die Mehrzahl der niederen Kirchendiener? Die Berichte aus jener Zeit sind voll von Klagen über die Mißstände in den Klöstern, über die Unwissenheit, Trägheit, Herrschsucht der Weltgeistlichkeit. Ein Beispiel aus Sachsen möge zum Beweise dienen. Noch 1518 mußte der Rat von Annaberg, von den Bürgern gedrängt, an den Meißner Bischof eine Klage über den Pfarrer Messerschmidt einreichen, der die Pfarre zur Bierschänke eingerichtet hatte, bei der Messe nicht selten betrunken war, sich im Wirtshaus mit seinen Kaplänen prügelte. Gewiß sind in den Briefen der Dunkelmänner, jener Spottschrift, welche von den Humanisten bei Gelegenheit des Reuchlin'schen Streites gegen die Kölner Dominikaner verfaßt wurde, manche Uebertreibungen und Verzerrungen enthalten; allein daß sie geschrieben werden konnten, daß sie überall mit Lachen und Billigung gelesen wurden, ist ein untrügliches Zeugnis dafür, daß ihr Inhalt mit dem Volksurteil, mit der Volksstimme zusammentraf. „Das ist nicht mehr das katholische Deutschland von ehemals", klagt Aleander in einem Berichte.

Beschwerden über all dies waren auf den Reichstagen wiederholt laut geworden. Am bittersten ward über die endlose Ausschreibung des Ablasses und des Türkenzehntes geklagt, wodurch „ein groß Murmeln und Unwillen der Laien gegen die Klerisei" entstehe.

Wie von den katholischen Geschichtsschreibern überhaupt die kirchlichen Uebelstände geleugnet oder wenigstens in ihrer Bedeutung abgeschwächt werden, so wird auch behauptet, daß das Wesen des Ablasses von den Evangelischen falsch aufgefaßt, der katholischen Kirche wegen dieser Ein-

richtung ein ungerechtfertigter Vorwurf gemacht werde. Es ist allerdings falsch — das ist bereitwillig zuzugestehen —, wenn gemeinhin angenommen wird, daß die Kirche die Sündenvergebung für Geld verkauft habe; thatsächlich hat sie nicht mehr als den Erlaß der äußerlichen, der zeitlichen Kirchenstrafen für den Erlös der Ablaßbriefe verheißen. Solche Strafen, Fasten, Verweisung von der Teilnahme am Gottesdienst, Bann, waren seit langen Jahrhunderten eingeführt, diese konnten gegen ein gutes Werk, gegen eine Kreuzfahrt, das Aufsuchen eines Gnadenortes nachgelassen werden, — vorausgesetzt Sündenbekenntnis und Buße des Betroffenen. Als die Lehre vom Fegefeuer aufkam, das ja gleichfalls die Reinigung von zeitlichen Strafen vor der Seligkeit bedeutet, ward auch dies in den Kreis der Erlasse gezogen. Und da ferner die Lehre von den überschüssigen Verdiensten Christi und der Heiligen es ermöglichte, die Sündenstrafen auszugleichen, so entstand der Gebrauch der Seelenmessen für die Verstorbenen, es bildete sich die Vorstellung aus, daß mit einem guten Werke oder dem dafür eintretenden Ablaß die Kirche, also der Papst, einen bis in das künftige Leben hineinreichenden Nachlaß der Sündenstrafe geben könne. Wie nahe lag es, daß die weniger gebildete Menge die Befreiung von den Strafen mit der Sündenvergebung selbst verwechselte, was denn wirklich geschah; wie nahe ferner, daß geldbedürftige Päpste den Ablaß als eine leicht erschließbare Einnahmequelle ansahen. Und welcher heillose Unfug ist von den rohen, schamlosen Ablaßverkäufern mit der Heilsbedürftigkeit der Gläubigen getrieben worden; hießen doch die aus Deutschland dafür eingehenden Gelder schlichtweg in Italien „die Sünden der Deutschen (peccata Germanorum)". Auch Kurfürst Friedrich ist nicht von vornherein ein Gegner des Ablasses gewesen, die große Elbbrücke bei Torgau hat er aus Ablaßgeldern gebaut; erst später verbot er aus staatswirtschaftlichen Gründen den Handel.

Zu den vielen Fragen, welche die Gemüter bewegten, trat also noch eine überaus wichtige, die Reformation der Kirche, und diese ward sehr bald der vorwiegende, ja alleinige Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Inzwischen hatte der Kurfürst eben zu jener Zeit, als er mit den Reichsangelegenheiten schwer genug belastet war, einen Plan ausgeführt, an den er bereits vor der Jerusalemer Fahrt gedacht haben mochte, die Gründung der Universität Wittenberg. Es ist nicht anzunehmen, daß ihn dazu eine andere Rücksicht als die Hochschätzung wissenschaftlicher Bildung geleitet hätte. Noch waren die Wissenschaften nicht so streng gesondert als heute, gab es doch viele Gelehrte, welche ebenso wohl Theologen als Juristen und auch in der Medicin erfahren waren, wie wir dies z. B. von Martin Pollich wissen; überdem war die Theologie die vornehmste Wissenschaft. Friedrich verband daher die neue Hochschule mit dem Stifte Allerheiligen, welches reichliche Pfründen besaß, überwies den Professoren die Einkünfte derselben und ließ die geistlichen Stellen, welche durch das Land zerstreut waren, durch Vikare verwalten. Nachdem dann durch den päpstlichen Legaten am 2. Februar, durch König Max am 6. Juli 1502 die Bestätigung und die Erteilung der Privilegien erfolgt war, wurde die Universität am Tage Lucas, 18. Oktober 1502, eingeweiht. Wir erstaunen, wenn wir von der Geringfügigkeit der Aufwendungen lesen; für die Besoldung des Lehrkörpers wurden insgesamt nur 3795 Gulden angewiesen, einige Professoren erhielten ein Jahresgehalt unter 100 Gulden.

Der erste Rektor war der öfter genannte Martin Pollich. Unter den Theologen genossen der General-Vikar der Augustiner Staupitz, der Lehrer Luthers in Erfurt Jodocus Trutvetter, Andreas Bodenstein aus Carlstadt hohes Ansehen, der hervorragendste Jurist war Henning Göde, für die Bibliothek sorgte im Auftrage des Fürsten sein vertrauter Hauskaplan und Geheimschreiber Spalatin. Daß von diesem „weißen Berge“ die ganze Welt Weisheit und Reinheit der Lehre holen werde, war eine Vorhersagung des Franziskanerpriors Fleck, die sich bald erfüllen sollte.

Denn der vom Kurfürsten hochgeachtete Staupitz bewirkte es, daß noch ein anderer Erfurter zum Lehrer der Theologie ausersehen ward, Martin Luther, derselbe

Mönch, welchem er einst durch seinen Zuspruch Ruhe der Seele wiedergegeben und den rechten Weg für wissenschaftliche Studien gewiesen hatte, 1508. Erst später wurden Nicolaus von Amsdorf und für die griechische Sprache Philipp Melanchthon berufen, dieser 1518. Der Kurfürst legte den höchsten Wert auf das Aufblühen seiner jungen Stiftung, wie er denn Trutvetter, welcher 1510 nach Erfurt zurückkehrte, sein ernstes Mißfallen über diesen Schritt zu erkennen gab. Verlief nun auch das erste Jahrzehnt nicht ohne Schwankungen, so wuchs die Zahl der Besucher doch in überraschendem Maße, es schien einzutreffen, was der Kurfürst in seiner Bestätigungsurkunde ausgesprochen hatte, daß die Anstalt, eingerichtet zum Nutzen aller Wißbegierigen, sich dauernden Ruhm erwerben werde. Neuerungen in der Lehrweise traten nur insofern ein, als Luther den Weg, welchen er selbst in Erfurt geführt war, verließ und in seinen Vorträgen sich nicht ferner auf die mittelalterliche Philosophie, die sogenannte Scholastik, sondern auf die Bibel selbst bezog. Auch die alten Sprachen wurden in freierer Weise und mit größerem Eifer als anderwärts betrieben.

Bis zu dem Jahre 1517 sehen wir den Kurfürsten als frommen Sohn der Kirche ohne Anfechtung innerhalb des Kreises von Glauben und Aberglauben stehen, in welchem sich die gesamte abendländische Christenheit bewegte. Noch immer hatte er durch Staupitz Reliquien für sein Allerheiligenstift erwerben lassen; die neue Hochschule war der Jungfrau Maria und dem h. Augustinus gewidmet, Patrone der einzelnen Fakultäten waren für die theologische der h. Paulus, für die juristische der h. Ivo, für die medicinische Cosmus und Damianus, für die vierte die h. Katharine. Er selbst war ein eifriger Verehrer der h. Anna, mit deren Namen und Bild er eine Münze hatte prägen lassen, auch gehörte er der Bruderschaft von Sanct Ursulae Schifflein an, deren Mitglieder eine Menge von geistlichen Schätzen angesammelt hatten, um sich gegenseitig die Seligkeit zu verbürgen. Daß er in vielen Beziehungen weiter sah als die Masse, was wollte dies sagen im Ver-

hältnis zu der allgemeinen Befangenheit, an welcher er seinen vollen Anteil hatte?

Da kam der 31. Oktober 1517. Dieser Tag hat nicht etwa eine völlige Umwandlung in dem Kurfürsten bewirkt, aber die darauf folgenden Ereignisse haben dazu beigetragen, daß seine Anschauungen allgemach unbefangenere wurden.

Im Erzbistum Mainz waren nach dem großen Berthold in kurzen Zwischenräumen zwei Erzbischöfe gestorben. Danach ward 1514 der vierundzwanzigjährige Hohenzoller Albrecht, welcher bereits Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt war, auf diesen Stuhl erhoben. Sein Sprengel war nicht imstande 30000 Gulden für das Pallium zu bezahlen, welche er schon zweimal hatte erlegen müssen; und die päpstliche Kammer erließ nichts. Luther nennt das Pallium einen flächsernen Faden, kaum einen Schwertgroschen wert. Es war ein Ueberwurf über dem Meßgewande, hergestellt aus der Wolle, welche der Papst am Agnetentage über den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus zu weihen pflegte; ehedem hatten die Päpste das Pallium an begünstigte Kirchenfürsten verschenkt, nunmehr verkauften sie es. Albrecht war nicht hart genug, die Last auf die Gemeinden abzuwälzen, er borgte bei den Fuggers, jenen reichen Augsburger Kaufherren, welche so hohe Zinsen zu berechnen pflegten, daß sie sich wegen dieser Geschäftspraxis von dem Ingolstädter Professor Joh. Eck, von welchem noch weiter die Rede sein wird, verteidigen lassen mußten. Um die Schuld bezahlen zu können, suchte Albrecht bei Leo X. die Erlaubnis zur Ausschreibung eines Ablasses in seinen Sprengeln nach, die dieser ohne Bedenken gab; er sollte ja die Hälfte des Gewinnes erhalten und nahm das Geld gern, da der Bau der Peterskirche und die Pracht seiner Hofhaltung ungeheure Summen verschlangen. So ward ungeachtet der oftmaligen Verwahrung des Reichstages den gutmütigen Deutschen eine abermalige geistliche Steuer aufgelegt, bei deren Eintreibung die Scham so sehr beiseite gelassen ward, daß ein Beauftragter des Hauses Fugger den Angestellten Albrechts, den marktschreierischen Dominikaner Joh. Tetzel zur Beaufsichtigung

begleitete. Von katholischer Seite ist man bemüht gewesen, das Verfahren Tetzels zu rechtfertigen, mindestens zu entschuldigen. Ohne Erfolg. Es sind der Zeugnisse zu viele und zu unanfechtbare über die unwürdige, lästerliche Art, mit der er sein Gewerbe betrieb.

Was nun folgte, ist bekannt. Luther schlug am Tage vor Allerheiligen, an welchem sich die Stiftsangehörigen in Wittenberg versammelten, seine 95 Thesen an der Schloßkirche an; ob gerade deshalb 95, weil Albrecht in seiner Weisung für die Commissarien 94 Sätze aufgestellt hatte, mag dahingestellt bleiben.

Der Kurfürst hatte den Ablaßvertrieb in seinen Ländern, welche an die von Magdeburg grenzten, verboten. Sah er die gewaltige Erregung kommen, welche folgte? Die Sage nimmt eine solche Vorahnung an und spricht dies aus, indem sie von einem merkwürdigen Traume Friedrichs erzählt, welchen er in Spalatins Gegenwart seinem Bruder Johann mitgeteilt haben soll. Er sei in der Nacht vor Allerheiligen in seinem Schlosse zu Schweinitz nach dem Gebet ruhig eingeschlafen. Nach Mitternacht habe Gott einen Mönch zu ihm geschickt, einen Sohn des Apostels Paulus, begleitet von den Heiligen, dem er erlauben sollte, etwas an die Schloßkirche in Wittenberg zu schreiben. „Darauf fähet der Mönch an zu schreiben und macht so grobe Schrift, daß ich sie hier zu Schweinitz erkennen konnte; er führte auch eine so lange Feder, daß sie mit dem anderen Teile gen Rom reichte und einen Löwen, der zu Rom lag (Leo X.), mit dem Sturz ins Ohr stach, so daß der Sturz zum anderen Ohre wieder herausging. Und streckte sich die Feder bis an der päpstlichen Heiligkeit dreifache Krone und stieß so stark daran, daß sie begunte zu wackeln und wollte ihrer Heiligkeit vom Haupte fallen. Wie sie nun also im Fallen ist, deucht mich, ich und Euer Liebden stünden nicht weit davon, ich streckte meine Hand auch aus und wollte sie helfen halten; in demselben geschwinden Zugriff erwachte ich und hielt meinen Arm in die Höhe, war ganz erschrocken und zornig auf den Mönch, daß er seine Feder nicht bescheidener führte." Der Traum wiederholt sich das zweite und dritte Mal, Friedrich er-

fährt, daß die Feder von einer böhmischen hundertjährigen Gans (Hus) stammt, der Papst verlangt, daß er dem Mönch wehren soll, dann wacht er auf.

Wie ward dieser erste Schritt Luthers von denen angesehen, auf deren Urteil es ankam? Die römische Curie konnte ihrer Natur und Ueberlieferung nach nicht anders als die Thesen des kecken Mönchs verdammen, mochte auch in der 38. gesagt sein, daß des Papstes Vergebung und Austeilung mit nichten zu verachten sei, weil sie eine öffentliche Erklärung göttlicher Vergebung enthalte. Kaiser Max ließ sich von Staatsrücksichten bestimmen. Wir kennen Aeußerungen von ihm, welche beweisen, daß er, weit entfernt, dem Wittenberger Augustiner Unrecht zu geben, eine gewisse Teilnahme für seine Sache hatte; zu dem Kämmerer Pfeffinger sagte er: „Was macht Euer Mönch? Seine Dinge sind nicht zu verachten, er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen.“ Das war auf dem Reichstage in Augsburg, als er Grund hatte, auf Leo zu zürnen; in der Folge hat er des Mönchs kaum wieder gedacht. Ueber die Auffassung ferner des Kurfürsten würde nach dem, was vorhin bemerkt ist, nichts zu sagen sein, wenn nicht bereits von den Mitlebenden die Vermutung geäußert worden wäre, daß Luther des stillen Einverständnisses seines Landesherrn sicher gewesen sei. Dieser Annahme steht die ausdrückliche Versicherung des Gegenteils in verschiedenen Briefen Luthers an Spalatin entgegen; gleichwohl hat der Argwohn, wie aus den oben angeführten Worten des Nuntius Aleander erhellt, im feindlichen Lager sich erhalten. Andererseits war Friedrich keineswegs gewillt, seine Hochschule der Kraft zu berauben, welche die meisten Hörer nach Wittenberg zog. Als Luther zu einer Kapitelversammlung der Augustiner nach Heidelberg entboten wurde, ließ er an Staupitz in der Osterwoche 1518 schreiben: „Weil wir an diesem Manne fast gut Gefallen haben und sein nit gern lang von der Universität und seiner Lektion geraten, so ist unser Begehren, Ihr wollet daran und förderlich sein, daß er uns erst wieder allher komm' und nit verzogen noch aufgehalten werde.“ Noch weniger war es seine Art zu leiden, daß den Angehörigen seines Landes

Gewalt angethan würde. Zwar war sein kirchlicher Standpunkt noch immer der bisherige; auf die Forderung des Kardinals Rovera, welche im Auftrage des Papstes gestellt ward, Luther seinen Schutz zu entziehen, ließ er antworten: „daß ich nichts anderes fürnehmen oder thun will, auch weder ein ander Gemüt noch Willen fasse, denn daß ich mich gegen der heiligen Kirche gehorsamlich und unterthänig erzeigen will. So hab' ich auch bisher mich noch nie unterstanden, Schriften oder Predigten Luthers zu verteidigen. Auch thut mirs von Herzen wehe, daß in meinem Alter Irrtum im heiligen katholischen Glauben sollt entstehen; viel beschwerlicher aber wär mirs, daß solcher Irrtum von mir sollte gefördert und geschützt werden, vor welcher greulichen Sünde wolle mich der barmherzige Gott unbefleckt erhalten." Allein zugleich enthielt diese Antwort die Andeutung, daß er nicht darein willigen würde, den Mönch nach Rom auszuliefern. „Dr. Martinus hat sich allezeit erboten, so er mit freiem, sicherem Geleit wohl und genugsam verwahrt ist, wollte er vor frommen, unverdächtigen, unparteiischen, gelehrten und christlichen Richtern seine Lehre selbst verteidigen."

Verhielt sich so der Fürst parteilos und abwartend, so scheint die Beistimmung der Räte und Hofleute eine warme und vollständige gewesen zu sein; auch ist wohl der Gedanke, die Auslieferung Luthers nach Italien abzulehnen, seine Vernehmung in Deutschland zu erlangen, dem Kurfürsten durch Spalatin und andere Räte nahegebracht; wir finden diesen Ausweg von Luther selbst vorgeschlagen in einem Briefe an Spalatin vom 8. August 1518. Ein Teil der Geistlichkeit stand gleichfalls auf dieser Seite, vornehmlich die Augustiner, welche ihn in Heidelberg ohne Mißstimmung als den ihrigen aufnahmen; sogar ein Bischof, der Würzburger Lorenz von Bibra, sprach sich zu seinen Gunsten aus. Und wie viel mehr noch die Studenten, welche die Gegenthesen Tetzels, die ein Hallenser nach Wittenberg brachte, kurzweg verbrannten! Aber die Masse des Volks? Ein Zeitgenosse berichtet: „in vier Wochen hatten die Thesen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer." Nicht nur in

Deutschland, sondern in Italien, in England machten die Sätze das größte Aufsehen. Endlich ein Mann, endlich ein Wort! Die lebhaftesten Anhänger wurden begreiflicher Weise die Bürger der Städte, zumal die Nürnbergs.

Umgekehrt fehlte es auch nicht an Gegnern; und leid mochte es Luther wohl thun, daß außer solchen, welche offen gegen ihn auftraten wie Eck, Wimpina, auch manche seiner alten Erfurter Genossen sich von ihm abwandten.

Wichtiger indessen als die Frage um Luther war im Augenblicke für das Reich die andere um den Nachfolger Maximilians. Hauptsächlich um diese für seinen ältesten Enkel Karl, der bereits König von Spanien und Neapel, Herzog von Burgund war, sicher zu stellen, hatte Max den Reichstag nach Augsburg im Sommer 1518 berufen. Auf demselben erschien zugleich als päpstlicher Legat der Kardinal Cajetan, welcher eine neue Türkensteuer fordern, nebenbei dem Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg die Kardinalswürde bringen sollte; außerdem war er beauftragt, die Lutherische Ketzerei, wie man in Rom die Sache nannte, zu beseitigen.

Wäre Leo nur der erste Priester der Christenheit, nicht auch weltlicher Herrscher gewesen, so würde er in der Frage der Nachfolge ohne Besinnen sich für die Wahl Karls zum Römischen König haben entscheiden müssen, denn der junge Habsburger galt als ein treuer Sohn der Kirche und besaß Machtmittel genug, um der Kirche wesentliche Dienste zu leisten. Allein der geistvolle Papst war in erster Linie Fürst und Glied des Hauses Medici, ihm erschien Karls Uebermacht drückend und gefährlich für den Kirchenstaat, zudem hatten ihn die Beziehungen seiner Familie in der letzteren Zeit auf die Seite Frankreichs gestellt, und der Wittenberger Handel berührte ihn in der Tiefe eigentlich nicht. Ging er nun auch mit Max den gleichen Weg, soweit es sich um die Türkensteuer handelte, so waren dem Cajetan doch auch Weisungen gegeben, jenem entgegenzuarbeiten, sobald es sich um die Habsburgische Machterhöhung handelte. Und auf diesem Ge=

biete war es wichtig, sich die Kurfürsten zu Freunden zu machen, insbesondere den angesehensten, Friedrich den Weisen; dies war doppelt wichtig, da der Reichstag die Türkensteuer ablehnte, hingegen seine alten Beschwerden über die kirchlichen Mißstände wiederholte. Am 27. August erfolgte der Beschluß der Kurfürsten, Karl zum Römischen König zu wählen — gegen die Stimme Friedrichs. Es war der letzte Erfolg Maximilians. Was Friedrich belangt, so war die früher freundliche Stellung zu Max seit 1512 ernstlich getrübt, und wenn Herzog Georg von der albertinischen Linie die vom Vater überlieferte Abhängigkeit von dem Hause Habsburg bewahrte, so blieb sein Vetter, der Kurfürst, kühl und zurückhaltend, verletzt vielleicht durch des Kaisers Wortbrüchigkeit bei Gelegenheit der Jülichschen Erbschaft.

Wer sähe nicht, daß die vielfach verschlungene Lage der Dinge Luthers Sache zugute kommen mußte? Dieser hatte unterdessen verschiedene Schriften ausgegeben, welche den Beweis lieferten, daß er weit entfernt war, seinen Standpunkt aufzugeben; und hatte ihn Friedrich zur Vorsicht auffordern lassen, so dachte er daran, dessen Land zu verlassen, er möchte ihm keine Ungelegenheiten bereiten. Allein Friedrich wies es weit von sich, einen Unterthan preiszugeben, der die Zierde seiner Universität war, vielmehr setzte er es einer neuen Mahnung des Papstes gegenüber durch, daß dieser und Cajetan vorläufig mit einer Vernehmung Luthers in Deutschland zufrieden waren. Auch dem Kaiser ließ er ans Herz legen, der Auslieferung des Mönches entgegenzutreten.

Wir haben nicht weitläuftiger zu erzählen, wie die Besprechung Luthers mit dem Legaten in Augsburg (Oktober 1518) den Zwiespalt zwischen jenem und der römischen Curie mehr schärfte als minderte. Der Kurfürst ließ sich durch ein Schreiben des Kardinals, in welchem Lossagung von Luther gefordert ward, nicht zu Maßregeln gegen diesen bewegen, zumal da sich die Universität ihres Mitgliedes annahm; er begnügte sich, Luther zur Verantwortung aufzufordern, schickte dessen Schreiben an den Legaten und verlangte zugleich eine bündige Darlegung

seiner Irrtümer, „damit wir erfahren, weshalb er doch ein Ketzer sein soll." Pfeffinger erhielt den Auftrag, den Kaiser und seine Räte noch einmal um Vermittelung anzugehen. Luther freilich dachte mehr denn je an einen Wechsel des Aufenthaltsortes.

In Rom geriet man in Verlegenheit. Es war unmöglich, den Ablaß fallen zu lassen. Aber konnte man sich den Kurfürsten zum Gegner machen? Jetzt, da man seiner gegen die Ueberhebung der Habsburger bedurfte? Es ward ein Mittelweg eingeschlagen. In einer Bulle, welche im Dezember 1518 in Sachsen zur Veröffentlichung gelangte, ward jeder Zweifel an der Ablaßlehre verdammt, andererseits jedoch der päpstliche Kammerherr Karl von Miltitz, ein geborner Sachse, damit beauftragt, den Kurfürsten durch Ueberreichung der goldenen Rose, welche Auszeichnung nur besonders kirchentreuen Fürsten zuteil wurde, an den päpstlichen Hof zu fesseln. Der Erfolg war der, daß die Einsichtigen unter den Deutschen nun deutlich sahen, es sei keine Abstellung der oft beklagten Schäden von Rom zu hoffen, und daß Friedrich den päpstlichen Gesandten gar nicht persönlich empfing, obwohl auch dieser Luther in Altenburg durch freundliche Worte zu gewinnen gesucht hatte. Der Riß wurde nur größer, Luther appellierte an ein künftiges Concil, erhielt jedoch übrigens vom Kurfürsten die Weisung, in Wittenberg zu bleiben, als er sich eben zum Abzuge rüstete.

Immerhin schien die Streitsache sich einem friedlicheren Ausgange zuzuwenden; hatte doch Luther sich bereit finden lassen, an den Papst zu schreiben. Da zündete Eck, von nun an der erbittertste Feind Luthers, ein neues Feuer an, indem er Carlstadt und Luther zu einer Disputation herausforderte, welche im Juni und Juli 1519 in Leipzig stattfand. Der Verlauf derselben ist bekannt. Luther wurde im Eifer des Streites dazu geführt, auszusprechen, daß Hus, der vom Concil verdammte Ketzer, nicht überall geirrt habe. Wie diese Behauptung den Reformator einen erheblichen Schritt in seiner Erkenntnis wie in seinem Gegensatze gegen Rom weiterführte, so trug sie auch den Unfrieden in das sächsische Fürstenhaus hinein. Herzog

Georg hatte die Disputation, welche von seinem Vetter Friedrich nicht gern gesehen ward, begünstigt, war selbst ein eifriger Zuhörer der beiden Streitenden gewesen: die Erklärung Luthers über Hus machte aus ihm einen entschiedenen Widersacher des Wittenbergers.

Unterdessen war ein Ereignis eingetreten, das in seiner Tragweite über allem zu stehen schien, was sonst in Deutschland geschah. Kaiser Max war am 12. Januar 1519 gestorben. Von der Persönlichkeit des Nachfolgers, seiner Befähigung, seiner Auffassung der Verhältnisse hing es ab, ob Deutschland fernerhin der Mittelpunkt der abendländischen Welt bleiben werde. Seine beiden Enkel waren Karl, für den sich bereits die Mehrheit der Kurfürsten erklärt hatte, und der mehrere Jahre jüngere Ferdinand. Stand zu erwarten, daß dieselben Kurfürsten sich an ihr Wort gebunden erachten würden? Die Wähler waren eben diejenigen, welchen an einer neuen Reichsordnung wenig lag, denen es vielmehr auf die Befestigung ihrer Selbständigkeit ankam.

Neben Karl trat als Bewerber Franz I. von Frankreich auf, kurze Zeit machten sich daneben Heinrich VIII. von England und Joachim von Brandenburg Hoffnung auf die höchste Fürstenwürde. Wir dürfen nicht dabei verweilen, welche Wendungen und Wechsel die Wahlfrage zu durchschreiten hatte: genug, daß die Franzosen eine Menge Geld, der Papst Ueberredung, Verheißung, Drohung in die Wagschale warfen, um die Bevorzugung des Königs Franz zu bewirken. Vergebens. Auch darauf ging man nicht ein, von den beiden Königen abzusehen und den angesehensten Reichsfürsten, den Kurfürsten Friedrich zu wählen, was schließlich vom Papste wie von England empfohlen ward. Friedrich selbst war dafür nicht zu gewinnen. Vielmehr entschied dieser für die Erhebung Karls von Spanien, sodaß am 28. Juni 1519, eben als man in Leipzig so hitzig stritt, der Enkel des Kaisers Max schließlich von allen Sieben in der Kapelle der Frankfurter Pfarrkirche zu St. Bartholomäus erkoren ward.

Daß Karl dem Geschlecht nach ein Deutscher war, daß die Regierung seiner übrigen Länder ihn voraussichtlich

öfter in die Ferne rufen würde, daß hingegen Franz die straffe Einheitlichkeit seiner Staatsverwaltung auch auf Deutschland übertragen könnte, — solche Erwägungen und Befürchtungen mögen die Kurfürsten bestimmt haben; sie unterließen nicht, sich ihre bevorrechtete Stellung durch eine sogenannte Wahlkapitulation, in welcher auch das Reichsregiment wieder eine Stelle fand, zu sichern. In der Masse des Volks, welches die Wahl gutheiß, ist neben der nationalen Empfindung auch der Unwille über die Einmischung des Papstes wirksam gewesen. Welche Ueberlegungen aber bewogen Friedrich, die Gelegenheit zur Erhöhung seines Hauses aus der Hand zu geben und, entgegen seinem Verhalten auf dem Tage zu Augsburg, Deutschland auf lange Zeit den Habsburgern zu überantworten? Daß er, wenn er für seine Person verzichtete, nur für Karl stimmen konnte, als Deutscher und als Kurfürst, begreift sich. Allein weshalb versagte er sich der hohen Aufgabe, dem Vaterlande zu einer neuen Lebensordnung zu verhelfen, an deren Erfüllung er einst ernstlich mitgearbeitet hatte? Wir dürfen annehmen, daß die Rücksicht auf sein Alter, seine körperliche Schwachheit, und noch mehr die klare Erkenntnis von der Ueberfülle der Bedürfnisse des Volks, von der Unmöglichkeit für einen einzelnen Mann und einen Herzog von Sachsen, sie zu bewältigen, den Ausschlag gegeben haben; tantum, quantum possum, soviel als ich kann — war sein Wahlspruch. Je deutlicher er, weit voraus seinen Zeitgenossen, übersah, wie vieles zu thun sei, desto mehr steigerte sich die ihm angeborene Bedenklichkeit. War ihm doch eben die kirchliche Bewegung zu einem neuen Gegenstande der Sorge geworden, und hatte er sich doch über dieselbe noch bei weitem kein sicheres Urteil gebildet. Eins ist gewiß: wenn er mit der Würde die Bürde auf sich genommen hätte, so würde die Entwickelung Deutschlands andere Wege, als die wir kennen, eingeschlagen haben.

Damit sind wir zu dem Lebensabschnitte des Kurfürsten gelangt, mit welchem er von der politischen Bühne

zurücktrat, sich nur noch der Verwaltung seines Erblandes, der Pflege seiner Universität und den Arbeiten widmete, welche die Ausgleichung und unparteiische Behandlung der Religionsstreitigkeiten erforderten. Unsere Verehrung für die Person des feingesinnten Fürsten wächst, indem wir wahrnehmen, wie er einerseits bestrebt ist, diese Bewegung aus sich selbst heraus ihren Abschluß finden zu lassen, gemäß seinem Grundsatze, daß die Sachen des Glaubens rein gehalten werden müßten wie das Auge, und wie er andererseits die Selbstüberwindung übt, von seinen lange gehegten Vorurteilen eins nach dem anderen abzuwerfen, ja sich den Anschauungen Luthers, dessen Art ihm wenig bequem war, einigermaßen zu nähern.

Die beiden streitenden Parteien hatten nicht geruht. Eck war nach Rom gegangen, um den Erlaß der Bulle gegen Luther zu betreiben, Herzog Georg lag dem Kurfürsten klagend an, daß er den Ketzer in sächsischen Landen dulde, Luther hingegen ließ im Sommer 1520 seine Schriften „An den christlichen Adel deutscher Nation“, im Herbst die „Von der Babylonischen Gefangenschaft“ erscheinen, zu denen der Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen trat, und in denen insgesamt der Gegensatz gegen das Papsttum, wenigstens das damalige, unverhohlen ausgesprochen war. Gerade in dieser Zeit hatte dem Kurfürsten sein Gesandter in Rom, Valentin von Teutleben, seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß er Luther schütze. Die Antwort giebt einen augenfälligen Beweis davon, wie aufmerksam Friedrich beobachtete und wie er in der unbefangenen Beurteilung der Streitfragen vorwärts schritt. Nachdem er bemerkt hat, daß er Laie sei und sich der Entscheidung enthalte, daß er Luther nur schirme bis zur Fällung des Urteils, fährt er fort: „Nunmals auch die Laien anfangen klug zu werden, Lust und Liebe zur heiligen Schrift haben, dieselbe recht zu erkennen. Wo Luthers Lehre nicht mit beständigen Gründen und öffentlichen und hellen Zeugnissen der heiligen Schrift widerleget, sondern allein mit Schrecken der Kirchengewalt prozedieret und fortgefahren werden soll: so würde es nicht also hingehen, dafür mans hält, sondern würde in Deutsch-

land ein groß heftig Aergernis erwecken und schreckliche, grausame, schädliche und verderbliche Empörungen erregen, welches dann weder dem heiligen Vater, dem Papste, noch anderen zu einigem Nutz und Frommen gereichen möchte."

Während Eck die am 20. Juni 1520 in Rom ausgefertigte Bulle gegen Luther in Deutschland verbreitete, und Miltitz vergebliche Versuche zu machen fortfuhr, auf seine Weise den Brand zu löschen, befand sich Friedrich auf dem Wege nach Aachen, zur Krönung Karls. In Köln, wo ihm sein Gesundheitszustand verbot die Reise fortzusetzen, traf er mit dem berühmten Erasmus zusammen. Mit demselben hatte er schon im Frühjahr 1519 im Briefwechsel gestanden, aus welchem uns ein schönes Wort aufbewahrt ist. „Daß Lutheri Sachen von viel frommen, aufrichtigen und gelehrten Leuten vor gut angesehen und gelobt, desgleichen seine Schriften von vortrefflichen Männern mit großer Brunst und Begier gelesen werden, ist uns sehr lieb und angenehm, und darum desto lieber, daß auch allhier die Gelehrtesten und Fürnehmsten in unsern Ländern und Fürstentümern, geschweige denn in fremden Ländern des Mannes Leben, Wandel und Sitte sowohl als seine Geschicklichkeit wunderbarlicher Weise und einträchtiglich loben. Denn daß er bisher in unserem Sachsenlande hat Aufenthalt und Schutz gehabt, ist nicht allein seiner Person, sondern auch seiner Sachen halben geschehen. Achten auch das für unbillig, daß die, so aller Ehren wert, sollten von uns beschwert werden, und wollens auch durch Gottes Hilfe und Beistand nie geschehen lassen, daß irgend ein Unschuldiger in unseren Landen und Herrschaften durch unser Zulassen etlicher Bosheit und Frevel, so nur das Ihre suchen, übergeben werde." Jetzt beschied Friedrich Erasmus am 5. November in seine Wohnung am Dreikönigsmarkte zu einer Unterredung, welcher Spalatin anwohnte. Sie wurde lateinisch geführt. „Da ließ der Kurfürst Erasmum fragen, ob ers dafür hielte, daß Dr. Martin Luther in seiner Lehre, Predigten und Schriften geirret hätte. Da schmatzt erstlich Rotterdamus, ehe er Antwort gäbe. Da sperrt auch wahrlich mein gnädigster Herr Herzog Friedrich seine Augen nur wohl auf, wie denn

seine Weise war, wenn er mit Leuten redete, von denen er eine beständige Antwort wollte haben. Da hub Erasmus an und sagte rund diese Worte in Latein: Luther hat in zwei Stücken gefehlt, nämlich daß er dem Papste an die Krone, den Mönchen an die Bäuche gerührt hat." Das war eine Auskunft, welche für Luther Partei zu nehmen schien, die auch Erasmus in einigen Sätzen noch weiter begründete, welche er Spalatin für Luther mitzugeben gedachte, nachher jedoch zurückzog. Wenn es sich nicht sowohl um eine geistreiche Bemerkung als um die Bewährung sittlicher Grundsätze handelte, so war es um die Festigkeit der Humanisten nicht allemal gut bestellt. Erasmus ist später auf die Seite der Gegner Luthers getreten.

Auf die Veröffentlichung der Bulle hatte Friedrich mit einem unwilligen Schreiben an den päpstlichen Legaten Aleander geantwortet, Luther ging einen Schritt weiter, er verbrannte die Bulle am 10. Dezember 1520. Es fällt auf, daß der Kurfürst dem Mönche diesen jähen Bruch nicht allzusehr verdacht zu haben scheint. Wie wenn er ihn als einen verdienten Gegenschlag wider das Verbrennen der Lutherischen Schriften angesehen hätte, so läßt er sich dahin vernehmen, „viel Dings wäre verblieben, wo der Papst und die Seinen hätten ohne Sturm und Frevel mit mir gehandelt." Aber mit welchem warmen Zuruf begleitete die Nation den streitfertigen Augustiner, der bei allem Kampfesmut soviel Mitempfinden für jeden Herzschlag des Volkes hatte und Töne anzuschlagen wußte, die bei jedermann Wiederhall fanden. Ungefähr um diese Zeit hat sich auch Hutten von der humanistischen Gleichgiltigkeit losgesagt und sich offen den Wittenbergern angeschlossen.

Der junge Kaiser war von Spanien nach den Niederlanden gesegelt und zog den Rhein herauf, um seinen ersten Reichstag in Worms zu halten. Die alten Fragen, welche Max zu vertagen gewohnt gewesen war, standen noch unerledigt, Landfriede, Heerbann, Steuern. Allein in den Augen der Nation handelte es sich zur Zeit um

diese nicht. Wie sich der neue Oberherr „zu der großen Weltveränderung" stellen würde, — darauf waren alle Gemüter gespannt.

Wir haben seit einigen Jahren vollständige Kenntnis von den Beratungen, welche den Wormser Apriltagen des Jahres 1521 vorausgingen, sowie eine Zeichnung der anwesenden Persönlichkeiten in den Berichten, welche der päpstliche Nuntius Aleander nach Rom sandte. Aus denselben läßt sich entnehmen, daß die deutschen Angelegenheiten nicht allein in Betracht kamen, daß vielmehr die Weltpolitik ihre Schatten in alles, was vorgenommen ward, hineinwarf. Mußte doch dem Kaiser daran gelegen sein, daß er in dem bevorstehenden Kriege den Papst nicht zum offenen Gegner hätte und hinwiederum auch von Deutschland unterstützt würde. Wie viele Rücksichten waren also zu nehmen! Auf die Fürsten, die vornehmen Geistlichen, die Ritterschaft, die Städte, vornehmlich auf die Stimmung des Volks, welche sich immer bedrohlicher kundgab und die auch die Fürsten in ihren Beschwerden zum Ausdruck brachten.*)

Wenn die Deutschen das Unbillige in der Bulle gegen Luther anfochten, weil ihm seine Rechtfertigung abgeschnitten werden sollte, weil nicht Deutsche, sondern Italiener den Spruch gefällt hätten, so war es auch für den Kaiser nicht eben leicht, dem Banne sofort die Acht hinzu zu thun, ohne ihn zu hören. Häufige und lange Besprechungen wurden dieserhalb abgehalten, der Kurfürst selber schwankte, ob es vorteilhaft für seinen Mönch sei, ihn nach Worms kommen zu lassen, wäre es selbst unter kaiserlichem Geleit. Wurde er als Ketzer angesehen, wofür ihn doch die Anhänger des Papstes halten mußten, so gab es keine Sicherheit für sein

*) In Mainz weigerte sich der Henker, die Bücher Luthers auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, weil sie nicht gesetzlich verdammt worden seien; in Worms konnte Aleander kein Quartier finden, er glaubte öfter sein Leben gefährdet; Drohbriefe wurden in der kaiserlichen Kammer gefunden, auf denen dreimal das Wort Bundschuh stand; der Bischof von Sitten äußerte unverhohlen die Besorgnis, daß die Deutschen nach der Abreise des Kaisers von dem Papste abfallen würden.

Leben, obwohl Aleander dem Kurfürsten in Köln beteuert hatte, daß der Papst weit entfernt sei, seine Hände mit dem Blute desselben „feist" zu machen, obwohl des Kaisers Beichtvater Glapio die Herstellung des Friedens in gewisse Aussicht stellte, wofern Luther die Schrift über die babylonische Gefangenschaft widerrufe. Endlich ward seine Berufung unter der Form beschlossen, daß eine Verhandlung mit ihm nicht mehr stattfinden, daß ihm nur Gelegenheit zum Widerruf geboten werden solle; es ward der Reichsherold Kaspar Sturm beauftragt, „dem ehrsamen, lieben, andächtigen Dr. M. Luther" die Vorladung mit dem kaiserlichen Geleitsbriefe einzuhändigen; in dieser Urkunde sollte zugleich der Satz ausgelassen werden, daß einem Ketzer keine Treue zu halten sei, — darauf hatte der Kurfürst, unterstützt von dem jungen Landgrafen Philipp von Hessen, ernstlich gedrungen.

Daß Luther am 17. und 18. April vor Kaiser und Fürsten seine Sache trefflich vertreten hatte, erkannte auch der Kurfürst an, indem er zu Spalatin sagte: „O, wie wohl hat Pater Martinus geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs! Er ist mir viel zu kühn." Aber daß die Acht trotzdem verhängt werden würde, verkannte er ebenso wenig. An seinen Bruder Johann schrieb er: „Martinus Sache stehet also, er muß ins Elend (in die Verbannung), kein Mittel giebts dagegen, der Ausgang aber stehet bei Gott." In der That erschien am 28. Mai das bekannte Wormser Edikt, dessen Verfasser Aleander war, das jedoch das Datum des 8. Mai trug, weil man nicht wissen lassen wollte, daß es ohne das Gutheißen vieler Fürsten abgefaßt war, welche Worms schon verlassen hatten (Friedrich am 23. April). Darin heißt es, daß den verstockten Zertrenner und offenbaren Ketzer nach der Frist von zwanzig Tagen weder jemand hausen noch höfen, noch speisen oder tränken dürfe. Vom 4. Mai 1521 verschwand der Geächtete, der Kurfürst hatte seinen Räten Thun, Feilitzsch und Spalatin den Auftrag gegeben, demselben eine Zufluchtstätte auszusuchen, die er selbst nicht kennen wollte.

Der Heldengang Luthers nach Worms wird für die

Deutschen in alle Zeit eine Großthat in ihrer Geschichte bleiben. Es ist deshalb nicht wohlgethan, etwas nebenher ins Auge zu fassen. Dennoch verlangt es die Rücksicht auf den Kurfürsten, daß wir einen Blick auf das Bild werfen, welches Aleander von ihm während des Zusammenseins auf dem Reichstage zeichnet. Natürlich ist dasselbe von dem leidenschaftlichen Hasse des Italieners entstellt. Dennoch nennt er ihn einen tüchtigen, nur von seinen Räten irregeleiteten Fürsten, der freilich wortkarg sei und seine Meinung nicht leicht kundgebe. Später allerdings berichtet er von tausend niederträchtigen, heimlichen Umtrieben der Sachsen, am 11. Mai ist er nur noch der verruchte Sachse, der das Genick brechen mag, wenn er sich nicht bekehrt.

Krank war Friedrich vom Reichstage heimgekehrt, er litt am Podagra und einem äußerst schmerzhaften Gallen- und Steinleiden. Aber auch zuhause sollte er die gewünschte Ruhe nicht finden. In Wittenberg war während der Abwesenheit Luthers die Reformation zwar fortgeschritten, jedoch nicht in Maß und Ordnung. Aus den Klöstern traten die Mönche aus, zuerst die Augustiner, einzelne heirateten, die Bürger begannen an vielen kirchlichen Einrichtungen Anstoß zu finden, vermieden das Fasten, die Beichte, erhoben Einwürfe gegen die Messe. Der Führer in diesen Unruhen war Carlstadt, welcher noch weiter ging als die Masse, auf die Bilder in den Kirchen schalt, das Abendmahl in beiderlei Gestalt austeilte, die Kindertaufe verwarf und das Studium der Schrift für überflüssig erklärte. Es ist eben der gewöhnliche Gang der Dinge, daß bei Neuerungen die Geister zweiten, dritten Ranges sich vordrängen und, wenn die eigentlichen Leiter fehlen, sich durch Ueberbieten derselben Ansehen zu schaffen suchen. Die Aufregung in der Stadt ward noch ärger, als zwei von den Zwickauer Propheten, Nicolaus Storch und Marcus Thomae Stübner, die samt Thom. Münzer aus Zwickau verwiesen waren, Wittenberg aufsuchten; sie ward so arg, daß der Rat der Stadt des Sturmes nicht mehr Herr werden konnte, und Melanchthon sich um Hilfe an den Landesherrn wandte, das Einschreiten Luthers erbat.

Friedrich schrieb die Einsetzung eines Schiedsgerichts vor, verbot die von Melanchthon vorgeschlagene Disputation mit den Eiferern, lehnte die Rückberufung Luthers ab. Wie konnte er anders? Der Geächtete setzte sich den größten Gefahren aus, wenn er sein Versteck verließ, in die Welt hinaustrat. Zudem führte nach der Abreise des Kaisers das Reichsregiment die Verwaltung, in diese Behörde war seit Anfang des Jahres 1522 Herzog Georg eingetreten, gegen die Neuerungen ergingen scharfe Verordnungen, welche die sächsischen Landesbischöfe sofort zum Eingreifen zu benutzen gedachten. Das Verhalten des Kurfürsten in dieser schwierigen Lage ist einigermaßen befremdlich. Es gelang der Stadtverwaltung, eine neue Ordnung des Gottesdienstes herzustellen, die Verhältnisse der Mönche zu regeln, das Armenwesen auf neue Grundlagen zu stellen. Friedrich sah darin ein übereiltes Zugeständnis, es widerstrebte ihm insbesondere, daß man anderwärts die Trennung von der allgemeinen giltigen Kirchenordnung ihm schuld geben möchte, wie denn sein Vetter Georg nicht müde ward, diesen Vorwurf zu erheben. Trotzdem that er nichts, dem Unwesen zu steuern; nur über die Zwickauer, welche sich auf unmittelbare Eingebungen des heiligen Geistes beriefen, sprach er seinen Unwillen aus und wies sie aus. Es ist schwer, den Gedankengang des überlegsamen Fürsten zu treffen. Wir sagten schon, daß er sich die Befähigung und Berechtigung nicht zutraute, die Bewegung zu leiten; gerade aus dieser Zeit sind Aeußerungen aufbewahrt, welche von seinem frommen und bescheidenen Sinne Zeugnis geben. Kann ein Fürst demütiger und entsagungsvoller sprechen, als wenn er sagt: „Es ist ein wichtiger und großer Handel. Nun hat mein lieber Gott meinem Bruder und mir eine ziemliche Armut gegeben. Ehe ich wollte mit Wissen wider Gott handeln, ehe wollte ich meinen Stab nehmen und aus dem Lande gehen"? Aber die ungebührlichen Ausschreitungen hätte er immerhin dämpfen können. So war er, ohne daß er es inne ward, in die Hand eines Ueberlegeneren gegeben, und dieser war Luther, der in den ersten Märztagen 1522 in Wittenberg eintraf und durch sein Auftreten wie Predigen

die hochgehenden Wogen beruhigte. Luther widersetzte sich mit seiner Abreise der ausdrücklichen Weisung des Kurfürsten. Sein damaliger Briefwechsel mit diesem läßt uns einen Blick in die Seele beider thun. Der Fürst ist ratlos, besorgt vor Vorwürfen, die ihm andere, die er sich selbst machen könnte; der Mönch hat das Gefühl der Kraft und Selbstgewißheit, ihn treibt das Gefühl der Verantwortung zum Eingreifen und Handeln. Die Worte der Zwei erinnern an das Verhältnis der Propheten des alten Bundes zu den Königen Israels. Welche Sprache Luthers in dem Briefe aus Borna vom 5. März 1522, in welchem er seine bevorstehende Ankunft meldet: „Solches sei Ew. Kurfürstl. Gnaden geschrieben, der Meinung, daß Ew. Kurf. Gnaden wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz, denn des Kurfürsten. Ich habs auch nicht im Sinne, von Ew. Kurf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja ich halt', ich wollt E. K. Gn. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte!“ Eine Sprache, die vermessen wäre, wenn sie nicht die lauterste Glaubenszuversicht eingegeben hätte. Von dieser Zeit an wird eine größere Uebereinstimmung des Fürsten mit seinem Unterthan, den er trotzdem nicht sah, zu setzen sein. Die Reformation war in Sachsen nicht mehr aufzuhalten, kaum auch anderwärts.

Der Kurfürst war wegen des Reichsregimentes in Sorgen gewesen. Indessen liefen die Dinge in Nürnberg gar wunderlich und keineswegs so übel, als man am sächsischen Hofe gefürchtet hatte. Leo X. war am 1. Dezbr. 1521 gestorben, der Kaiser hatte es durchgesetzt, daß sein ehemaliger Lehrer, Hadrian von Utrecht, zum Papst gewählt ward, 9. Januar 1522. Das war ein glänzender Triumph, und doch sollte er sich desselben nicht zu sehr freuen. Denn der ehrliche, doch wenig weitsichtige Hadrian glaubte nicht nur seinem Verhältnis zu Karl, sondern noch anderen gerecht werden zu müssen. Den Frieden unter den Monarchen der Großstaaten herzustellen, ihre geeinten Kräfte gegen die Türken zu wenden, die Ketzerei abzustellen, zugleich jedoch die viel beklagten Schäden der Kirche zu heilen, — dies hatte er sich vorgesetzt. Von seiner Seite durften mithin diejenigen, welche nur die bisherigen Zu-

stände beibehalten wollten, nicht allzuviel erwarten. Gleichwohl ward dem neuen Legaten in Deutschland, Chierigato, aufgegeben, von der Reichsregierung die Ausführung des Wormser Edikts dringlich zu verlangen. Von der Reichsregierung! War sie imstande, die Acht gegen Luther zu vollstrecken? — Der Kaiser hatte seinen Bruder Ferdinand zu seinem Stellvertreter im Reichsregiment ernannt, in dessen Abwesenheit sollte der Pfalzgraf Friedrich den Vorsitz führen. Das Regiment sollte im Oktober 1521 in Nürnberg zusammentreten, im März des folgenden Jahres der Reichstag. Zu Beschlüssen in der größeren Versammlung gelangte man nicht, man setzte einen neuen Termin auf den 1. September an. Aber auch das Reichsregiment, welches beisammen blieb und zu dem sich der Kurfürst im August einstellte, stieß auf Schwierigkeiten. Die Steuern gingen nicht ein, die säumigsten Zahler waren die Habsburger, Ferdinand und seine Tante Margarethe in den Niederlanden. Zugleich brach Sickingen mit seinem Zuge gegen den Kurfürsten von Trier los, und auf das Friedensgebot des Regimentes achtete keine der beiden Parteien. Zu einer Besprechung der „Lutherschen Irrungen“ kam es erst im folgenden Jahre, und auch dann brachte es die Gewandtheit des kurfürstlichen Gesandten Hans v. d. Planitz und des Bambergischen Johann v. Schwarzenberg dahin, daß die Spitze der Beschlüsse sich ebenso gegen das römische Kirchentum als gegen die neue Lehre kehrte; inbetreff der letzteren setzte man ganz allgemein fest, daß die Prediger „allein das heilig Evangelium nach Auslegung der von der Kirche bewährten und angenommenen Schriften“ lehren sollten. Gelang es doch nicht einmal, die Nürnberger Prediger, welche gegen den Legaten von der Kanzel eiferten, zum Schweigen zu bringen. Und durfte man die Bürger der mächtigen Stadt reizen, deren Rat eben der Geldnot des Regimentes und Kammergerichts durch einen Vorschuß zuhilfe gekommen war? Nichtsdestoweniger hatten die Freunde der Reformation einen schweren Stand gegen die Angriffe des Herzogs Georg und des Brandenburgers Joachim gehabt, und sehr nützlich war es darum gewesen, daß Friedrich sich von Luther hatte einen Brief schreiben

lassen, in welchem dieser erklärte, daß er gegen den Willen des Landesherrn nach Wittenberg zurückgekehrt sei. So konnte der Vorwurf einer Beteiligung an dem, was gegen des Kaisers Edikt geschehen zu sein schien, abgewiesen werden.

Die Jahre von 1521—1525 werden wohl als die fröhliche Jugendzeit der Reformation bezeichnet. Dem alternden Kurfürsten jedoch brachte die nun folgende Entwickelung unausgesetzt die schwersten Sorgen. In allen Gauen Deutschlands ward die neue Lehre angenommen, selbst Herzog Georg konnte in seinen Landen ihre Ausbreitung nicht aufhalten. Viel trug dazu bei, daß nunmehr die Uebersetzung der Bibel, an welcher Luther auf der Wartburg so fleißig gearbeitet hatte, ausgegeben wurde; am Tage Mathäi, 21. Septbr. 1522, erschien die sogenannte Septemberbibel, „Das Newe Testament. Deutsch. Wittenberg". Der Drucker war Melchior Lotther, welcher den 438 Seiten umfassenden Quartband in drei Abteilungen, die zu gleicher Zeit gesetzt wurden, mit Anspannung aller Kräfte seiner Werkstatt hatte herstellen lassen. Wenn wir nun hören, daß Luther in denselben Herbsttagen nach Weimar geladen ward, um vor den Herzögen Johann und Johann Friedrich zu predigen, daß er in Zwickau vor Tausenden auf offenem Markte sprach, so könnte es wundernehmen, daß in Wittenberg selbst die kirchliche Umbildung nur langsam und mit Widerstreben vonstatten ging. Wir vergessen dabei wohl, daß gar viele von den altgewohnten Gebräuchen, Messe, Heiligenverehrung u. s. w. nicht lassen mochten, daß bei manchen auch die Erhaltung des äußeren Lebens, Gehalt, Wohnung, an die katholischen Einrichtungen gebunden war. Während an der Stadtkirche der Uebergang eher bewerkstelligt wurde, fanden im Stift Allerheiligen längere Kämpfe statt; die alten Stiftsherren blieben auf dem bisherigen Standpunkte. Luther, unterstützt von Justus Jonas, eiferte gegen die Winkelmessen, gegen das Abendmahl unter Einer Gestalt und mehreres dergleichen. Erst am Ende des Jahres 1524 gaben die Stiftsherren ihren Widerstand auf. Denn der Kurfürst, der von dem

Wege des Rechtes und der Billigkeit nicht weichen wollte, schützte das Bestehende; es fielen in seinen Bescheiden ungnädige Aeußerungen, wogegen es auch Luther an ungeduldigen, gereizten Worten nicht fehlen ließ.

Auch andere Sorgen, welche nicht von den Bewegungen der Heimat herrührten, lasteten auf den müden Schultern Friedrichs. Zwar der Kaiser verweilte weit ab in Spanien, im Herbste erlöste der Tod den Papst Hadrian aus seiner unhaltbaren Lage, von seinen unfruchtbaren Bemühungen um eine Viertelsreformation; Clemens VII. ward sein Nachfolger, der zweite Medici, welcher die dreifache Krone trug. Sickingens Unternehmen war mißglückt, er starb im Mai 1523, und Hutten endete wenige Monate später sein unstätes, ärmliches Leben auf der Insel Ufnau im Zürichsee. Aber Norddeutschland litt noch immer unter den Nachwehen der Hildesheimer Fehde, in welcher sich die Lüneburger Welfen, die Schwestersöhne Friedrichs, und die Wolfenbüttler gegenüber gestanden hatten. Der eine der Neffen, Heinrich der Mittlere, hatte müssen nach Frankreich fliehen. Noch peinlicher mochte dem Kurfürsten das Geschick eines anderen Neffen, des Sohnes seiner Schwester Christine, sein, Christians II. von Dänemark. Dieser unzuverlässige, gewaltthätig-grausame Monarch hatte sich 1521 der Reformation zugewandt und damals Carlstadt nach Kopenhagen berufen, mehr, um sich der Güter der Geistlichkeit zu bemächtigen, als aus innerer Ueberzeugung. Später hatte er sich wieder mit dem Papste ausgesöhnt. Jetzt erschien er in Wittenberg, als er nach dem Aufstande der Dänen auch sein heimatliches Reich verloren hatte. In dem Hause Lukas Kranach's hat er gewohnt, ohne für die Zurückführung in die Herrschaft etwas zu erreichen. Konnte Kaiser Karl, dessen Schwester Isabelle seine Gemahlin war, ihm nicht helfen, so war der Kurfürst noch weniger dazu imstande. Endlich verweilte noch ein anderer Fürst, der, wo nicht Unterstützung, so doch Rat suchte, im September 1523 in Wittenberg, der Hochmeister Albrecht von Preußen. Ihn bestimmte Luther dazu, die Ordensregel beiseite zu werfen und aus dem geistlichen Staate einen weltlichen zu machen. Indem wir dies erwähnen, möchten wir damit andeuten,

daß in gewissem Grade der Hof des Kurfürsten und Wittenberg damals eine Art von Mittelpunkt der abendländischen Welt geworden war.

Den letzten Reichstag hat der Kurfürst vom 28. Novbr. 1523 an in Nürnberg besucht. Seine Stellung im Reiche war nicht mehr die alte. Mit dem, was verhandelt ward, konnte er gleichfalls nicht zufrieden sein.

Bereits auf dem zweiten Nürnberger Tage waren Mißhelligkeiten zwischen den übrigen Ständen und den Städten entstanden. Die letzteren klagten darüber, daß sie nicht zur Abstimmung zugelassen würden, hauptsächlich jedoch, daß das Regiment die Auflegung eines Reichszolles beschlossen hatte. Wirklich würde ein solcher die Mittel geboten haben, die Geld- und Besoldungsnot zu endigen. Allein die reichen Kaufherren, die Welser und Fugger u. a., welche den Großhandel allein in Händen hatten und über deren bevorrechtete Stellung allgemein Klage geführt ward, schickten eine Gesandtschaft der größeren Städte nach Spanien, welche nach längeren Unterhandlungen mit den Räten des Kaisers ein Verbot des Zolles auswirkte. Als dann der Reichstag nach langem Zögern endlich am 14. Januar 1524 eröffnet wurde, zeigte es sich, daß nicht nur die Städte im Gegensatz zum Regiment standen, sondern in einem noch viel schärferen verschiedene Mitglieder des Fürstenstandes, namentlich die Besieger Sickingens. Man wollte auf alle Fälle andere Mitglieder in diese Behörde gewählt wissen. Wenngleich nun der Kaiser durch seinen Abgeordneten Hannart die gänzliche Abschaffung des Regimentes nicht bewilligen ließ, so war er doch einer Verlegung desselben nach einer schwäbischen Stadt (Eßlingen) und einem Personenwechsel nicht entgegen und verbot die Einrichtung des Reichszolles. So „wetteiferten Fürsten und Städte, denen jedes Verständnis an den allgemeinen Reichsinteressen geschwunden war, die lange erstrebte ständische Reichsverfassung zu untergraben.“ Das Auftreten des päpstlichen Legaten Campeggi wartete der Kurfürst nicht ab, die politische Arbeit seines Lebens war ohne Ergebnis geblieben, er verließ Nürnberg am 26. Februar 1524. Desto schwereren Stand hatten seine Vertreter,

unter welchen wieder der einsichtige Planitz hervorzuheben ist, als der Legat am 17. März vor dem Reichstage erschien und, ohne auf die Beschwerden der Nation Rücksicht zu nehmen, ja sie vielmehr hochmütig beiseite lassend, mit Unterstützung der kaiserlichen Bevollmächtigten die Ausführung des wormser Edikts dringend verlangte. Er selbst hatte erfahren, in welcher Ausdehnung das Volk von der Reformation erfaßt war, in Augsburg war man ihm feindselig begegnet, in Nürnberg wagte er nur als Privatmann einzuziehen, von den Kanzeln ward gegen den Antichrist in Rom gepredigt. Planitz, welcher nach der Zusammensetzung des Reichstages (17 geistliche, 13 weltliche Fürsten und darunter manche römisch Gesinnte) ein böses Ende kommen sah, riet dem Kurfürsten, „weil die Sache so gar beschwerlich und sorgfältig stehet, daß sich Dr. Martinus doch eine Zeit lang von Wittenberg und aus Ew. Kurf. Gnaden Fürstentümern begeben möchte.“ In den Verhandlungen jedoch erhob er unverzagt Einspruch „gegen das harte und geschwinde Edikt, das man vorhabe ausgehen zu lassen, welches gewißlich zu merklichem Aufruhr und Empörung im Reich Ursach geben werde.“ Und hier fielen ihm nun die Städte und einige Fürsten zu, so daß schließlich die Mehrheit den Beschluß in etwas abschwächte, nicht aus gutem Willen, wie Planitz sagte, sondern weil sie für ihre Haut fürchtete. Der Reichstagsabschied erhielt demnach die Fassung, daß die Stände beschlossen, dem Mandate, so viel ihnen möglich, nachzukommen (parere tantum, quantum possibile sit). Ein weiterer Zusatz, welcher „ein gemeines, freies Universalconcil an einer gelegenen Malstatt in deutscher Nation“ verlangte, ward zwar genehmigt, doch vom Kaiser als ungehörig unterdrückt.

Mit diesem Abschiede war keine Partei zufrieden, die Wittenberger nicht, noch weniger der Papst. Dieser beklagte sich bitter bei Karl und beantragte seinerseits das geradezu, was Herzog Georg schon früher als möglich bezeichnet hatte, der ernestinischen Linie die Kurwürde zu nehmen. So reicht die 24 Jahre später nach dem Schmalkaldischen Kriege eingeführte Neuordnung in der Wettinischen Landesteilung bereits bis auf diese Zeit zurück. Zur Ent-

schuldigung des Herzogs ist allerdings zu sagen, daß er nicht nur in seinen Ueberzeugungen angegriffen, sondern auch durch persönliche Beleidigungen in einigen Briefen Luthers tief gekränkt war.

In welche Ferne waren doch die Aussichten gerückt, mit denen die Brüder Friedrich und Johann die Wahl Karls V. hatten begrüßen dürfen. Damals boten die Räte des Habsburgers eine Familieneinigung an, indem sie den Erben der Kurwürde, Herzog Johann Friedrich, mit der jüngsten Schwester des Kaisers zu vermähl:n vorschlugen, und der Kurfürst ward neben dem Kaiser, ja über diesen hinaus, als der erste Mann im Reiche angesehen und von Karl selbst so geschätzt. Jetzt ward nicht nur die Verlobung rückgängig gemacht, es ward überlegt, ob der Greis nicht von Land und Leuten zu verjagen sei.

Der Ratschluß Gottes fügt es nicht selten, daß treffliche, untadelhafte Menschen nach einem von Erfolgen gekrönten und mit Anerkennung gesegneten Leben gerade dann den Tod kommen sehen, wenn sie bei einer entschiedenen Wendung der allgemeinen Verhältnisse für ihre Zukunft Ursache haben besorgt zu sein. Dies Geschick ist auch Friedrich nicht erspart worden.

Und das Letzte nun, was er zu bestehen hatte, mag seinem milden, menschenfreundlichen Herzen besonders weh gethan haben, die Empöruug der Bauern. Geringer war das Aergernis, welches der unruhige Carlstadt veranlaßte. Dieser hatte sein Amt an der Universität niedergelegt, ohne die Genehmigung des Kurfürsten einzuholen, und war nach Orlamünde gegangen, wo er die Gemeinden aufwiegelte und sich auch von Luther, den Friedrich ihm zuschickte, nicht zur Vernunft bringen ließ.

Das Unheil, welches Thom. Münzer anrichtete, griff tiefer ein und umfaßte weit größere Kreise. Der bis zum Wahnwitz eitle Mann war nach manchen Irrfahrten als Pfarrer in Allstedt, in der sächsischen Pfalz, angestellt. Dort machten seine Predigten solches Aufsehen, daß das Volk meilenweit herbeiströmte, ihn zu hören. Nach seiner

Lehre war die Reformation des Bruders Sanftleben (Luthers) eine verfehlte, erst die Auserwählten, die vom Geist Erfüllten würden die wahre bringen, wer ihr widerstrebe, verdiene nicht zu leben. Einen Bund zu stiften, ward ihm nicht schwer, seine Anhänger verbreiteten sich durch ganz Thüringen. Am 1. August 1524 indessen ward er ausgewiesen, ging nach Mühlhausen und von dort, wo ihn die gleiche Strafe traf, nach Süddeutschland. Hier traf er gerade ein, als die Gährung unter den Bauern bis zum Ausbruch gediehen war. Nun mag er wohl die Aufgabe übernommen haben, den Geist, welcher im Süden wirksam war, nach Norden zu verpflanzen, er kehrte im Dezember nach Mühlhausen zurück und begann seine Reformation in der alten Reichsstadt. Der Rat ward abgesetzt, die Klöster geplündert, der Zusammenhang mit dem Landvolke wieder hergestellt, das sich nunmehr gegen seine alten Herren wandte; die Empörung loderte in ganz Thüringen auf. Luther befand sich zu dieser Zeit in seiner Heimat Eisleben, wohin ihn Graf Albrecht von Mansfeld gerufen hatte. Dort schrieb er die zum Frieden zwischen Herren und Bauern auffordernde Schrift: Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben. Leider zu spät. Denn wie in Schwaben und Franken der Aufruhr losgebrochen war, so ergoß sich nun die Flut auch durch Thüringen, die Städte wurden gezwungen, den Aufständischen die Thore zu öffnen, die Obrigkeiten waren dem Ansturm gegenüber ohnmächtig, selbst Herzog Johann konnte nicht umhin, mit den Empörern zu verhandeln, da er kein Heer zur Hand hatte; in gleicher oder schlimmerer Lage waren die Grafen von Mansfeld und Hohnstein.

Ehe es soweit kam, daß die Bauern am 15. Mai 1525 bei Frankenhausen zersprengt und vernichtet wurden, war Friedrich am 5. Mai gestorben. Seinem gütigen Sinne entsprach die Härte nicht, mit welcher die Schuldigen in der Folge gestraft wurden. Im April hatte er seinem Bruder Johann geschrieben: „Vielleicht hat man dem armen Volk zu solchem Aufruhr Anlaß gegeben und sonderlich mit Verbietung des Wortes Gottes, so werden die Armen in viele Wege von uns geistlichen und welt-

lichen Obrigkeiten beschwert," und noch ein Brief vom 4. Mai enthält den Rat, durch Nachlaß von Steuern die Aufständischen zu befriedigen.

Er hatte 1519 nach der Kaiserwahl schon einmal in schwerer Lebensgefahr geschwebt, sich dann wieder erholt, so daß er, wie erzählt worden, 1523 mehrere Monate dem Nürnberger Reichstage beiwohnen konnte, und erkrankte im Spätherbst 1524 von neuem. Auf seinem bevorzugten Schlosse in der Lochau, wohin er sich bringen ließ, erwartete er, von heftigen Schmerzen gequält, die Auflösung. Von seinen Verwandten war keiner in der Nähe, als das Ende eintrat, sie standen im Felde gegen die Bauern; auch Luther, nach welchem geschickt wurde, befand sich in seiner Heimat. Nur die Diener, die Aerzte und Spalatin verweilten an seinem Lager. Dieser setzte Tröstungen aus der Schrift für ihn auf, welche er gern las, und riet ihm, das Abendmahl zu nehmen. Das hat er gethan, und zwar, wie Luther schreibt, in beider Gestalt und ohne Oelung. Dann ist er am Nachmittag heimgegangen zu seinem Gott, friedlich, wie der Arzt Dr. Auerbach sagte, denn er war ein Sohn des Friedens.

Von der äußeren Erscheinung, der körperlichen Persönlichkeit des Kurfürsten wissen wir einiges, wenngleich nicht so viel, als wir wissen möchten. Der Nürnberger Christoph Scheurl, welcher eine Zeit lang Professor in Wittenberg war, sagt: „Es schmückt ihn eine edle, ansehnliche Gestalt, ein schönes, langes Haar, ein schwarzer Bart, ein frommes Angesicht, eine ehrwürdige Stirne und einnehmende Mienen; seine Erscheinung ist vortrefflich und herrlich, würdevoll, geistvoll, züchtig." Die Zeichnungen, welche noch vorhanden, doch einigermaßen von einander abweichend sind, bringen das Wohlwollen und zugleich die Ruhe und Sammlung seines Wesens auch in dem Antlitz zum Ausdruck. In dem letzten Drittel seines Lebens scheint er den Oberkörper nicht mehr völlig aufrecht, vielmehr etwas gebückt getragen zu haben, wohl infolge des Podagras, das ihn öfter quälte; auch war er wohl wegen des Mangels

an Bewegung, wie Aleander meldet, etwas stark geworden. Der Blick war nicht selten gesenkt, was derselbe Aleander so deutet, als sei er nicht im stande gewesen, einem Menschen gerade und frei in das Gesicht zu sehen, was in Wahrheit jedoch nur seine nachdenkliche Natur wiederspiegelte. Der päpstliche Legat spricht einmal seine Verwunderung darüber aus, daß er in Worms bei den wichtigsten Beratungen gar oft dauernd geschwiegen habe. Die Erklärung dazu giebt Spalatin, welcher bemerkt, daß er von manchen für unentschlossen gehalten sei; in der That habe er weniger geredet als andere und einen Beschluß oder einen Brief auf längere Zeit hinausgeschoben. Er vergleicht ihn mit dem Römer Fabius Maximus, welcher mit seinem Zaudern dem Staate mehr genützt habe als andere mit ihrem vorschnellen Dareinfahren.

Von den Männern, welche in der unmittelbaren Umgebung des Kurfürsten verweilten und seine Geschäfte führten, sind zu nennen Friedrich von Thun, Fabian von Feilitsch, vornehmlich aber Gregor Brück, jener gewandte und unerschrockene Vertreter der protestantischen Sache auf dem Reichstage zu Augsburg 1530. Dieser hieß eigentlich Heintze und war aus Brücken, einem Städtchen in der Zauche gebürtig. Vom Jahre 1520 an tritt er als der Kanzler des Kurfürsten auf, er begleitete ihn zum Wormser Reichstage, wo er die Verhandlungen mit den Räten des Kaisers zu führen hatte. — Eine durchaus andere, doch vielleicht nicht weniger einflußreiche Stellung nahm der Maler Lucas Cranach ein. Dieser war von Geburt ein Franke, aus Cronach, einem Orte im Bambergischen; der Name seiner Familie war Sunder. Dem Kurfürsten, welcher gern und viel baute, war er wegen seiner vielseitigen Kunstfertigkeit lieb und wert, doch rühmen die Zeitgenossen außerdem die Anmut und Liebenswürdigkeit seiner Unterhaltung. Mit Luther und Melanchthon hatte er ein vertrautes Freundschaftsverhältnis, so daß er zu denjenigen zu zählen sein wird, welche den Reformatoren am Hofe gute Dienste leisteten. Ob dasselbe von Degenhart Pfeffinger auszusagen ist, dessen Tüchtigkeit, wie wir oben sagten, der Kurfürst sehr hoch schätzte, mag zweifelhaft sein.

— In dem nächsten Verkehr mit seinem Herrn stand Georg Spalatin, der Hofkaplan und Geheimschreiber. Eines Gerbers Burckhart Sohn, stammte er aus Spalt im Bistum Eichstädt. An den Hof hatte ihn der Gothaer Humanist Mutianus empfohlen, er sollte den Prinzen Johann Friedrich und dessen Vettern, die Lüneburger Herzöge Otto und Ernst, erziehen. In der Folge zog ihn der Kurfürst in seine Nähe (1514) und übertrug ihm die Aufgabe, für die Wittenberger Universität die notwendige Bibliothek zusammenzubringen und wissenschaftliche Forschungen über die deutsche, insbesondere sächsische Geschichte anzustellen. Je mehr der feingebildete und fromme Mann sich als hingebend und brauchbar bewährte, desto zwangloser ward der Verkehr zwischen dem Herrn und dem Diener, so daß dieser fast an allen größeren wie unbedeutenderen Angelegenheiten, welche Friedrich in Anspruch nahmen, seinen Anteil gehabt hat. Er war der Begleiter desselben auf dem Augsburger Reichstage 1518, auf dem Frankfurter 1519, folgte ihm zur Krönung Karls V. bis nach Köln, auch auf dem Wormser Reichstage 1521 und dem Nürnberger 1524 fehlte er nicht. So ist er im stande gewesen, über die wichtigen Vorgänge jener großen Zeit die genauesten und zuverlässigsten Nachrichten zu hinterlassen, für welche die Nachwelt um so dankbarer zu sein hat, da er zugleich mit Luther durch treue Freundschaft verbunden war. Es sind uns mehr denn vierhundert Briefe des Reformators an ihn erhalten, in welchen ebensowohl persönliche als die großen, alle Welt bewegenden Fragen, und zwar ohne Rückhalt, in völliger Offenheit besprochen werden; sie bieten die beste Quelle, aus welcher unsere Kenntnis jener Zeit fließt, und würden uns noch mehr Einsicht in das Denken und Empfinden der entgegentretenden Persönlichkeiten gewähren, wenn nicht die Antworten Spalatins, welche öfter auf Geheiß des Kurfürsten verfaßt wurden, zum allergrößten Teile verloren gegangen wären. Nach dem Todr seines zärtlich geliebten Herrn, bei welchem er gegenwärtig war, hat er sich nach Altenburg, wo ihm von diesem schon vor Zeiten eine Pfründe verliehen war, zurückgezogen, ist dort noch eine Reihe von Jahren der Superintendent des

Osterlandes gewesen, aber bis zu seinem Tode auch der ergebene, treue Diener des ernestinischen Fürstenhauses geblieben.

Neben den genannten Männern wird mit Recht noch einer anderen Persönlichkeit ein erheblicher Einfluß auf Friedrich den Weisen beigemessen, dem Generalvikar des Augustiner Ordens, Johannes von Staupitz. Wir kennen den Mann von dem Gewicht her, welches sein Zuspruch im Erfurter Kloster auf den in verzweifelnder Seelenqual ringenden Ordensbruder Luther hatte, wir wissen, daß sich von der Einwirkung desselben die große Wandlung herschrieb, welche in dem Mönche vorging, und daß ihn Luther als seinen geistigen Vater ansah, den er Patronus zu nennen pflegte; wir haben ferner erwähnt, daß er bis 1512 das Amt eines theologischen Professors an der Wittenberger Universität versah und Luther dahin berief. Er war es auch, der Luther veranlaßte, die theologische Doktorwürde zu erwerben; noch lange nachher zeigte Luther den Baum, unter dem ihm Staupitz diese Weisung gegeben hätte. Staupitz gehörte einem kursächsischen Adelsgeschlechte an, dessen Angehörige mehrfach im Dienste der wettinischen Fürsten genannt werden, und mochte etwa zwanzig Jahre älter als Luther sein. In Tübingen trat er in den Augustinerorden ein, dort studirte er auch. Wann der Verkehr mit dem ungefähr gleichalterigen Kurfürsten angehoben hat, läßt sich nicht mehr bestimmen; in einem Schreiben, das wohl zu Beginn des Jahrhunderts verfaßt sein mag, heißt es: „Ich weiß doch keinen besseren Freund als Ew. Fürstliche Gnaden, meinen allergnädigsten Herrn.“ Daß derselbe jedoch ein vertrauter gewesen sein muß, bezeugt ein Vorgang, auf welchen Luther später Bezug nimmt. Einst habe Staupitz erzählt, daß einmal zwischen ihm und Friedrich die Rede auf die damaligen Prediger gekommen sei, deren Worte bei allem Scharfsinn ohne Wärme wären und keinen Eindruck hervorbrächten, nur die Schrift dringe und zwinge die Herzen, weil sie anders unterweise als die Schriftgelehrten. Staupitz habe freudig sein Einverständnis ausgesprochen, Friedrich aber ihm die Hand entgegengestreckt und die seine mit den Worten verlangt: „Versprich mir,

immer so zu denken.“ Ungeachtet der häufigen Reisen des Generalvikars, welche sein Ordensamt von ihm verlangte, ist das Verhältnis zu dem Kurfürsten — vielleicht mit Ausnahme einer kurzen Zeit — in der Folge wohl das gleiche gewesen. Auch der Förderer und Freund Luthers blieb der welterfahrene Mann; noch in Augsburg, während der Verhandlungen mit Cajetan, stand er ihm ratend und schützend zur Seite. Nur freilich war er nicht mehr der Führer, vielmehr schritt Luther voran, während er folgte. Und seit dem Jahre 1519 läßt sich sogar eine leise Lockerung ihrer einst so herzlichen Verbindung wahrnehmen; zum Schmerze des Wittenbergers beantwortete er dessen Briefe nur selten. Dann zog er sich von der Bewegung, welche immer weiter griff, völlig zurück. Das Amt als Generalvikar hatte er niedergelegt, 1522 ward er Hofprediger des Salzburger Erzbischofs und trat sogar aus dem Augustinerorden aus, wurde Abt des Benediktinerklosters zu St. Peter in Salzburg. Auf die mehrfach behandelte Frage, was den frommen und ernsten Mann abgehalten haben könne, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, scheint eine sicher begründete Auskunft sich nicht geben zu lassen. War es der Druck, der von seinen Vorgesetzten auf ihn geübt wurde, der Kummer über den Zerfall seines Ordens, welchem er seine Lebensarbeit gewidmet hatte? Oder war seine beschauliche Natur überhaupt nicht dazu angethan, die Verantwortung für große praktische Veränderungen zu tragen? Was wir von den letzten Jahreu des friedfertigen Mannes wissen, der den eigenen Standpunkt zwar nicht aufgeben, doch auch die Wege Andersdenkender nicht kreuzen mochte, läßt den Schluß nicht zu, daß er seinem Denken und Glauben untreu geworden sei; nur wollte er mit der Ueberlieferung nicht durchaus brechen, die Folgerungen aus seinen Ueberzeugungen nicht ziehen, welche sich für den mutigeren Luther von selbst ergaben. Wie er in Nürnberg längere Zeit der am meisten gefeierte Mann war und dort den Boden für die neue Lehre vorbereitete, so hat er derselben in seinem nahen Verhältnis zum Kurfürsten und nicht minder in seinem hohen Ordensamte außerordentlich genützt, sie vornehmlich in den Zeiten des ersten Wachsens

(1517—1519) gepflegt und gehütet; in der Folge ist er aus der Stelle, die er eingenommen hatte, geschieden, ohne sein vormaliges Wirken zu verleugnen. Sein letzter Brief an Luther, welcher der Gemeinschaft mit dem verehrten Vorgesetzten ungern entraten mochte, ist vom 1. April 1524. Am 28. Dezember desselben Jahres ist er gestorben.

Man könnte geneigt sein, das Verhalten des Kurfürsten zu Luther und der Reformation mit dem seines Freundes Staupitz zusammenzustellen. In der That wissen wir von einem näheren Zusammenhange des Fürsten mit dem Nürnberger Anton Tucher, der einer der treuesten Zugehörigen des Generalvikars war; daß Friedrich den höchsten Wert auf die persönliche Frömmigkeit legte, ist ebenso bekannt. Ueberdem sind wir öfter den bestimmten Erklärungen begegnet, daß Friedrich nicht die Absicht habe, Luther in seinen Schutz zu nehmen, daß er nur Gewaltthätigkeiten gegen ihn nicht dulden werde. Es kommt dazu, daß er Luther, soviel wir wissen, nur zweimal gesehen hat, daß er mit dem öfter ungestümen Verfahren des Mönches nicht überall einverstanden war, wie hinwiederum das Verhalten dieses Formen annehmen konnte, die sich mit der schuldigen Ehrerbietung des Unterthanen gegen den Landesherrn wenig vertrugen. Jener Brief aus Borna vom 5. März 1522, welcher oben S. 39 angeführt ward, und einige andere beweisen das; auch in den an Spalatin gerichteten finden wir zuweilen Aeußerungen, welche auf ein augenblickliches Mißtrauen gegen den Fürsten schließen lassen. Allein wie vertrauensvoll und von der höchsten Achtung erfüllt sind so viele andere Briefe Luthers! Er dankt Friedrich für erwiesene Wohlthaten, bittet für Melanchthon und die Universität; einmal versetzt er sich ganz in die Lage Friedrichs, dem daran liegen mußte, parteilos zu erscheinen, als er darum nachsucht, ihm und dem Prior Brisgen die Nutznießung des Augustinerklosters zu überlassen; „daß Ew. K. Gnaden durch die Finger sehe, auf daß wirs mit gutem Gewissen und heimlicher Gunst möchten einnehmen." Er schickt ihm ein Trostbuch, ausdrücklich für den kranken Herrn geschrieben (1519). Und welchen treuherzigen, fast kindlichen Verlaß auf Friedrich

athmen die Worte in der Schrift vom Mißbrauch der Messe (1522): „Ich hab' oft in diesen Landen, als ich ein Kind war, ein Prophecey gehört, Kaiser Friedrich würde das heilige Grab erlösen. . . . Also deucht mich auch, daß diese Prophecey in diesem unseren Herzog Friedrichen zu Sachsen erfüllet sey. Denn was kunnen wir für ein ander heilig Grab verstehen, denn die heilige Schrift, darinnen die Wahrheit Christi, durch die Papisten getödtet, begraben gelegen.“ Wir sind demnach der Meinung, daß über die schließliche innere Geneigtheit des Kurfürsten zu der Lehre des Reformators sein Verhalten nach der Wartburgszeit, die Wahl der Räte und Diener, auch die Vorbereitung zum Sterben kaum einen Zweifel übrig läßt.

Friedrich ist — anfangs ohne es zu wollen oder zu ahnen — der erste Schirmherr des evangelischen Glaubens geworden. Mit leiser, bedachtsamer Hand hat er die Ansätze zur Bewegung der Geister Wurzel fassen, wachsen, sich ausbreiten lassen; ohne die Duldung, welche er in seiner hochsinnigen Denkweise ihr gewährte, würde sie gar bald unterdrückt worden sein. Daß er ein voreiliges Beseitigen der Einrichtungen der alten Kirche mißbilligte, erklärt sich aus seiner überlegsamen, allseitig abwägenden Natur, aus seinem Rechtsgefühl und der Aufrichtigkeit seiner Frömmigkeit.

Als Staatsmann hat er mitten in der Unruhe und Gährung der verschiedensten Regungen den Zug seiner Zeit klar erkannt. Auf den Erfolg seiner Jugendarbeit mußte der Greis freilich verzichten, ja die Macht der Habsburgischen Weltherrschaft, zu deren Aufrichtung er ein gut Teil beigetragen hatte, sollte sich nachmals zuerst gegen sein eigenes Haus wenden.

Als Mensch steht er in schöner Reinheit der Gesinnung, in Gerechtigkeit und Herzensgüte, in dem unmittelbaren Zusammengehen des Landesherrn mit den

Unterthanen, in der Schlichtheit des leutseligen Verkehrs fast allen seinen Zeitgenossen voran.

Der Platz, welchen er in der geschichtlichen Entwickelung unseres Volkes neben dem furchtlosen, oft von den Eindrücken des Augenblicks bewegten Luther einnimmt, hätte von niemand besser ausgefüllt werden können, als von diesem fein empfindenden, in den Alterstagen immer mehr ausreifenden Fürsten. Gesegnet bleibe sein Andenken!

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Das

Evangelium in Deutschösterreich

und

die Gegenreformation

(1576—1630).

Von

P. Gennrich.

Halle a/S. 1889.
Verein für Reformationsgeschichte.

1.

Ausbreitung und Rechte des Protestantismus in Deutsch=Oesterreich um das Jahr 1576.

Um das Jahr 1576, als Kaiser Rudolf II. seine Regierung antrat, und wie in Deutschland, so auch in Oesterreich die Gegenreformation anfing ihr Haupt zu erheben, hatte das Evangelium in Nieder= und Oberösterreich, in Steiermark, Kärnthen und Krain fast aller Herzen sich gewonnen. Der Katholicismus war in die Winkel der Städte, die Burgen einiger Herren zurückgedrängt. Auf 10, ja in manchen Orten auf 30 Lutheraner kam erst ein Katholik. Die Klöster standen leer, und ein Mönch durfte sich nicht blicken lassen, ohne der Ungunst, ja dem Gespött der Leute zu verfallen. Unzählige Pfarren mußten aus Mangel an Priestern unbesetzt bleiben, und die Frohnleichnamsprozessionen hatten aufgehört, die Städte und Dörfer zu durchziehen; in Linz hatte man 40 Jahre lang keine gesehen. Da hatte der Erzpriester von Friesach wohl Grund zu seiner Klage, als er an seinen Bischof schrieb: „Die Adeligen sind abgefallen, das gemeine Volk weiß nicht mehr, was es glauben soll; die Katholiken schreien: Gott errette uns, wir gehen zu Grunde.“

Der beste, tüchtigste Teil des Volkes war es, der sich der Reformation zugewandt hatte: das aufstrebende Bürgertum, vor allen die Edelleute. Fast der gesamte höhere und niedere Adel Deutsch=Oesterreichs war protestantisch geworden. In Steiermark zählte man 1560 nur noch 5, in Kärnthen 4 katholische Landherren, in Oberösterreich ebenfalls nur 4, in Niederösterreich noch 30 Familien vom

Herren=, 32 vom Ritterstande, welche sich zum katholischen Glauben bekannten. Ja, im Jahre 1603, als bereits der Sturm der Gegenreformation über Innerösterreich (Steiermark, Kärnthen und Krain) dahinbrauste, fanden sich noch 237 protestantische Herren und Ritter aus diesen Ländern zu einem Protestantentag in Graz zusammen.

Durch den Adel aber war der Protestantismus frühzeitig eine Macht in Deutsch=Oesterreich geworden, mit welcher die katholischen Landesfürsten rechnen mußten, so lange sie für die Türkenkriege die Hülfe der Stände brauchten, und — so lange sie die Rechte der Stände achteten. Da nämlich der Adel, die beiden Stände der Herren und der Ritter bildend, bei weitem das Uebergewicht in der Standschaft hatte, — neben ihm kam nur noch der Prälatenstand in betracht — war die Ständegewalt vollständig im Besitz der Protestanten. Durch den Gebrauch dieser Gewalt hat der Protestantismus in Deutsch-Oesterreich die Zugeständnisse zum größten Teil sich erzwingen müssen, welche ihm von den Landesherren gemacht wurden.

Ferdinand I. [s. Stammbaum*)] konnte sich noch nicht entschließen, den bereits auf dem Landtage zu Innsbruck 1531/32, dann in Prag 1541, in Wien 1556 und 1562 an ihn gerichteten Gesuchen der Stände um freie Religionsübung ganz zu entsprechen. Diese erlangten die Stände erst unter seinen Nachfolgern Maximilian II. (1564—76 in dem Erzherzogtum Oesterreich) und Carl II. (in Innerösterreich, 1564—90).

---

*) **Ferdinand I.** (Bruder Carls V.) (1519—64, Kaiser: 1556—64).

- 1) **Maximilian II.** (Kaiser: 1564—76).
  - 1) **Anna** (Gemahliu Philipps II. von Spanien).
  - 2) **Rudolf II.** (Kaiser: 1576—1612).
  - 3) **Ernst** († 1595).
  - 4) **Mathias** (Kaiser: 1612—19).
  - 5) **Maximilian** (von Tirol).
  - 6) **Albrecht** (in den Niederlanden).
- 2) **Ferdinand von Tirol.**
- 3) **Carl** (Erzh. v. Steiermark: 1564—90).
  - 1) **Ferdinand II.** (Kaiser: 1619—37).
  - 2) **Leopold** (Bischof von Passau).

Maximilian war ein edler, in jeder Beziehung auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehender Fürst. Anfangs dem Protestantismus von Herzen zugethan, näherte er sich in späterer Zeit aus politischen Rücksichten, und durch die fortwährenden theologischen Streitigkeiten der Protestanten abgestoßen, wieder mehr dem Katholicismus, dessen äußerlicher Bekenner er stets geblieben war. Aber er war wenigstens immer bestrebt, in seinen Regierungshandlungen den Grundsatz einer über den Parteien stehenden Duldung so viel wie möglich zur Geltung zu bringen.

So bewilligte er denn den Ständen Niederösterreichs (1568) und Oberösterreichs (1569) nach mehreren Gesuchen Freiheit der Religionsübung, und gab ihnen hierüber 1571 die sogenannte „Assekuration", nach welcher die Ständeglieder ungehindert in ihren Schlössern, Dörfern und Städten evangelischen Gottesdienst sollten abhalten dürfen auf Grund des Augsburger Bekenntnisses und der von ihm genehmigten Kirchenordnung, bei deren Lehre und Gebräuchen zu bleiben sie sich durch Revers verpflichten mußten.

Diese Erfolge machten auch den Ständen Innerösterreichs Mut, dringlicher als bisher von ihrem Landesherrn Erzherzog Karl freie Religionsübung zu verlangen. Bisher hatte er sie mit leeren Versprechungen abgefunden, in seinem Innern streng katholisch und entschlossen, dem Katholicismus wieder die Herrschaft zu verschaffen. Aber die Duldung, die sein kaiserlicher Bruder in den Erblanden bewies, die Abhängigkeit von seinen Ständen wegen der fortwährenden Türkennot und schließlich auch wohl die Scheu, welche ihn noch zurückhielt, mit Feuer und Schwert die Ketzer auszurotten, bewogen ihn dazu, den Ständen (1572) die Zusicherung zu geben, daß er „den Herren und Rittern ihre Religionsübnng unbeschwert" lassen wolle. Darüber ließ er ihnen auf ihr hartnäckiges Dringen endlich auch noch eine Urkunde ausstellen, die sogenannte „Brucker Religionspacifikation" (1578), durch welche den Ständen freie Religionsübung in den 4 Städten Graz, Judenburg, Klagenfurt und Laibach gewährt wurde.

Alle diese Vergünstigungen aber galten im Erzherzog-

tum Oesterreich sowohl wie in Inneröesterreich allein den beiden Ständen der Herren und der Ritter für ihren Machtbereich. Der vierte Stand, die Bürger, teilweise als besonderer Stand gar nicht anerkannt, hatte keinerlei Zugeständnis erhalten, mit Ausnahme allein der 7 landesfürstlichen Städte Oberösterreichs (Steir, Linz, Wels, Enns, Freistadt, Gmunden, Vöcklabruck), denen Maximilian ähnliche Zusagen wie den Herren und Rittern gegeben hatte.

2.

Stärke und Schwäche des deutsch-österreichischen Protestantismus.

Wenn wir bedenken, wie zahlreich die Anhänger der reinen Lehre in Deutsch-Oesterreich geworden waren, wie groß ihre Macht, wie reich ihre Mittel, dann mag es fast rätselhaft erscheinen, daß die Gegenreformation hier solchen Erfolg haben konnte, daß in kaum 50 Jahren (von 1580 bis 1630 in runden Zahlen) das Verhältnis von Katholiken und Protestanten sich völlig umkehrte, vielmehr daß es — äußerlich wenigstens — gar keine Protestanten mehr gab. „Das hat gewiß ohne Wunderwerk nicht geschehen können!" — meinte selbst der eifrige Generalreformator Oesterreichs Klesl (1626), der damals als Verbannter in Rom lebte. Nun, der Hauptanteil an diesem „Wunderwerke" gebührt, wie wir sehen werden, sicherlich der rücksichtslosen Energie und vollen Regierungsgewalt des Kaisers Ferdinand II. im Bunde mit seinen Lehrern und Helfershelfern, den Jesuiten. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß auch die Protestanten selbst leider vielfach, mit und ohne Schuld, der Gegenreformation in die Hände gearbeitet haben.

Nicht als ob das „lustige, leichtlebige" Volk Oesterreichs, wie ein neuerer katholischer Gelehrter meint, ebenso schnell, wie es sich durch „das Behagliche, Einschmeichelnde der Abschaffung der Fastengebote und der Ohrenbeichte,

sowie durch die Behauptung, gute Werke seien nicht nötig zur Seligkeit" von der lutherischen Lehre anziehen ließ, ebenso schnell sich wieder von ihr abgewandt hätte, als es gefährlich wurde, sich zu ihr zu bekennen! Vielmehr, wie der Protestantismus in Fleisch und Blut des österreichischen Volkes übergegangen war, beweist ja zur Genüge die Thatsache, daß er trotz der Gegenreformation und trotz der noch fast 2 Jahrhunderte hindurch fortgesetzten unmenschlich harten Bedrückung doch nicht ausgerottet werden konnte. Und auch von dem Adel, welcher ja von Anfang an der vornehmste Träger und die festeste Stütze der Reformation in Oesterreich war, müssen wir sagen, daß der evangelische Glaube ihm wirklich Sache des Herzens, innerer tiefer Ueberzeugung war, nicht etwa nur „ein Aushängeschild, um die räuberischen Eingriffe in das Kirchengut zu decken." Nicht die Gesinnung eines einzelnen, sondern des größeren Teils des damaligen österreichischen Adels ist die Frömmigkeit und der hohe sittliche Ernst, welche z. B. in den Lebensregeln sich aussprechen, die der protestantische Herr Bartelme Khevenhüller in Kärnthen seinem Sohne hinterließ (1607): „Gieb Acht, daß du kein Tag in dein Leben hingehen lassest, du habest denn etwas gottseliges than und gelernt.... In allem, was du willt anfangen, betracht das End und streit nit wider Gott und die Wahrheit!... Zunächst an Gott sei deinem Fürsten und Obrigkeit gehorsam; ist sie böse und tyrannisch, gedenke, daß das deiner Sünden Schuld, eine väterliche Straf und Ruthe Gottes ist und leids mit Geduld!..."

Also daran, daß der evangelische Glaube etwa nur Lippenbekenntnis gewesen, aber nicht in die Herzen seiner Bekenner eingedrungen wäre, hat es gewiß nicht gelegen, daß der Gegenreformation in Deutsch-Oesterreich der Weg geebnet wurde. Vielmehr zwei Gründe anderer Art sind es, welche ihren schnellen Erfolg erklärlich machen: der eine politischer, der andere, um ihn mit einem Wort zu bezeichnen, kirchlicher Natur.

Wir haben gesehen, daß die Ständegewalt in Deutsch-Oesterreich in den Händen der Protestanten war. Nun lag es aber gewissermaßen im Zuge der Zeit, daß die

Fürsten das Recht der Regierung und Verwaltung für sich allein in Anspruch nahmen, das Eingreifen der Stände zurückzuweisen strebten. Daher überall Kampf und Widerstand der letzteren gegen die stetig wachsende Unbeschränktheit der Fürstengewalt. So auch in Oesterreich. Und diese enge Verbindung des Protestantismus mit den Bestrebungen der politischen Opposition ist es zunächst, welche unzweifelhaft viel zu seinem Untergang beigetragen hat. Herrscher, wie Ferdinand I. und Maximilian II. hatten die ziemlich erheblichen Rechte, welche die Stände in der Regierung der einzelnen Landesteile besaßen (Verwaltung, Steuerrecht, Kriegsrecht u. a.), noch unberührt gelassen. Aber schon unter Rudolf II. war mit dem Beginn der katholischen Restauration der Gegensatz zwischen Fürst und Standschaft schärfer geworden. Vollends unter Ferdinand II., welcher von vornherein entschlossen war, die Macht der Stände zu brechen, begann jener Kampf, der zur Vernichtung der ständischen Gewalt und damit zum Untergang des Protestantismus führen mußte, weil die Stände, namentlich in Oberösterreich, dann auch in Niederösterreich, in immer erbitterterem Ringen um ihre Rechte und Freiheiten schließlich zu Mitteln griffen, welche dem Kaiser eine Art Recht gaben, sie als Rebellen ansehen und behandeln zu können.

Verhängnisvoll wurde es weiter für den österreichischen Protestantismus, daß die Städte in Niederösterreich sich schon 1566 von den Ständen in Sachen der Religion getrennt hatten, und auch in Innerösterreich von den Ständen im Brucker Vertrag der „landesfürstlichen Gnade" preisgegeben worden waren, da Karl nur unter dem Vorbehalt völlig freier Verfügung über die landesfürstlichen Städte und Märkte den Ständen freie Religionsübung bewilligen wollte. Nun stand das Bürgertum bezüglich seiner Religionsübung recht- und schutzlos da; und hier war es denn auch, wo die Gegenreformation einsetzte.

Das aber, was später willkommene Handhabe bot, auch den Ständen die ihnen ausdrücklich nur für das Augsburger Bekenntnis gemachten Zugeständnisse zu beschneiden, war die große Unordnung und Verwirrung,

welche das protestantische Kirchenwesen namentlich in Nieder- und Oberösterreich beherrschte. Weniger in Innerösterreich. Denn hier waren die Stände in ernstem Eifer darauf bedacht, Ordnung in ihr Kirchenwesen zu bringen. Sie hatten gemeinsam für Steiermark, Kärnthen und Krain eine Lehreinrichtung aufgestellt, eine Kirchenagende eingeführt und in Graz, Klagenfurt und Laibach sogenannte Ministerien eingesetzt zur Heranbildung und Prüfung von Kandidaten des geistlichen Amts. Viele niedere und höhere Schulen blühten. Namentlich die Stiftsschule in Graz, an der Johannes Kepler von 1594—1600 lehrte, war berühmt. Sekten kamen nicht empor, die Wiedertäufer und Zwinglianer wurden verfolgt und gerichtet; und die Flacianer (sie lehrten, daß die Erbsünde zum Wesen des Menschen gehöre) versuchten vergeblich, ihre unheilvolle Saat auszustreuen.

Wie haben diese unruhigen Köpfe dagegen in den österreichischen Stammlanden gehaust und hier noch Zwietracht gesät und lärmenden Streit hervorgerufen, als sie in Deutschland längst zum Schweigen gebracht waren! Natürlich! Es waren ja größtenteils eben die Leute, welche, aus Deutschland vertrieben, hier ungestört ihre heillosen Zänkereien weiter fortsetzten. So der Eiferer Magdeburgius, früher in Oßmannstedt in Thüringen, so der frühere Regensburger Superintendent Opitz, der Jenaer Professor Cölestin u. a. Wie nötig, wie segensreich wäre hier die Ein- und Durchführung einer festen, einheitlichen Kirchenordnung gewesen! Das hatte auch Maximilian erkannt und darum die Aufrichtung einer Kirchenordnung für das Erzherzogtum Oesterreich zur Bedingung der „Assekuration“ gemacht. Chyträus, aus Rostock von den Ständen zu diesem Zwecke berufen, hatte nun eine Kirchenagende und Instruktion für Konsistorien und Superintendenten verfaßt, und Maximilian hatte sie genehmigt. Aber wieviel fehlte, daß diese Agende bei den oberösterreichischen Ständen Anklang gefunden hätte! Nicht einmal in Niederösterreich wurde sie beobachtet. Vielmehr schaltete und waltete nach wie vor jeder Pfarrer auf seiner Pfarre als sein eigener Superintendent. Denn das hatte der Kardinal

Commendone, welchen der Papst eiligst zur Hintertreibung der Zugeständnisse an die Protestanten nach Wien gesandt hatte, wenigstens erreicht, daß den Ständen Konsistorien einzurichten versagt wurde. Zwar suchten sie sich nun dadurch zu helfen, daß sie ihren Predigern in Wien die Superintendenturgeschäfte übertrugen. Aber trotz aller Anstrengungen wollte es ihnen nicht gelingen, hierfür geeignete Männer zu gewinnen. In Oesterreich gab es keine; und Theologen aus dem Reich, wie Chemnitz, der wiederholt darum gebeten wurde, hatten nicht den Mut, Hand an die Ordnung dieses über alle Maßen zerrütteten Kirchenwesens zu legen.

Nach wie vor fanden Prediger, die anderswo verjagt waren, hier ihr Unterkommen; und nach wie vor richteten die Flacianer durch ihre Unduldsamkeit und unbändige Streitlust unglaubliche Verwirrung an. Mit dem Tode Maximilians aber war der richtige Zeitpunkt für die protestantische Kirche Oesterreichs, sich zu festigen, unwiederbringlich dahin.

3.

Aufschwung des Katholicismus in Deutsch-Oesterreich. Die Jesuiten.

Wo von Gegenreformation die Rede ist, da sind die Jesuiten nicht weit! Ist doch ihr Orden eigens zu dem Zwecke gegründet worden, alles, was protestantisch heißt, auszurotten und der katholischen Kirche wieder zu ihrer alten Macht und Herrlichkeit zu verhelfen! So fanden denn schon 1551 die ersten 10, von Ferdinand I. berufen, den Weg nach Wien. 1570 verschrieb sich Erzherzog Karl von ihnen einen Fastenprediger für Graz; bald darauf hatten sie sich auch in Leoben, Marburg, Laibach, Klagenfurt, Milstatt festgesetzt und in Graz eine Universität gegründet. In den österreichischen Erblanden aber waren ihrer um 1600 bereits 460 thätig in Unterricht, Predigt und Seelsorge. Und was für eine Thätigkeit entfalteten

sie, wie glänzend waren ihre Erfolge! An ihnen fand die Regierungsgewalt der katholischen Herrscher für die Gegenreformation die willkommensten, weil brauchbarsten und thätigsten Helfer und Werkzeuge.

Das Verdienst der Jesuiten war es, daß in Oesterreich bald wieder das katholische Selbstbewußtsein mächtig erstarkte, nachdem es bei dem überwältigenden Vordringen des Protestantismus unter Ferdinand I. und Maximilian II. gänzlich darniedergelegen hatte. Worauf hätte es sich auch stützen sollen? Ein gar klägliches Bild ist es, welches die vielen Visitationen namentlich unter Ferdinand I. (z. B. 1528, 1544, 1562) uns von den Zuständen der katholischen Kirche in Oesterreich entrollen: Der Klerus verkommen und gänzlich unfähig, habsüchtig und gern bereit, von allem gegen Geld zu dispensieren; die Klöster in der größten Unordnung und Zuchtlosigkeit, — der Bericht über ihre Visitation im Jahre 1562 schließt mit den Worten: „Das ganze Klosterwesen ist zum Verderben gestellt.“ Dem konnten auch die Verfügungen der Kaiser und Erzherzöge, die Provinzialsynoden, die Erlasse der Bischöfe, welche alle ernstlich auf eine Besserung und Kräftigung des im Argen liegenden katholischen Kirchenwesens drangen, zunächst nicht abhelfen, ehe eben ein frischer Geist die alten Formen mit neuem Leben füllte. Daran aber arbeitete niemand eifriger als die Jesuiten; und allenthalben wurde durch sie der Boden wohl vorbereitet, daß auf ihm die Gegenreformation festen Fuß fassen konnte.

Nicht genug, daß sie überall die Jugendbildung, besonders der vornehmen Stände, an sich rissen, auch im gewöhnlichen Leben und Verkehr verstanden sie gar fein für die katholische Kirche zu werben, ihr die abgefallenen Glieder zurückzugewinnen. Sie wußten sich Eingang in die vornehmere Gesellschaft zu verschaffen und ließen sich besonders gern mit den Frauen in Religionsgespräche ein, in welchen sie mit theologischen Spitzfindigkeiten das zarte Geschlecht verwirrten und durch haarscharfe Aufweisung von „Widersprüchen“ ihnen Zweifel an der neuen Lehre beizubringen suchten. Und manches adelige Fräulein gewannen sie auch durch die Pracht der Ceremonien in ihren

Kirchen. Um aber auf das Volk zu wirken, standen ihnen eine Menge derberer Mittel zu gebote. Sie begnügten sich nicht, durch Predigten und Seelsorge für sein geistliches Heil zu sorgen, d. h. ihm die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Rückkehr zum katholischen Glauben recht einleuchtend zu machen. Wieviel packender mußte doch auf die leichtgläubige Menge wirken, wenn sie z. B. einem Mädchen nach achtwöchentlicher mühsamer Arbeit den Teufel, der in ihr greuliche Lästerungen gegen die katholische Kirche ausgestoßen hatte, glücklich austrieben und nun den Leuten zeigten, daß das lutherischen Predigern rein unmöglich sei; oder wenn sie die Gefährlichkeit der neuen Lehre dadurch bewiesen, daß bei dem Hochzeitsmahl eines protestantischen Ständegliedes der Fußboden des Festraumes durchgebrochen war!

Auch den Büchermarkt, welchen lange die Protestanten allein beherrscht hatten, überschwemmten sie bald mit Schriften und Flugblättern aller Art, die eigens zur Bekämpfung der protestantischen Lehre verfaßt waren. Für Kirche und Schule verfaßte der berühmte Jesuit Petrus Canisius, der erste Jesuitenprovinzial von Deutschland, als „Ketzerbändiger" und „österreichischer Hund" (canis Austriacus mit Anspielung auf seinen Namen) geehrt und gebrandmarkt, ein Lehrbuch der christlichen Religion, und als Auszug daraus einen Katechismus, der sofort in allen Schulen eingeführt wurde und die weiteste Verbreitung fand. In den unter das Volk gestreuten und für dasselbe berechneten kleinen Schriften pflegten die Jesuiten die Einwürfe, die man gewöhnlich gegen die lutherische Lehre vorbrachte, — natürlich als unwiderlegt und unwiderleglich — zusammenzustellen, oder durch die Uebereinstimmung und das Alter der katholischen Kirchengebräuche gegenüber der Verschiedenheit und der Neuheit derselben in den evangelischen Kirchen den Vorzug jener vor diesen zu erweisen, oder endlich — wie der thätigste aller österreichischen Jesuiten P. Georg Scherer in seinem „Lutherischen Bettlersmantel" — zu behaupten, daß die Lehre der Lutheraner aus den ärgsten Ketzereien der alten Kirche zusammengeflickt sei.

So war mittlerweile wieder der katholische Geist auf der Höhe seines Selbst- und Kraftbewußtseins angelangt: Fast mit dem thatsächlichen Beginn der Gegenreformation in Oesterreich zusammen fällt das Erscheinen einer Schrift des kaiserlichen Sekretärs Andreas Erstenberger über die „Freistellung mehrerer Religionen“ (1586), in welcher er zu dem Ergebnis kommt, daß sie von einer christlichen Obrigkeit mit gutem Gewissen unmöglich geduldet, geschweige denn bewilligt werden könne, denn es gebe nur eine wahre Religion, und das sei die katholische.

Die Regierung des Kaisers Rudolf II. schickte sich an, diese Lehre in Thatsachen umzusetzen. Denn mit dem Regierungsantritt dieses Kaisers beginnt die Umkehr nicht nur in Nieder- und Oberösterreich, auch in Innerösterreich. Unser Bericht trennt sich bis zur Wahl Ferdinands II. zum deutschen Kaiser (1619). Wir folgen zuerst dem Laufe der Gegenreformation in den österreichischen Erblanden.

4.

Gegenreformation in den österreichischen Erblanden bis 1619

(unter den Kaisern Rudolf II., 1576—1612, Mathias, 1612—1619).

Kaiser Rudolf II. war nichts weniger als ein Eiferer für die katholische Kirche. Man erfuhr kaum, ob er sich überhaupt noch zu ihr bekenne: an keinem öffentlichen Gottesdienste, an keiner Prozession nahm er teil, nur einmal im Jahre, zur Osterzeit, beichtete und kommunizierte er. Speziell die Unterdrückung der Evangelischen zu betreiben, lag nicht von fern in seiner Denkweise. Er erstaunte, wenn er von Religionsverfolgungen hörte; aber sie in seinen Landen zu verhindern, dazu raffte er sich nicht auf. Ohnehin kam es kaum vor, daß derartige Beschwerden von den Betroffenen selbst ihm zu Ohren gebracht wurden. Denn Audienzen erteilte er fast nie oder

doch nur höchst selten. Sein Hang zur Zurückgezogenheit und seine Menschenscheu, die mit den Jahren immer größer wurden, bannten ihn fest in seine Hofburg zu Prag, die er zu einem Museum und zur Werkstatt für wissenschaftliche und technische Arbeiten gemacht hatte. Hier lebte und webte er, sich ganz in astrologische, alchymistische Studien vertiefend. Um seine Regierungsgeschäfte kümmerte er sich nur soweit, daß er die Entwürfe und Erlasse meist unbesehen unterschrieb, die ihm seine Diener in unbewachten und sorglosen Stunden vorlegten. Was man wollte, führte man dann aus, und ließ sonst, auch was er selbst anordnete, einfach unbeachtet. Da konnte natürlich die katholische Restauration in den österreichischen Erblanden ganz ungestört ihr Haupt erheben, zumal ihr in den beiden Statthaltern, Erzherzog Ernst (bis 1595) und Mathias eifrige Förderer erwuchsen.

Schon daß der leitende Minister des Kaisers, Wolfgang von Rumpf, die evangelischen Räte bei Hofe nicht mehr duldete, ließ nichts Gutes ahnen. Und so blieben denn auch die Maßregeln gegen die Protestanten nicht lange aus. Sie richteten sich zunächst gegen das Bürgertum, das unter Maximilian noch vollständig ungehindert in seiner Religionsübung gewesen war. Das sollte zunächst aufhören.

Nachdem schon 1577 den Wienern streng verboten war, am evangelischen Gottesdienst der Stände im Landhause teilzunehmen, erließ Erzherzog Ernst 1578 an alle Städte Niederösterreichs ein allgemeines Reformationsedikt, daß sie sofort jeden evangelischen Gottesdienst einstellen, die evangelischen Prediger abschaffen und wieder den katholischen Glauben annehmen sollten. Zugleich ward befohlen, daß nur solche als Bürger neu aufzunehmen seien, von deren Rechtgläubigkeit die Obrigkeit sich vorher überzeugt hätte. Vergeblich waren die Petitionen der Städte, vergeblich die der Stände; und ein Fußfall mehrerer hundert Bürger vor dem Erzherzog Ernst in der Hofburg zu Wien hatte nur den Erfolg, daß die Anstifter dieser Sturmpetition, 3 angesehene Bürger, zum Tode verurteilt und später aus besonderer Gnade mit Landesverweisung bestraft wurden.

Doch ging die Ausführung dieses Ediktes nicht so rasch und leicht von statten, als die eifrigen Katholiken es wünschten und hofften. Wo es gelungen war, den evangelischen Gottesdienst abzuschaffen, wie in Wien, Krems, Steir, da strömten die Bürger scharenweise zu den Gottesdiensten auf den umliegenden Schlössern protestantischer Ständeglieder, trotz mehrfacher Verbote dagegen. Aber nicht immer fügten sich die Bürger gutwillig. Häufig genug hatten die Reformationskommissionen in den Städten und Dörfern mit Widersetzlichkeit zu kämpfen, die bisweilen sich zu offenem Aufruhr steigerte. So zu wiederholten Malen in Waidhofen an der Ips, wo die Kommissare kaum mit dem Leben davonkamen. So hatten auch die 7 oberösterreichischen Städte sich zu passivem Widerstand gegen die drohenden Gewaltmaßregeln verbunden, fest entschlossen, die evangelische Lehre sich nicht nehmen zu lassen. Zu streng vorzugehen, wagte man vorläufig noch nicht, und so waren die Fortschritte, welche die Gegenreformation bis 1590 zu verzeichnen hatte, nicht eben groß.

Da wurde in diesem Jahre ein Mann mit unbeschränkter Vollmacht zum Generalreformator in den Städten und Märkten Niederösterreichs bestellt, der mit wahrem Feuereifer seiner Aufgabe sich hingab; das war Melchior Klesl. Aus einer protestantischen Handwerkerfamilie Wiens entsprossen, war er schon früh durch den Jesuitenpater Scherer für die katholische Kirche gewonnen und schleunigst nach Ingolstadt auf die hohe Schule des jesuitischen Katholicismus geschickt worden. Später hatte er, durch große Gaben, eine riesige Arbeitskraft und Energie hervorragend, eine außerordentlich schnelle Karriere gemacht: 26 Jahre alt war er schon Probst an St. Stephan in Wien, dann Kanzler der dortigen Universität, demnächst kaiserlicher Rat und Hofprediger; 1602 Bischof von Wien; und später werden wir ihm noch oft als erstem Minister des Kaisers Mathias und Kardinal begegnen. Seitdem er die Gegenreformation leitete, durften die protestantischen Bürger und Bauern auf Nachsicht nicht mehr hoffen. Die sich Widersetzenden sollten innerhalb dreier Monate die österreichischen Lande verlassen, und keinerlei Ausflüchte

gegen die „Reformation" mehr angenommen werden, — so lautete seine Instruktion, und er war ganz der Mann, sie wörtlich zu befolgen. Die protestantischen Geistlichen und Lehrer wurden entfernt, die Bücher weggenommen, die Kirchen gesperrt, dann die protestantischen Bürgermeister und Stadträte abgesetzt, die Widerstrebenden verhaftet oder verjagt.

Die Früchte dieses schärferen Vorgehens zeigten sich bald. Schon seit längerer Zeit hatte es in Oberösterreich unter den Bauern gegährt, die in ihrer in jeder Beziehung sehr gedrückten Lage viel Grund zur Unzufriedenheit fanden. Nur mit Mühe hatte man bisher durch Mäßigung und Nachgiebigkeit einen offenen Ausbruch vermieden. Da aber (1595) gab die gewaltsame Einsetzung eines katholischen Pfarrers in dem zum größten Teil protestantischen Dorfe St. Peter am Windberge das Signal zu hellem Aufruhr an mehr denn 20 Orten des Mühl- und Hausrückviertels. Täglich wuchs die Zahl der Aufständischen, und die Stände entschlossen sich zur Unterdrückung des Aufruhrs mit Waffengewalt. Einige kleine Scharmützel waren für die Bauern von glücklichem Ausgang. Noch einmal gelang es, nach einigen Unterhandlungen durch einen Erlaß des Kaisers und kaiserlicher Kommissare die Ruhe wiederherzustellen. Da rotteten sich auch in Niederösterreich die Bauern zusammen und beschlossen, die Adligen totzuschlagen. Schon hatten sie einige Schlösser gestürmt und waren im Begriff, die Stadt und das Kloster St. Pölten zu erobern, als sie durch die kaiserlichen und ständischen Truppen eine vollständige Niederlage erlitten. Wieder hatten sich auch die Bauern in Oberösterreich erhoben. Aber ihnen erging es nicht besser wie denen in Niederösterreich. Der tapfere Oberst der Stände, Gotthart von Starhemberg, unterdrückte schnell die Unruhen und hielt strenges Gericht über die Rädelsführer: 27 Rebellen ließ er aufknüpfen. Und nun zog die Reformationskommission — der Landeshauptmann nebst einem kaiserlichen Kommissar, begleitet von 100 Mann zu Fuß und 50 Mann zu Pferde — von Dorf zu Dorf und richtete überall katholischen Gottesdienst ein. Der Bauernschaft wurde befohlen, in der Kirche zu erscheinen.

Dort wurde der gleich mitgebrachte katholische Pfarrer durch den die Kommission begleitenden Weihbischof feierlich in sein Amt eingesetzt, und die Bauern mußten einen Eid leisten und einen Revers unterzeichnen, in dem sie sich für sich und ihr Gesinde verpflichteten, beim römisch-katholischen Glauben zu bleiben.

Das war die Antwort auf die Beschwerdeschrift, welche die Bauernausschüsse beim Kaiser eingereicht hatten. In deren zehntem Punkt hatten sie beweglich Klage geführt über die mannigfachen religiösen Bedrückungen, die sie zu erleiden hatten. Aber die kaiserliche Resolution, die sich über die anderen 9 Beschwerden, welche sich gegen die Herren richteten, ausführlich verbreitete und zum teil Abhülfe versprach, war auf diesen Punkt mit keinem Worte eingegangen. Und doch war es gerade hier, wo die wahre Quelle der Unzufriedenheit der Bauern lag, und die sichersten Mittel zur Herstellung des Friedens und der Zufriedenheit zu finden waren. Diese Klagen aber, die wir hier aus dem Munde der Bauern vernehmen, lassen uns einen Blick thun in die Art, wie man schon damals den Leuten ihren evangelischen Glauben auf die überlegteste Weise zu verleiden und sie zur Rückkehr in den Schoß der allein seligmachenden Kirche willig zu machen wußte. Nicht genug, daß nach wie vor den katholischen Pfarrern sämtliche Stolgebühren zu entrichten waren, diese wurden für die Protestanten auf eine für Aermere ganz unerschwingliche Höhe hinaufgeschraubt, — und der Friedhof blieb ihnen trotzdem verschlossen; ohne das (vorher teuer bezahlte!) Geläut, ohne alle Ceremonien wurde die Leiche „an ungewöhnlichen Stätten wie das Vieh" eingescharrt und nachher noch von den Kanzeln verkündet, daß sie eigentlich nur „unter das Hochgericht oder in den Schindgraben" zu legen würdig sei. —

Die Bauernaufstände boten ausgezeichnete Gelegenheit, nebenher auch in den Städten das Reformationswerk möglichst zu fördern. Denn was war leichter, als daß jene stattliche Reformationskommission auch einen Abstecher in die Städte machte, dort die Pfarrkirchen den Evangelischen nahm und überall katholische Pfarrer einsetzte, nachdem sie

ihre Arbeit in den Dörfern gethan? So geschah es in Linz, Steir, Enns, Wels u. a. O.

Die Proteste, welche die Stände gegen diese und andere Maßregeln einlegten, verhallten wirkungslos. Denn schon hatte man begonnen, der Unterdrückung auch ihrer Glaubensfreiheit immer bestimmter näherzutreten. Sie wurden in ihren religiösen Rechten auf das geringste nur mögliche Maß beschränkt, indem man sich aufs engste an den Buchstaben der „Assekuration“ hielt und jede, auch die geringfügigste Ueberschreitung derselben mit schweren Geld- und anderen Strafen ahndete. Dem Bischof und Generalreformator Klesl waren namentlich die Besitzungen protestantischer Adligen in der Nähe von Wien, wie Inzersdorf, Wesendorf, Hernals ein Dorn im Auge, da der auf ihnen abgehaltene protestantische Gottesdienst stets tausende von Wiener Bürgern herauslockte, und andererseits von hier aus die Prediger immer wieder zur Vornahme von Amtshandlungen in die Stadt kamen. Um diese Ortschaften herrschte unaufhörlicher Streit. Edikte ergingen, Beschwerden kamen zurück, Prediger wurden berufen, dann wieder verjagt: die Besitzer behaupteten mit unermüdlicher Hartnäckigkeit ihr Recht, bis endlich unter Ferdinand II. auch hier der evangelische Gottesdienst aufhörte.

Nicht müde wurden die Stände, bei jeder auch scheinbar unerheblichen Angelegenheit ihre Beschwerden einzureichen, nicht müde, auf jedem Landtage immer von neuem, ehe sie in die Verhandlungen über die andern Dinge eintraten, die Bestätigung ihrer Rechte und Erledigung ihrer Beschwerden zu verlangen. Schon um 1580 hatte der Prälatenstand es für nötig gefunden, gegen dies von den evangelischen Ständen beliebte Verfahren Protest zu erheben. Und auch Klesl erschien dies mit der landesfürstlichen Hoheit unvereinbar, vielmehr hielt er es für einen so günstigen Anlaß, seinen generalreformatorischen Eifer auch auf die Stände auszudehnen, daß er dem Kaiser ein Gutachten einreichte, in dem er nachwies, wie die Stände tagtäglich ihre Konzession überschritten und auch sonst in den Städten und Märkten sich allerlei Uebergriffe zu schulden kommen ließen. Und alles das könnten sie un-

gestraft thun; weiche man doch den Ständen allezeit, respektiere und fürchte sie, indem man auf den Landtagen bald des Krieges, bald irgend eines anderen Punktes wegen ihnen stets nachgebe. Durch solche und ähnliche Bemerkungen wußte er den Kaiser zu reizen und gegen die Stände aufzubringen.

1596 erschien denn auch ein Edikt gegen sie, das insofern einen weiteren Schritt in der Gegenreformation bezeichnet, als es den Ständen nicht mehr erlaubte, irgendwie durch Fürsprache ihrer bedrängten Glaubensgenossen sich anzunehmen, und ihnen streng verbot, in kaiserlichen Städten und Märkten — auch nicht in ihren Freihäusern dort — Prediger zu halten.

Letzteres hatte Mathias, der inzwischen (1595) seinem Bruder Ernst in der Statthalterschaft gefolgt war, noch in demselben Jahre für Wien untersagt gehabt. Ernst war von dem Papste Sixtus V. für seine der katholischen Kirche so ersprießliche Thätigkeit mit geweihtem Hut und Degen belohnt worden. Doch sein Bruder hat — als Statthalter wenigstens — dem Papste sicher noch weniger Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. Er war es z. B., welcher — wie auch schon sein Bruder Ernst — stets dafür sorgte, daß die von den Ständen an den Kaiser über Edikte, wie das eben erwähnte, gerichteten Beschwerden unerledigt blieben. Wenn nämlich überhaupt Beschwerden bis an den Kaiser gelangten, bis zu welcher Stelle sie infolge der Kammerdienerherrschaft an Rudolfs Hofe nur selten kamen, wurde gewöhnlich von den Statthaltern über sie ein Gutachten eingefordert. Und daß dies in freundlichem Sinne abgefaßt wurde, werden wir von ihnen nicht erwarten können, am allerwenigsten von Mathias, der den Ständen schon einen Verweis erteilt hatte, als sie auf dem Landtage in Wien 1595 ein „christlich Türkengebet sammt angehefftem Vaterunser“ für sich verrichtet hatten, und die in kaiserlichen Diensten stehenden Ständeglieder zwang, dem katholischen Gottesdienst in St. Stephan beizuwohnen.

Darum waren denn auch diesmal die Beschwerden der Stände über das Edikt von 1596 völlig vergeblich. Mathias hatte sie, wie üblich, durch eine Menge von

Klagen über die politischen und religiösen Uebergriffe der Stände überboten; und diese mußten nun in allen Städten, auch wo sie Freihäuser besaßen, den evangelischen Gottesdienst einstellen und ihre Prediger entlassen. In Oberösterreich, wo sie trotz des Ediktes ihren Gottesdienst in Linz und den anderen kaiserlichen Städten ruhig beibehalten hatten, führten besondere kaiserliche Kommissare dasselbe durch. Der Führer derselben, Reichshofrat Dr. Garzweiler, entblödete sich nicht, die evangelischen Bürger „grobe Bacchanten und Narren“ zu schelten. Weikart von Polheim, Erasmus und Reichart von Starhemberg mußten 5000, Helmhard Jörger 2000 Dukaten Strafe zahlen, weil sie ihre evangelischen Prediger nicht entlassen wollten.

Aber wieder erhob sich hier die Fahne des Aufruhrs im Volke. Schon 1600 war in Hallstadt der neu eingesetzte katholische Pfarrer wieder verjagt worden. Als nun der Salzamtmann (1601) mit zwei katholischen Geistlichen das Salzkammergut bereiste, um überall die kaiserlichen Religionsverordnungen zu verkünden, da brach im ganzen Bezirk der Aufstand los. Die Salzpfannen wurden allerorten gelöscht, der Amtmann gefangen genommen und eine Deputation an Mathias nach Wien geschickt, um sich zu rechtfertigen und Klage zu führen gegen den Salzamtmann. Doch die Deputation wurde zurückbehalten, der Aufstand durch kaiserliche und erzbischöfliche Truppen niedergeworfen, und Reformationskommissionen zogen wieder durch das Land, die Bürger und Bauern auf den katholischen Glauben verpflichtend (1601/2). Gegen alle Städte und Dörfer aber wurde auf ein Gutachten Klesl's das Edikt von 1578 noch einmal wiederholt und verschärft (1602).

Bereits hatten in Niederösterreich 15 Städte sich gefügt, 75 Kirchen waren den Protestanten hier, in Oberösterreich 60 wieder genommen und zu katholischen gemacht worden. Immer zahlreicher wurden die Anzeichen, daß ein direkter Angriff auf die Religionsfreiheit des Adels nur noch eine Frage der Zeit war. Die protestantischen Ständeglieder wurden hinter den katholischen bei Uebertragung von kaiserlichen Aemtern und Diensten zurückgesetzt; die Landeshauptmannschaft in Oberösterreich, welche dem

ältesten Ständegliede gebührte, wurde mit Uebergehung dieses einem katholischen Anwalt provisorisch übertragen. Die Stände erkannten ihre gefährdete Lage und beschlossen, alles aufzubieten, um in dem nahenden Entscheidungskampfe um ihre politischen und religiösen Rechte Sieger zu bleiben. Von den auswärtigen protestantischen Universitäten holten sie sich Rat, wie sie sich gegenüber den kaiserlichen Verfügungen zu verhalten hätten, und knüpften mit den protestantischen Reichsfürsten Verbindung an, um ihre Fürsprache für sich zu erlangen. Dann gaben sie, nachdem ihre wiederholt eingereichten Religionsbeschwerden wie gewöhnlich unerledigt geblieben waren, endlich (1604) beim Kaiser die freimütige Erklärung ab, es sei ihnen „Gewissens und Ehre halber nicht möglich, den kaiserlichen Resolutionen nachzukommen, und sollten sie darüber ihr Leben verlieren." Nur die Unsicherheit der Zeit — eben brach der Aufstand in Ungarn unter Botschkai's Führung los — und auch wohl die Krisis, die sich bereits im kaiserlichen Hause gegen Rudolf vorzubereiten begann, verhinderten damals, daß man durch Aufhebung der Religionskonzession zur völligen Katholisierung auch des Adels schritt, wie es ein weitläufiges Gutachten Mathias' dem Kaiser unter Anführung aller erdenklichen Gründe riet.

Es würde zu weit führen, den Verwickelungen des durch den ungünstigen Frieden Rudolfs mit den Türken nun offen zum Ausbruch gelangten Bruderzwistes im Hause Habsburg eingehender zu folgen. Genug: Mathias, der 1606 zu Wien von allen Erzherzögen wegen der „Regierungsunfähigkeit" Rudolfs als Oberhaupt des Hauses anerkannt wurde, suchte sich nun auch in den Besitz der kaiserlichen Länder zu setzen. Das aber konnte er nur mit Unterstützung der Stände. So blieb ihm nichts anderes übrig, als sich diese durch unbedingte Bewilligung der Forderungen zu erkaufen, welche die Stände, den günstigen Zeitpunkt benutzend, an ihn betreffs ihrer Religionsübung zu stellen nicht unterlassen hatten. So hatten die Ungarn und Mähren Freiheit der Religionsübung erlangt, so die Böhmen von Rudolf mit dem berühmten Majestätsbrief ihre Treue sich bezahlen lassen, so erhielten auch die nieder-

und oberösterreichischen Stände von Mathias 1609 die sogenannte „Kapitulations-Resolution", welche nicht nur die von Maximilian erteilte Assekuration vollinhaltlich bestätigte und versprach, die zwischen Katholiken und Protestanten noch streitigen Punkte durch ein unparteiisches Gericht entscheiden zu lassen, sondern auch die den Ständen bewilligte freie Religionsübung auch auf die Städte ausdehnte. Letzteres war zunächst nur mündlich zugesichert worden. Aber die Stände ließen nicht nach, bis sie auch hierüber eine urkundliche Erklärung und über das Ganze feierliche Bestätigung erhielten (1610).

Hatten die Stände aber wirklich „volle Gewissensfreiheit" erlangt? Waren sie wirklich „Herren der Lage", wie man auf katholischer Seite gemeint hat, um dann, da trotzdem von seiten der Stände nichts geschehen sei zur Kräftigung der neuen Lehre durch Errichtung von Konsistorien u. s. w., daß sie „wenigstens den Schein einer einheitlichen Masse geboten hätte," daraus zu schließen, daß ihnen eben „an der neuen Lehre sehr wenig, an der Erreichung und Befestigung der politischen Machtstellung alles" gelegen habe? So mag man die Sache ansehen, wenn man nach dem urteilt, was auf dem Papier den Protestanten an Rechten eingeräumt war. Bekanntlich aber haben in dem Zeitalter der Gegenreformation Verträge und Urkunden für fromme, d. h. in erster Linie der Kirche gehorsame Katholiken gar wenig zu bedeuten gehabt. Auch hier war es nicht anders. Dafür bürgt schon Klesl, der, seit 1606 der Ratgeber von Mathias und die Seele aller Handlungen dieses sich das Denken und Sorgen gern ersparenden Fürsten, doch nicht über der neu übernommenen Pflicht, seinem Schützling zur Königs- und Kaiserkrone zu verhelfen, die ältere der Herstellung des katholischen Glaubens in Oesterreich aus den Augen lassen durfte. Beides wußte er trefflich zu vereinen. Namentlich in Niederösterreich, wo eine starke katholische Partei, von der Regierung begünstigt, dieser zur Stütze diente, bedeuteten die Zugeständnisse der Kapitulations-Resolution für die protestantischen Stände fast nichts, während die Stände in Oberösterreich, an sich stärker und in ihrem Vorgehen

kräftiger, dieselben doch wenigstens einigermaßen zur Hebung ihres Kirchen- und Schulwesens ausnutzten und tapfer gegen die auch hier nicht ausbleibenden Angriffe verteidigten. Mathias hatte den Ständen die „Kapitulations-Resolution" gegeben; der ungarische Palatinus hatte sie auf dem Landtage verlesen. Gewiß! Aber sie nun im Lande öffentlich bekanntmachen zu lassen, dazu fühlte sich Klesl nicht verpflichtet: Die katholischen Prälaten und Gerichte konnten deshalb leicht erklären, sie hätten von der Resolution keine amtliche Kenntnis, könnten sich also durch sie auch nicht gebunden erachten. Mathias hatte versprochen, die streitigen Punkte durch ein unparteiisches Gericht entscheiden zu lassen. Gewiß! Aber das Gericht zu berufen, fiel ihm nicht ein. Mathias hatte noch einmal, als er nach dem Tode Rudolfs (1612) zum Kaiser gewählt war, den Ständen auf ihr Ansuchen ihre Rechte bestätigt. Allerdings! Aber die Verletzung ihrer Rechte zu hindern und die unaufhörlichen deshalb vor ihn gebrachten Beschwerden zu erledigen, daran dachte er nicht. Klesl vielmehr reichte als Bischof von Wien, von den katholischen Ständen unterstützt, auch seinerseits eine Beschwerde ein über Eingriffe der protestantischen Stände in sein Pfarrrecht und seine Jurisdiktion, weil der protestantische Freiherr Helmhart Jörger auf seinem Gute Hernals bei Wien — auf der Kapitulations-Resolution fußend — wieder einen auch von Wienern zahlreich besuchten evangelischen Gottesdienst eingerichtet hatte, und seine Prediger bisweilen auch in Wien amtierten. Mit dieser Beschwerde trat er denen der Stände entgegen und wußte so immer aufs neue ihre Erledigung hinzuhalten, zumal Mathias zumeist in den Erblanden nicht anwesend war.

Als er 1618 endlich wieder nach Wien kam, begannen zwischen den protestantischen und katholischen Ständen, und zwischen beiden und ihm endlose Unterhandlungen, die schließlich noch einmal zu einem für die protestantischen Stände günstigen Ergebnis zu führen schienen. Da machte ihnen der Tod des Kaisers ein Ende; und alles blieb beim Alten. Mit welchen Gefühlen mögen wohl die Stände — durch die Vorgänge der letzten Jahre in immer größere

Verbitterung getrieben — nun ihrem neuen Herrscher Ferdinand II. entgegengesehen haben, dem der Eifer seines Vetters Maximilian von Tirol und desselben, wie der übrigen noch lebenden Erzherzöge Verzicht die Nachfolge in allen von der deutschen Habsburger Linie beherrschten Ländern gesichert hatte. Denn dieser hatte unterdes in Innerösterreich den Protestantismus fast völlig ausgerottet.

5.
Gegenreformation in Innerösterreich (von 1580—1619).

Nur mit Widerstreben und schwerem Herzen hatte Erzherzog Karl sich von seinen Ständen die „Brucker Religionspacifikation" abringen lassen. Er hatte es sogar nicht über sich gewinnen können, diese Urkunde selbst zu unterzeichnen, und den Satz, durch welchen er sich auch für seine Erben und Nachkommen verpflichten sollte, eigenhändig durchgestrichen. Er verfehlte darum auch nicht, die letzten Jahre seines Lebens, so gut er konnte, wenigstens noch zur Einleitung der Gegenreformation in seinen Landen zu benutzen, als er sah, wie die Dinge seit dem Regierungsantritt Rudolfs II. in den österreichischen Stammlanden zu gunsten der katholischen Restauration sich geändert hatten.

Das Schelten und Zanken einzelner lutherischer Prediger auf den Kanzeln gab ihm willkommenen Anlaß, dieselben zu entfernen, so den Prorektor der Grazer Stiftsschule Kaspar Kratzer und den landschaftlichen Pastor in Graz, Dr. Jeremias Homberger. Dann ordnete er an (1580), daß die protestantische Stiftsschule in Graz geschlossen werden solle; die Schüler wies er an die Jesuiten, denen er 1586 in Graz auch eine Universität gründete. Weiter befahl er den Bürgern von Graz, — 1582 denen aller landesfürstlichen Städte — den protestantischen Gottesdienst einzustellen und sich zur katholischen Kirche zu halten. Doch alle diese Edikte scheinen vorläufig noch keinen rechten

Erfolg gehabt zu haben. Namentlich der Stadtrat von Graz ließ sich von den bisher genossenen Rechten nicht das geringste rauben. So war Erzherzog Carl an der „Erfüllung seiner Regentenpflichten“ in seinen „edelsten Bestrebungen“ glücklicherweise bis zu seinem Tode gehindert worden. Glücklicherweise: denn worin diese Pflichten für ihn nach katholischer Anschauung zu bestehen hatten, ist ja nicht zweifelhaft. Er mußte sich begnügen, seinen Nachfolgern wenigstens den Weg zur Gegenreformation möglichst zu ebnen, indem er in seinem Testament sie aller von ihm den Protestanten gegebenen mündlichen und schriftlichen Zugeständnisse entband und ihnen ans Herz legte, daß sie „in allewege dazu schuldig“ seien, das „schädlich sektische Wesen“ auszurotten.

Nichts anderes war denn auch das Ziel, welches sein Sohn und Nachfolger Ferdinand II. mit allen ihm zu gebote stehenden Kräften und Mitteln zu erreichen sich vornahm. Denn die Bekämpfung des doppelten Feindes (der Türken und Protestanten) war ja, wie er klar erkannte, der von der Vorsehung ihm beschiedene Lebensberuf! Und wahrlich! Konnte die katholische Kirche sich ein besseres Werkzeug wünschen als diesen bis in das Innerste seines Wesens vom Geiste des jesuitischen Katholicismus, den er in Ingolstadt eingesogen, durch und durch getränkten, starren und strengen, gänzlich undeutschen, romanischen Charakter? Der sich bereit erklärte, für jeden Artikel des römischen Glaubens alle Marter, ja den Tod selbst zu erdulden, und es als einen Beweis treuer Liebe zu seinen evangelischen Unterthanen ansah, wenn er sie gewaltsam von ihrem „Irrtum“ zur „Wahrheit“ führte?

Als sein Vater starb, war er noch minderjährig; und die Erzherzöge Ernst, später Maximilian führten für ihn die Regentschaft. Aber kaum war er volljährig geworden (1596), so zeigte er auch schon seinen zur Erbhuldigung versammelten Ständen, wessen sie sich von ihm zu versehen hätten. Kein Gedanke, daß er ihnen etwa die Brucker Religionspacifikation bestätigt hätte! Vielmehr ging er schon jetzt damit um, an die Erfüllung seiner Lebensaufgabe heranzutreten. Der päpstliche Legat hatte geraten, die

Inquisition in Steiermark einzuführen. Aber davon hielt den Erzherzog sein getreuer Ratgeber bei der Gegenreformation, der Bischof Stobaeus von Lavant ab, da die Inquisition bei der übergroßen Zahl der Protestanten in Inneröſterreich mehr Schaden als Nutzen stiften werde. Leichter und weniger gehässig als durch dies bei Deutschen doch immerhin berüchtigte Mittel ließe sich der Kampf gegen den Protestantismus ja führen auf dem Grunde der von Gott verliehenen landesherrlichen Macht. Der Rat sagte Ferdinand wohl zu. Denn der Begriff der unbeschränkten Fürstengewalt und die Begeisterung für die Wiederherstellung der katholischen Kirche ging ja bei ihm Hand in Hand und leitete ihn bei allen Maßregeln seiner Regierung.

So begann er denn sein Werk, zu dem er sich kurz vorher durch eine Wallfahrt nach Loretto gestärkt und Gedeihen erfleht hatte, 1598 nach dem Rate des Stobaeus mit dem Dekret an den Landeshauptmann und die Stände, daß sie innerhalb 14 Tagen ihre Stiftsprediger und sämtliche Prädikanten zu entlassen und ihr gesamtes Kirchen- und Schulexercitium in Graz und allen landesfürstlichen Städten einzustellen hätten. Daß die Beschwerde der Stände über dies Edikt vollständig nutzlos war, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Sie mußten sich den Vorwurf, sie seien Rebellen und Sektierer, ruhig gefallen lassen; und wenn sie sich auf die Zusage Carls II., auf den Gehorsam gegen Gott und die Wahrheit seines alleinseligmachenden Wortes beriefen, so mußten sie hören, danken sollten sie ihm vielmehr für die Abschaffung der Prädikanten als über sie klagen, geschehe sie doch zur Ehre Gottes und zur Wohlfahrt der Ihrigen, alleinseligmachend aber sei — allein die katholische Kirche. Die Stände wandten sich in ihrer Bedrängnis an die Herren in Oberösterreich: — diese drückten ihr Beileid aus; sie beschwerten sich beim Kaiser: — er verwies sie zum Gehorsam. Ja, sie versuchten, durch Steuerverweigerung Ferdinand zum Nachgeben zu zwingen. Vergeblich! Dreimal wurde der Landtag aufgelöst und wieder zusammenberufen. Die Stände mußten sich fügen.

Und nun entfaltete sich in den Jahren 1599/1600

ein gewaltiger Eifer, überall die „wahre Reformation" durchzuführen. Nicht etwa mit Anwendung „irgend eines vom rechtlichen oder sittlichen Standpunkte aus tadelnswerten Mittels", wird uns versichert. O nein! Es wurden nur sämtliche protestantische Prediger verjagt und an ihrer Stelle katholische Pfarrer eingesetzt; es wurden nur die lutherischen Kirchen und Bethäuser niedergerissen oder, was bequemer und schneller von statten ging, in die Luft gesprengt. Sogar die protestantischen Friedhöfe schonte man nicht und pflegte an den den Protestanten ehrwürdigen Stätten Galgen zu errichten zur Warnung für etwa zurückkehrende Prediger. Alle lutherischen Bücher, deren man habhaft werden konnte, wurden verbrannt. In Graz an einem Abend 10000, in Laibach 8 Wagenladungen, in St. Veit 300, in Fronleiten 200, in Leoben 1200! Die Bürger und Bauern mußten nach kurzer Predigt und Unterweisung einen Eid schwören, daß sie alle Sekten und deren Anhänger meiden, der katholischen Religion zugethan und dem Landesherrn in allem gehorsam sein wollten. Oder es genügte zur Wiederaufnahme in die katholische Kirche einmalige Beichte und Kommunion nach katholischem Ritus. Ueberall aber ward den Städten eine das ganze Gemeinwesen bis ins kleinste vom Gesichtspunkte der Rückkatholisierung aus regelnde Instruktion hinterlassen und zu ihrer Ausführung katholische Bürgermeister und Stadträte eingesetzt, für welche Aemter oft genug Pfarrer und Schulmeister allein als gut katholische Kandidaten sich fanden.

Alles ohne „unnötige (!) Härte und Grausamkeit," ohne Blutvergießen und Gewalt! Erklärlich. Denn die 9 Kommissionen, welche das Riesenwerk der Katholisierung Innerösterreichs in diesen Jahren vollbrachten, waren begleitet von ansehnlichen Soldatenscharen, die bewiesen, wie friedlich und ruhig man zu Werke zu gehen entschlossen war, wenn die Protestanten Miene gemacht hätten, sich thätlich zu widersetzen. Denen, welche allen Belehrungen und Ermahnungen zum Trotz von ihrem Glauben durchaus nicht lassen wollten, wurde ein sechswöchentlicher Termin gesetzt, nach dessen Ablauf sie das Land mit Hinterlassung des 10. Pfennigs von ihrem Vermögen meiden mußten.

Viele wählten die Verbannung anstatt des Uebertritts und der Heuchelei; so allein aus der Pfarre Haus bei Schladming 110 Knappen und 23 Bürger.

Neben Stobaeus, dem „Denker der Gegenreformation", zeichnete sich als rührigster Helfer bei derselben aus der Bischof Martin Brenner von Seckau, zugleich Generalvikar des Erzbischofs von Salzburg. Derselbe suchte nicht nur den katholischen Klerus durch zahlreiche Visitationen zu heben, sondern begleitete auch häufig die Reformationskommissionen, um „durch die zermalmende Kraft seines Wortes die Irrtümer der Häresie" bloßzustellen und so den Protestanten das Aufgeben derselben zu erleichtern. Er erhielt dafür die Ehrennamen „Apostel der Steiermark" und „Ketzerhammer".

Auf diese Weise waren in kurzer Zeit 210 Marktflecken und Dörfer „reformiert" worden. Die Mitglieder der Landstände waren zwar noch für ihre Person verschont geblieben. An sie direkt mochte Ferdinand sich wohl noch nicht heranwagen, so lange der Adel in den anderen österreichischen Ländern sich noch des Genusses der Religionsfreiheit erfreute. Aber daß es eben nur, wenn ich so sagen darf, eine Galgenfrist war, die Ferdinand seinen Ständen gewährte, zeigte sein ganzes Verhalten ihnen gegenüber. Davon gar nicht zu reden, daß er alle Versuche derselben, die Aufhebung der Religionsverordnungen gegen die Protestanten wenigstens zum Teil zu erwirken, streng zurückwies, daß er sie planmäßig von allen Aemtern und Stellen im Staats- und Kriegsdienste ausschloß: auch den letzten Notbehelf, den die protestantischen Herren und Ritter in der Abhaltung evangelischer Gottesdienste durch ihre Hauslehrer auf ihren Schlössern noch hatten, nahm er ihnen, indem er durch ein Edikt von 1615 befahl, daß sie nur katholische Beamte und Diener sich halten dürften. So war dem Adel rein nichts als persönliche Gewissensfreiheit geblieben. Auch diese sollte er nicht lange mehr genießen. Aber erst wollte Ferdinand, der inzwischen der Nachfolger Mathias' in allen seinen Würden geworden war, auch die andern österreichischen Länder mit der in seinem Lande so glänzend durchgeführten „Reformation" beglücken.

6.

Abschluß der Gegenreformation in allen deutsch-österreichischen Ländern (1619—1630).

Wer will den Ständen der österreichischen Stammlande verdenken, daß sie bei dem Regierungsantritt eines Ferdinand II. mit verdoppeltem Eifer den Kampf um ihre Privilegien, um ihre Religionsfreiheit aufnahmen? Daß sie schließlich in der Voraussicht, sie würden, was sie nicht vor ihrer Huldigung erlangten, später nimmermehr erreichen, zu verzweifelten Mitteln griffen und alles aufs Spiel setzten, um Ferdinand zum Nachgeben zu zwingen? Bereits hatte sich in Böhmen die Fackel des dreißigjährigen Krieges entzündet und warf ihren unheimlichen Schein hinein in die Nachbarländer. Dort hatte sich die protestantisch-ständische Bewegung zu dem „höchsten Akte der Autonomie, der vollen und freien Verfügung über die Krone" erhoben. Soweit gingen die österreichischen Stände noch nicht. Sie hofften noch durch Unterhandlungen, Bittschriften, Gesandtschaften, durch Verweigerung der Erbhuldigung und ähnliche Mittel passiven Widerstandes ihre Rechte sich zu sichern. Doch alles das führte sie nicht zum Ziel. Währenddes hausten die zum Kampf gegen die Böhmen herbeigerufenen kaiserlichen Kriegsvölker unmenschlich im Lande; sie sogen die Einwohner bis aufs Blut aus und verübten überall die schändlichsten Gewaltthaten, Freund und Feind nicht schonend. Dazu war Graf Thurn mit den Böhmen ins Land gerückt und nahe daran, Wien zu erobern. Kurz, die Unordnung und Unsicherheit in Oesterreich überstieg alle Grenzen. Da rüsteten auch die Stände, zunächst, um sich der Bedrückungen der fremden Kriegsvölker zu erwehren.

Die oberösterreichischen Stände, welche den Erzherzog Albrecht in den Niederlanden immer noch als ihren Herrn betrachteten und bis zur Regelung der Nachfolge, bezw. bis zur Huldigung, die Verwaltung des Landes selbst in die Hand genommen hatten, besetzten die festen Plätze im Lande und schlossen es durch Sperrung der Pässe und

Zugänge nach außen ab. In Niederösterreich hatten die Stände in Horn ein Deputirtenkollegium eingesetzt, welches von hier aus den Widerstand gegen die Regierung organisierte, Truppen warb und Gesandte an die Nachbarländer schickte. Schließlich hatten die Stände beider Länder sogar mit den Böhmen ein Bündnis geschlossen, wenn auch unter der ausdrücklichen Erklärung, durch dasselbe „nichts anderes zu suchen als ihre Religion und Gewissensfreiheit, um unter ihrer Obrigkeit und dem Landesfürsten zu einer erträglichen Regierung zu kommen."

Dadurch aber hatten leider die Protestanten ihre Sache erheblich verschlimmert. Der Landtag, den Ferdinand zur Leistung der Erbhuldigung nach Wien berufen hatte, und welchen die Horner Gesandten vergeblich noch weiter hinauszuschieben versuchten, trat endlich zusammen (10. April 1620). Die protestantischen Herren aus dem Viertel Ober- und Unter-Wienerwald hatten sich eingefunden, die übrigen waren in Horn geblieben. Ferdinand ließ sich zu einem Zugeständnis an die Stände — dem einzigen, das er Protestanten gemacht hat! — herbei: Er versprach ihnen, wenn sie das Bündnis mit den Böhmen aufgeben und sich aller Verbindungen unter einander enthalten wollten, ihnen nicht nur wegen ihrer Privilegien den gewöhnlichen Revers auszustellen, sondern auch sie bei der gegenwärtigen Uebung des Augsburger Bekenntnisses zu belassen. Und auf eine erneute Bitte der anwesenden protestantischen Ständeglieder um bestimmte Anerkennung der Zugeständnisse Maximilians und Mathias' hatte er ihnen sogar erklärt: „Glaubet unsern Worten, denn Wir euch alles, so wahr Wir ein geborner Erzherzog und ein gewählter römischer Kaiser sind, gewißlich halten, Uns auch in einem und andern gegen den Ständen also erzeigen wollen, wie ein Vater sein Kind lieben thut, und bei denselben leben und sterben." Daraufhin leisteten denn die anwesenden protestantischen Herren mit den katholischen Ständen die Huldigung. Das Deputirtenkollegium aber, das inzwischen seinen Sitz von Horn, wo es sich zu sehr durch den kaiserlichen General Boucquoi gefährdet glaubte, nach Retz an der mährischen Grenze verlegt hatte, gab sich keineswegs mit den Erklärungen

Ferdinands zufrieden. In ihm hatte die extreme Partei vollständig das Uebergewicht erhalten. Daher verlangten die Deputirten volle Bestätigung ihrer Privilegien und des Bündnisses mit den Böhmen; und da Ferdinand hierzu natürlich durchaus nicht zu bewegen war, beschlossen sie, nun weder zu huldigen noch überhaupt weiter zu verhandeln, sondern den König von Böhmen zu ihrem Schutzherrn sich zu erwählen. Ebenso verweigerten die oberösterreichischen Stände nun endgültig die Erbhuldigung und wiesen jede weitere Verständigung von sich.

Damit hatten beide Stände den verhängnisvollen Schritt zu offener Empörung und zu ihrem und des Protestantismus Untergang gethan. Ferdinand erklärte die zu Retz versammelt gewesenen Ständeglieder — es waren 31 protestantische Landherren — für Feinde des Vaterlandes und Rebellen. Als sie auch den letzten ihnen zur Huldigung gesetzten Termin verstreichen ließen, wurden sie verbannt und ihre Güter eingezogen. Zu ihnen gehörten Glieder der Familien: Thurn, Hofkirchen, Starhemberg, Puchheim, Thonradl, Wurmbrand u. a. Die meisten dieser Edelleute sind in der Fremde verschollen. Auch die später in Thüringen ansässigen Wolzogens verließen damals ihre Heimat. Mit der Exekution in Oberösterreich aber betraute der Kaiser den Herzog Maximilian von Baiern, dem er dies Land für die aufgewendeten Kriegskosten verpfändet hatte. Dieser rückte mit der ligistischen Armee ein, warf bald den geringen Widerstand zu Boden und zwang die Stände, ihm als Vertreter Ferdinands die Huldigung zu leisten. Das unglückliche Land aber brandschatzte er nach Herzenslust, und seine Truppen zogen von Ort zu Ort, plündernd, brennend, mordend.

Inzwischen war es dem Kaiser mit Hilfe der Liga gelungen, auch der Aufständischen in Böhmen Herr zu werden. Nach der siegreichen Schlacht am weißen Berge (1620) ließ er ein schreckliches Strafgericht über das rebellische Land ergehen. Bereits 1623 hatte Ferdinand, mächtig gestärkt durch diese Erfolge, freie Hand, nun auch in den übrigen österreichischen Ländern dem Katholicismus zu vollständiger Herrschaft zu verhelfen.

Wiederum wurde der Anfang mit dem stets weniger geschützten Bürgertum gemacht, das sich hier und da (namentlich in Oberösterreich auf Grund der Kapitulations-Resolution von 1609) wieder eigenen Gottesdienst eingerichtet hatte. Die scharfen Edikte gegen Wien und die andern Städte wurden erneuert und allen Bürgern und Bauern bei strengster Strafe verboten, an unkatholischem Gottesdienst teilzunehmen. Die Prediger zu Hernals und Inzersdorf bei Wien, wohin wie früher die Wiener in hellen Haufen zum lutherischen Gottesdienst hinausgepilgert waren, wurden vertrieben, die Güter konfisziert. Wer nicht innerhalb 4 Monaten nach Unterweisung in der katholischen Lehre zu derselben übertrat, mußte auswandern und wehmütig erklang der Scheidegruß manches abziehenden Protestanten an das Vaterland:

„Behüt dich Gott in Frieden,
Du liebes Oesterreich!
Es muß doch sein geschieden
In Sorg und Trauer reich;
Laßt uns das Elend bannen
Mit Christo hier ein Zeit,
So werden wir ihn schauen
Doch in der ew'gen Freud."

Schärfer aber als in Niederösterreich ging Ferdinand in Oberösterreich vor. Nicht nur war eine Reformations-Kommission eingesetzt zur „Reformation" der Bürger und Bauern, die im ganzen Lande umherzog, die Häuser visitierte und die lutherischen Bücher konfiszierte. Auch an den Adel erging der Befehl, alle evangelischen Prediger und Lehrer ohne Ausnahme zu entlassen (1624). 115 Prediger wurden damals aus Oberösterreich vertrieben. Die Stände selbst mußten noch 1625 in Wien sich vor einer Kommission verantworten, knieend Abbitte thun und eine Million fl. Strafgelder zahlen. Ueber Religionssachen, über ihre geistlichen Vogteien und Lehnschaften behielt Ferdinand sich freie Verfügung vor.

Noch stand das Land unter bairischer Statthalterschaft. Die Bauern, aufs äußerste geknechtet und gemißhandelt von den fremden Söldnern, griffen — zum dritten Mal — zu den Waffen. Wieder war der unmittelbare Anlaß

die Einführung eines katholischen Pfarrers — in Frankenburg. Der bairische Statthalter Adam von Herberstorf verhängte über die Anstifter der Erhebung ein entsetzliches Strafgericht auf dem Haushammerfelde (15. Mai 1625): 38 Richter und Ratsmänner mußten, zu zwei und zwei, um ihr Leben würfeln. Die Verlierenden wurden sofort aufgehängt, 7 an den Kirchturm von Frankenburg. Ein Wutschrei ging durch das Land. Nun wurde der Aufstand allgemein. Tausende scharten sich um ihren Führer, den Hutmacher Stephan Fadinger. Sieg auf Sieg folgte ihren Fahnen, welche die Inschriften trugen: „Vom bairischen Joch und Tyrannei — und seiner großen Schinderei — mach uns, o lieber Herrgott frei!" oder: „Weils gilt die Seel' und auch das Blut — so geb uns Gott ein' Heldenmut! — Es muß sein!" Vergeblich versuchte der Statthalter der Aufständischen Herr zu werden. Erst als der tapfere Bauernführer gefangen und erschossen war, als der kaiserliche General Löbel und die Baiern unter Pappenheim zur Hülfe herbeieilten, gelang es, die Bauern zu besiegen (1626) und nach Hinrichtung der Rädelsführer das Land wieder zur Ruhe zu bringen (1627).

Jetzt aber war Ferdinand des längeren Zauderns müde. In demselben Jahre noch (1627) erteilte er den protestantischen Ständegliedern Oberösterreichs den gemessenen Befehl, sich nach dreimonatlicher Bedenkzeit zu erklären, ob sie katholisch werden oder auswandern wollten. Die meisten zogen das letztere vor und ergriffen den Wanderstab, so Angehörige der Familien Jörger, Redern, Polheim, Volkersdorf, Herberstein, Hohenfeld, Gera u. a. Sie wandten sich meist nach Regensburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm. Ihre Güter mußten sie in Jahresfrist verkaufen. Viele aber opferten ihre Ueberzeugung den zeitlichen Gütern und wurden katholisch, zumal Ferdinand die Uebertretenden mit offenen Armen empfing und reich zu belohnen pflegte. Von der Masse des Volkes aber berichtet der Venetianer Venier (1630): „Die Leute werden mit Soldaten in die Kirche zur Messe, zur Communion getrieben."

In Niederösterreich, dessen Ständen der Kaiser ja vor

ihrer Huldigung eine Art von Religionszugeständnis erteilt hatte, scheint er doch einige Bedenken gefühlt zu haben, ob er „ohne Verletzung seines fürstlichen Juraments" auch bei ihnen die Gegenreformation in vollem Umfange durchführen könne. Indessen wußten sein Beichtvater Lamormain und der päpstliche Legat Caraffa gar leicht dergleichen für die Gegenreformation sicherlich nur schädliche Gewissensbedenken zu entkräften. Dabei gebrauchte er den Vorwand, daß die Protestanten Calvinisten seien, seine Nachgiebigkeit jedoch ausdrücklich sich nur auf die Augsburgische Confession bezogen habe; — selbst seine Verteidiger können nicht umhin, hierin eine offene Wortbrüchigkeit zu sehen. Und 1627 erließ er nun auch an die unterennsischen Stände ein Generalmandat, in dem er ihnen befahl, alle ihre lutherischen Prediger und Lehrer zu entlassen und an ihrer Statt katholische anzustellen. Was aber die Ständeglieder persönlich anbetrifft, so entschloß Ferdinand sich, hier dem Rate des alten Klesl zu folgen, der, 1618 wegen seines zu geringen Eifers für die Nachfolge Ferdinands auf Betreiben Maximilians von Tirol verbannt, von Rom aus mit aufmerksamem Blick den Verlauf der Gegenreformation in seinem Heimatlande verfolgte und sich sehr mißbilligend über das Vorgehen gegen die oberösterreichischen Stände ausgesprochen hatte. Durch jene Reformationsart entwende man dem Landesfürsten die Liebe, dem Lande das Geld und viele Seelen. Weniger schädlich für des Landes Wohl und ebenso zweckentsprechend sei es, die Eltern im Lande zu lassen, nur ohne Kirche und Schule. Dann würden, wenn nicht sie, so doch um so sicherer ihre Kinder, schließlich katholisch werden. Danach handelte denn der Kaiser in Niederösterreich: Ein zweites Generalmandat (1628) befahl, daß alle Vasallen, Unterthanen und Einwohner sich des Lesens unkatholischer Bücher zu enthalten und an allen katholischen Religionsübungen teilzunehmen hätten. Insbesondere ward dem Adel jede Art von Gottesdienst auf den Schlössern, das Lesen der lutherischen Postillen, sowie Taufen und Trauungen in Ungarn vollziehen zu lassen, aufs strengste untersagt.

Nun war auch der Zeitpunkt gekommen, dem treuen

innerösterreichischen Adel das Wenige, was ihm von Glaubens- und Gewissensfreiheit noch geblieben war, zu rauben. „Mit rührenden Worten," erzählen die Jesuiten von Seckau, „mahnte der Kaiser zur Rückkehr in die katholische Kirche." Ich kann mir nicht versagen, aus dieser Urkunde, die charakteristisch für die Denkweise jenes kaiserlichen Jesuiten ist, einige Sätze anzuführen. „Obwohl Wir," sagt Ferdinand hier, „Uns seit Antritt der Regierung nichts mehr angelegen sein ließen, als die Glaubensspaltung in Unsern österreichischen Ländern zu heilen und alle Uns anvertrauten Unterthanen auf den Weg der Seligkeit zu leiten, so haben Wir doch gegen Unsere unkatholischen Landleute des Herren- und Ritterstandes alle Milde, Sanftmüthigkeit und Langmüthigkeit gebraucht und die Reformation gegen sie unterlassen, immer in der Hoffnung, sie würden Unsere wohlmeinende Intention begreifen, ihrem ewigen Heile eifrig nachdenken und in die Fußstapfen ihrer Vorfahren eintreten.... Weil es nun Unser landesfürstliches Amt und Schuldigkeit für das Heil und Seligkeit Unserer Unterthanen zu sorgen, weil Wir den adeligen Geschlechtern, welche sich um Unsere Vorfahren und das Vaterland rühmlich verdient gemacht, auch während der letzten Rebellion in Treue und Beständigkeit verharrten, kein höheres heilsameres Denkzeichen zu hinterlassen wünschen, als eben diesen Weg zur Seligkeit, so befehlen Wir, daß sich Jeder in Jahresfrist zu dem katholischen Glauben mit Uns und der allgemeinen christlichen Kirche vergleiche...." Weniger rührend war, was er bezüglich derer anordnete, die sich nicht bekehren würden. Und das war die große Mehrzahl. Sie mußten das Land verlassen und binnen Jahresfrist ihre Besitztümer verkaufen. War ihnen das nicht möglich, so sollten ihre Güter während des nächsten halben Jahres durch Verwandte oder Freunde, dann aber durch die Obrigkeit verkauft werden.

Nirgends so wie hier drängt sich uns die schmerzliche Wahrnehmung auf, welche Summe von Jammer und Elend durch die Gegenreformation über die herrlichen deutsch-österreichischen Lande gebracht worden ist. Nicht hatte hier, wie in Böhmen, der furchtbare Krieg gewütet; und doch

boten auch diese Gegenden einen nicht weniger traurigen, öden Anblick dar, als wenn Scharen beutegieriger Soldaten Städte und Schlösser ausgeraubt hätten. Namentlich Oberösterreich war durch die wiederholten Bauernkriege und die bairische Besatzung in einer schrecklichen Weise verwüstet. In der Stadt Linz, welche 1616 286 Häuser hatte, standen 1629 nur noch 166, in Steir waren von 600 Bürgerhäusern 312, in Vöcklabruck gar nur 16 bewohnt; in Wels lagen 121 Häuser in Asche.

Und welchen unersetzlichen Verlust an geistigen und materiellen Kräften und Gütern haben diese Länder, insbesondere Inner- und Oberösterreich erlitten durch die Auswanderung eines so großen Teiles ihres Adels, und man kann wohl sagen, des edelsten und besten und vermögendsten Teiles desselben! Ein Emigrantenverzeichnis von 1629 nennt 754 adelige Personen, welche allein aus Innerösterreich ausgewandert sind, unter ihnen Glieder der reichsten und vornehmsten Familien: 6 Dietrichstein, 3 Herberstein, 3 Khevenhüller, 6 Windischgräz, 2 Stubenberg, 6 Eck, 3 Galler, 3 Teuffenbach, 1 Lamberg und viele andere. Von diesem Verluste hat Innerösterreich, wie aufmerksame Beobachter versichern, noch heute sich nicht erholt. Im Mittelalter eins der reichsten Länder, ist es nun verarmt. Die Burgen und Schlösser sind zerfallen, die Güter zersplittert und zum größten Teil in toter Hand, wieder den Klöstern anheimgefallen, von denen schon 1648 nicht weniger als 100 das Land bedeckten, während es vor der Reformation nur 31 waren. Und wie überall, hat sich auch hier die Unterdrückung des protestantischen Geistes, des Geistes wahrer christlicher Freiheit, schwer gerächt auf religiösem, auf sittlichem und wissenschaftlichem Gebiete!

Ferdinand fühlte sich veranlaßt, im Jahre 1629 die Verordnungen gegen Adel und Bürgertum noch einmal zu wiederholen und zu verschärfen und schließlich 1630 eine Generalvisitation anzuordnen, um dieselben strenger durchzuführen und sich zugleich von dem dermaligen Stande des Katholicismus und Protestantismus zu überzeugen.

Hiermit war denn das Werk der Gegenreformation im Erzherzogtum Oesterreich, in Steiermark, Kärnthen und

Krain im wesentlichen beschlossen. Der Protestantismus war in allen diesen Ländern von der Stellung eines mit mancherlei Rechten ausgestatteten, zum teil blühenden Kirchenwesens auf die Stellung einer geduldeten Sekte, endlich einer rechtlosen, auf jede Weise unterdrückten und verfolgten Ketzerei herabgedrückt worden.

Alle Versuche, sowohl der ausgewanderten, wie der im Lande gebliebenen offenen und heimlichen Protestanten, dem Protestantismus zu einer besseren Lage zu verhelfen, schlugen fehl und verschlimmerten nur seine Bedrängnis. Die Hoffnung, im Prager Frieden (1635), die gewisse Erwartung, im Westfälischen Frieden (1648) wenn nicht die Herstellung des Protestantismus, so doch gewisse Erleichterungen seiner gedrückten Lage zu erlangen, — beides erwies sich als trügerisch. Nur der protestantische Adel in Niederösterreich, der allein noch einer gewissen, wenn auch sehr kümmerlichen persönlichen Gewissensfreiheit sich zu erfreuen gehabt hatte, hatte durch den letzteren eine Vergünstigung erhalten, nämlich — noch bis 1655 geduldet zu werden. Dann mußte auch er, soweit er nicht übertrat, das Land verlassen. Währenddessen aber waren immer neue und immer schärfere Edikte gegen die noch vorhandenen Reste des Protestantismus in Oesterreich erlassen worden, und dem katholischen Adel, namentlich den Uebergetretenen in ihm war das „Reformieren" eine Lieblingsbeschäftigung geworden, in der sie die Geistlichkeit „um das Zehnfache" übertrafen. Und zu reformieren gab es immer noch genug. Denn wie viele tausende auch bei den Visitationen und andern Gelegenheiten sich zum katholischen Glauben neu bekannten, es blieb bei den meisten beim „Angeloben" und innerlich bewahrten sie ihrem Glauben die Treue. Aber trotz der größten Heimlichkeit und einer wahren Meisterschaft im Verstecken ihrer geliebten lutherischen Bücher konnten sie es doch nicht verhindern, daß bei irgend welcher Gelegenheit einmal ihr wahrer Glaube zu tage trat. Mit welcher oft unmenschlichen Grausamkeit man dann gegen solche entdeckten Ketzer verfuhr, sie durch große Geldstrafen, Karbatsche, Hunger, Gefängnis und andere noch ausgesuchtere Marter zur Verzweiflung, bisweilen zum Selbst-

mord trieb, lesen wir mit Schaudern in Berichten über jene Zeiten.

Ein und ein halbes Jahrhundert hindurch war das nicht anders. Erst als in dem „Freunde der Menschheit", dem edlen Kaiser Josef II., der Gedanke der Toleranz, der seit Maximilian II. im habsburgischen Kaiserhause im Eifer für die katholische Kirche begrabene, wieder zu neuem Leben erwachte, da konnte der Protestantismus langsam den vorher geschilderten Gang abwärts wieder aufwärts anzutreten beginnen. Ueberall waren zum Schrecken der Katholiken nach dem Toleranzpatent Josefs II. (1781) evangelische Gemeinden aus schweigender Verborgenheit ans Licht getreten. Aber erst unter der Regierung des jetzigen Kaisers hat die evangelische Kirche Oesterreichs wieder erreicht, was sie besaß, daß sie — vor dem Gesetz wenigstens — frei das Evangelium verkünden und ohne Schranke und Hemmnis sich bauen darf. Doch Diaspora ist sie und wird sie nach menschlicher Voraussicht bleiben. Umgekehrt wie zur Reformationszeit kommt heute in Kärnthen und Steiermark auf 20 Einwohner ein, in Wien gar auf 40 Einwohner erst ein Evangelischer.

Aber allerorten — das läßt sich nicht verkennen — regt sich in den protestantischen Gemeinden Oesterreichs frisches Leben. Erhält sich dasselbe rein und echt, so steht zu hoffen, daß es nicht nur innerlich gedeihen, sondern immer weitere Kreise berühren und durchdringen wird.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Ulrich von Hutten.

Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation

dargestellt

von

Julius Schall,
Pfarrer.

Halle a/S. 1890.
Verein für Reformationsgeschichte.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Zeit.

Dieses Dichterwort findet seine volle Anwendung auf Ulrich von Hutten. Sein Dichten und Schaffen, sein Streiten und Leiden ist nicht zu verstehen ohne seinen äußeren Lebensgang. Der Strom der Zeit, in jenen Tagen gespeist und geschwellt von neuaufbrechenden Quellen, mächtig dahinbrausend und die alten, morschen Dämme hinwegreißend, riß auch ihn mit fort und bestimmte sein ganzes Werden. Auf diese Zeit und auf die äußere Lebensstellung des Mannes müssen wir darum zuerst unseren Blick richten.

Das Mittelalter ging zur Rüste, eine neue Zeit brach an. Schon war das scharfe Wehen, das dem Morgenrot des neuen Tages voranging, zu verspüren, bald sollte der helle, freilich sturm- und wetterschwere Tag selbst anbrechen.

Auf der guten, alten Burg Steckelberg im Winkel des Frankenlandes, da wo jetzt die Bahnlinie Bebra-Frankfurt die Gegend durchzieht und sich die hessische Kreisstadt Schlüchtern befindet, war freilich noch nichts von alledem zu verspüren. Dort lebte zu Ende des 15. Jahrhunderts in althergebrachter Väterweise Herr Ulrich von Hutten, der Vater unseres Ritters, das Haupt eines Zweiges der zahlreichen und angesehenen Familie derer von Hutten. Einsam lag der Rittersitz da, die Wölfe heulten noch um die Mauern. Trotzig und fest erhoben sich diese gegen jeden Angriff wohlverwahrt und mit Rüstzeug wohlversehen, die eigentlichen Wohnräume freilich auch auf das geringste Maß beschränkend. Solche Vorsichtsmaßregeln waren aber auch nötig; Die Ritter, als Lehnsleute irgend

eines Füsten, waren, in beständige Händel und Raufereien verwickelt, ihres Lebens eigentlich nie sicher; selbst unter Verwandten und Brüdern war es so. Verdächtige Besucher, Ritter und Räuber, waren die Gäste, das Brüllen der Kühe und das Gebell der Hunde ertönte den ganzen Tag, Hunde- und Stallgeruch erfüllte den Hof. Und nichts weniger als üppig und reich war das Leben! Bei kleinem Vermögen mußten diese Herren gewöhnlich sparsame Haushalter sein; tägliche landwirtschaftliche Arbeiten füllten die Zeit aus und kam einmal ein Mißjahr, so herrschte klägliche Armut.

Unter solchen Verhältnissen erblickte Ulrich von Hutten am 21. April 1488 auf der Steckelburg das Licht der Welt. Er war der Erstgeborene und hatte neben sich später 3 Brüder, Frowin, Lorenz und Hans, und 2 Schwestern. Seine Mutter, Ottilie geb. von Eberstein, scheint eine sanfte Frau gewesen zu sein; ihr Sohn beweist gegen sie allezeit die zarteste Fürsorge. Als er z. B. später durch die Lötze, eine Kaufmannsfamilie in Greifswald, vergewaltigt wird, ist sein Wunsch, sie möchte nichts davon erfahren, denn:

„Wenn sie vernähme den Frevel, in Ohnmacht sänke sie nieder
Und ihr wiche das Blut aus der erkaltenden Brust.
Tragen wird sie gefaßt mein Leiden nicht können, besorg' ich,
Und aufs neue nur Schmerz würd' ich ihr machen und Gram."

Gleich zarte Rücksicht beweist er hernach gegen sie als Witwe. Anders geartet war der Vater. Er hatte als Kriegsmann wie als Ratgeber sich mancherlei Ruhm erworben und lebte gerne in der Erinnerung an jene Zeiten, seinem Sohne die Heldenthaten Kaiser Maximilians erzählend; allein er war, wie aus der späteren Behandlung seines Ulrich ersichtlich, ein starrer, unbeugsamer und schwer zu ergründender Charakter, dem gegenüber der Sohn jedoch nie seine Kindespflicht vergaß.

Wir wissen nicht, was den Vater bewog, für seinen Erstgeborenen die geistliche Laufbahn zu erwählen. Vielleicht war der schwache Körperbau des Knaben der Beweggrund, — er soll nach Zeitgenossen von jung auf zart und klein gewesen sein — vielleicht merkten auch die

Eltern frühzeitig, daß ihm das rohe Ritterleben jener Zeit wenig gefiel, vielleicht dachten sie auch an etwaigen Nutzen, den er später, zu geistlichen Würden gelangt, der Familie bringen könnte. Für letzteres scheint der praktische Sinn des Vaters zu sprechen, der es hernach so übel aufnahm, daß sein Sohn „Nichts“ sei; er hatte jedenfalls ein festes Ziel im Auge.

Als passende, weil nahegelegene Stätte der Unterbringung bot sich die Abtei Fulda und so kam Hutten als elfjähriger Knabe, dem noch das Verständnis für das, was mit ihm geschah, völlig fehlte, im Jahre 1499 ins Kloster.

Wie es dem jungen Klosterschüler erging, darüber ist uns nur wenig berichtet. Wäre vielleicht ein milder, wissenschaftlich gebildeter Mann an der Spitze gestanden, so hätten wohl die Eltern ihren Zweck erreicht. Aber der Abt, Johannes von Henneberg, unter dem Hutten eintrat, war ein harter und strenger Mann, ein Vertreter der alten Schule. Der Unterricht bewegte sich in den hergebrachten scholastischen Formen und der Jüngling mit seinen dichterischen Neigungen mußte manchen Kampf bestehen. Von Tag zu Tag verleidete ihm das Klosterleben mehr, zumal da er allmählich gedrängt wurde, das Gelübde abzulegen. Er habe, so schreibt er in seiner „Entschuldigung“, erkannt, daß er seiner Natur nach in einem andern Stand viel besser Gott gefällig und der Welt nützlich leben könne. So entstand in ihm, da er bei seinem Vater kein Eingehen auf seine Pläne erwarten durfte, der Gedanke an Flucht. Halt und Stütze fand er bei seinem Widerstand gegen das Kloster an dem Ritter Eitelwolf vom Stein, einem sehr gebildeten Rittersmann jener Zeit. Dieser warnte Huttens Eltern, sie möchten sich doch nicht durch lockende Versprechungen verleiten lassen, ihren Sohn zum Gelübde zu zwingen, und dem Abt hielt er vor: „Du wirst doch nicht dieses Genie zu Grunde richten wollen?“ Wahrscheinlich im Jahr 1505 entfloh Hutten aus dem Kloster.

Mit der Flucht aus Fulda war ein Wendepunkt in dem Leben des Jünglings eingetreten; es beginnen seine langen, leidensreichen Wanderjahre. Im selben Jahr war

Martin Luther ins Kloster gegangen; den jungen Hutten trieb es aus der Enge in die Weite, den jungen Luther aus der Weite in die Enge, jenen zog es hinaus in die Unruhe des Lebens, dieser suchte die Ruhe des Gewissens, jenen beseelte der Drang nach Freiheit, diesen beherrschte und trieb der Drang nach Seligkeit. Beide erregten durch ihren so verschiedenartigen Schritt den Zorn ihrer Väter. Huttens Vater zog seine Hand von dem Sohne ab; dieser mußte nun sehen, durch eigene Kraft sich eine Stellung im Leben zu erkämpfen. Ein Umstand kam ihm dabei zu Statten, sein Eifer für die sogenannten schönen oder edlen Wissenschaften oder mit anderen Worten sein humanistisches Streben. Die Männer, welche dieser Richtung huldigten, mochten sie nun in Deutschland oder Italien, in den Niederlanden oder in Österreich leben, fühlten sich alle zusammengehörig und setzten eine Ehre darein, jüngere Talente, die sich ihnen zuwandten, zu unterstützen. Aber dennoch kamen für unsern Ritter Tage der bittersten Not.

Von Fulda wandte er sich aller Wahrscheinlichkeit nach zunächst nach Köln, wohin später sein Freund Crotus Rubianus (Jäger von Dornheim) folgte und wo sie Scholastik studierten, der ältere Rubianus den jüngeren Hutten beratend und leitend.

Doch nicht lange war des Bleibens in dem scholastischen Köln. Die Freunde wandten sich Erfurt zu und hier im Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, unter denen neben Crotus vor allem Eoban Hesse und Mutianus Rufus zu nennen sind, entfaltete sich ein reges dichterisches und wissenschaftliches Leben. Die Pest, welche Lehrer und Studenten vertrieb, machte dem ein Ende, und Hutten setzte seinen Wanderstab nach Frankfurt a. O., das damals eine Universität war, weiter. Hier erlangte er unter dem Dekanat des Johannes Lindholtz die Würde eines Baccalaureus. Allein auch von hier trieb es Hutten bald wieder fort, sei es Mißfallen an der in Frankfurt aufkommenden Richtung, sei es unruhige Wanderlust. Im Winter 1507/8 wurde er in Leipzig immatrikuliert. Hutten scheint auch damals noch nicht mittellos gewesen zu sein, er zahlte wenigstens die Immatrikulationsgebühr, wie sie Leute

besserer Stände zu zahlen pflegten. Es kamen ihm, wie er selbst berichtet, Unterstützungen zu von seinem Vetter Frowin, von Ludwig von Hutten, von Dietrich von Bülow, dem Bischof zu Lebus, vielleicht auch damals schon von dem späteren Kardinal Albrecht von Brandenburg.

Aber in traurigerer Lage treffen wir ihn 2 Jahre später, im Jahr 1509. Völlig mittellos kam er nach Greifswald und wurde vom Rektor Heinrich Buckow unentgeltlich inscribiert. Vadianus vergleicht später Huttens Schicksale mit denen des Odysseus und er selbst schildert später seinem Freund Hesse, wie er in der tiefsten Not, von einer unseligen Krankheit und vom Fieber geschwächt sich als Bettler nach Greifswald durchgeschlagen habe.

Allein kam Hutten auch als Bettler, er kam doch nicht als Namenloser; der Rektor der Universität schrieb ihn als „Dichter" ein. Seine ersten Dichtungen, vor allem sein „Lob der Mark" und seine „Ermahnung zur Tugend" hatten ihm schon einen gewissen Ruf verschafft. Dieses sein Talent öffnete ihm auch die Häuser und Herzen zu Greifswald, aber er sollte gerade hier seine bitterste Erfahrung machen. Henning Lötz, Professor der Rechte, und dessen Vater, der Kaufmann und Ratsherr Wedig Lötz, nahmen sich seiner an und versahen ihn mit Kleidern und Geld. In ihrem Hause lebte er geraume Zeit als wertgehaltener Gast. Aber bald trat eine Spannung ein; die Anschauungen des neuen Hausgenossen mochten wohl wenig in das alte Patricierhaus passen, zudem mochten Vater und Sohn sich in ihrer Hoffnung auf reichlichen Ersatz ihrer Unkosten durch die Familie des Ritters getäuscht sehen. Es kam zum Streit und zur Trennung: mit dem Versprechen und mit der Absicht, die Schuld so bald als möglich zu bezahlen, zog Hutten fort, Rostock zu. Allein unterwegs wurde er durch nachgesandte Diener der Lötze überfallen, geschlagen, bis auf die bloße Haut ausgeplündert und sogar seiner Bücher und Manuskripte beraubt. Krank und matt, wieder als Bettler kam er in Rostock an. Das Mitleid verschaffte ihm auch hier wieder Helfer und Freunde, ja sogar eine überaus sorgsame Pflege, die der oben erwähnte Vadianus mit der

Gastfreundschaft der Kalypso vergleicht. In dieser Mußezeit verfaßte er die zwei Bücher Querelen oder Klagen wider Henning und Wedig Lötz, in denen er das gesamte humanistische Deutschland zur Rache der an ihm begangenen Gewaltthat aufruft. Es ist das erste bedeutendere dichterische Werk des Ritters: „die Hebamme von Huttens Geist war der Zorn."

Durch diese Schrift erhielten seine Freunde in Mitteldeutschland wieder die erste Kunde von dem beinahe verloren Geglaubten, ihn selbst finden wir gegen Ende 1510 und zu Anfang 1511 in Wittenberg bei Balthasar Phachus. Hier verfaßte er sein „Gedicht über die Verskunst", von hier aus schrieb er auch an seinen Vater. Crotus Rubianus, der damals an der Klosterschule zu Fulda wirkte, antwortete ihm: seines Vaters Meinung sei schwer zu ergründen, jüngst aber in vertrauter Stunde habe er geäußert: „ich wollt' bei Gott eh' ich wieder aus Fuld' ausreite 100 Gulden darum geben, daß der Ulrich nicht so manches Jahr hier in diesem Kloster zugebracht hätte." Er scheine für ihn das Rechtsstudium ins Auge zu fassen, damit er auf diese Weise seiner Familie nütze. Sein Rat sei also, er solle sich seiner Familie stellen und zurückkehren.

Daß dieser Rat von Hutten nicht befolgt wurde, sehen wir am besten daraus, daß er im Sommer 1511 wieder auf der Wanderung ist und endlich, nachdem er Böhmen und Mähren durchzogen hat, zu Vadianus nach Wien gelangt.

Er kam arm am Beutel, aber er brachte eine Gabe mit, die ihm die Humanistenkreise Wiens schnell gewann, sein Gedicht: „Ermahnung an Kaiser Maximilian zum Krieg gegen die Veneter", den ersten Erguß seiner glühenden Vaterlandsliebe. Die Freunde waren von dem Werk begeistert, das im Anfang des Jahres 1512 zu Wien im Druck erschien.

Unterdessen war sein Verfasser schon wieder weiter gewandert. Nach einem vergeblichen Versuch, in Wien als Lehrer aufzutreten, wandte er sich Italien zu. Wie die Künstler unserer Tage nur in Italien die rechte Weihe

ihrer Kunst zu erhalten meinen, so betrachteten die Humanisten jener Zeit Italien als das Land der aufblühenden Wissenschaften, wo ein jeder seine Studien machen mußte.

Es war freilich damals eine schlimme Zeit zum Studieren in Italien, es war das Zeitalter des kriegerischen Papstes Julius II., da Franzosen, Kaiser, Papst und Venetianer sich wechselseitig bekämpften. Kaum in Pavia Mitte Mai 1512 angekommen, wurde Hutten fieberkrank 3 Tage lang von den Franzosen, denen er verdächtig war, in einem engen Winkel seines Hauses eingeschlossen, so daß er zu sterben vermeinte und seine Grabschrift dichtete. Dieser Gefahr wurde zwar durch die Schweizer, die Pavia eroberten, ein Ende gemacht, aber diese hielten den Ritter für einen Franzosenfreund und plünderten ihn aus. So zog er denn vor, Pavia zu verlassen und nach Bologna überzusiedeln.

Der arme Hutten! Auch hier ergings ihm übel! Einmal zwar schien sich eine günstige Gelegenheit zu bieten: er hatte im Auftrag der Deutschen zu Bologna dem durchreisenden Gesandten des Kaisers, Matthäus Lang, Bischof zu Gurk, ein Lob- und Willkommgedicht überreicht und hoffte nun in dessen Gefolge aufgenommen zu werden. Allein nicht blos beachtete der Bischof sein Gedicht gar nicht, sondern er behandelte auch den jungen Ritter, dessen zerrissene und ärmliche Kleidung eine deutliche Sprache führte, mit kränkender Nichtachtung. Noch im Jahre 1518 erinnert sich Hutten mit tiefer Bitterkeit daran.

Die höchste Not zwang ihn endlich zu einem bei seiner Kränklichkeit verzweifelten Schritte: er nahm Kriegsdienste. Mancher in Kaiser Maxens Heer mochte ein streitbarerer und gewichtigerer Kriegsmann gewesen sein, keiner gewiß ein von mehr patriotischem Geist und Kriegsmut erfüllter. Das beweisen uns die in jener Kriegszeit entstandenen „Epigramme an den Kaiser Maximilian". In schwungvoller, oft kühner Sprache wendet sich hier der Dichter an den Kaiser, bald ihn verherrlichend als den kühnen Aar, bald ihn mahnend und anstachelnd, seine Feinde, die Venetianer und späterhin Julius II., mit bitterem Spott verhöhnend. Wenn auch erst 1519 gesammelt er-

schienen, sind diese Epigramme doch der Mehrzahl nach damals entstanden, ein getreues Spiegelbild des schwankenden Kriegsglückes und der sich daran knüpfenden Hoffnungen und Befürchtungen.

Noch zwei andersartige Schriften Huttens fallen in jene Zeit, „der Biedermann", die gereimte Beschreibung des mit allen Vorzügen ausgestatteten Mannes, und „der Niemand" in seiner ersten Bearbeitung. In letzterem Gedicht macht sich der Zorn Huttens über die Scholastik der Theologen und über die Anmaßung der Juristen, sowie über die eitle Titelsucht seiner Zeit, die jeden, der nicht Doctor oder Magister heißt, für nichts erklärt, in treffender, beißender Ironie Luft.

Im Jahre 1514 finden wir den Ritter wieder in Deutschland. Noch immer bestand die Spannung mit seiner Familie fort. Statt mit offenen Armen nach langer Abwesenheit empfangen zu werden, fand er kränkende Mißachtung; „er ist nichts", so lautete das Urteil der Vettern und Basen. Was ihm aber seine Familie versagte, fand er in reichem Maße bei den Gebildeten des Jahrhunderts. Von Vadianus und Crotus Rubianus, von Rudolf Agricola und Mutian haben wir die ehrendsten Aussagen über ihn; der berühmte Erasmus nennt ihn bald hernach den Liebling der Musen. Auch praktische Folgen sollte die Freundschaft solcher Männer haben. Eitelwolf vom Stein, sein alter Gönner, wußte den Erzbischof Albrecht von Mainz, den kunstsinnigen Liebhaber klassischer Bildung, für seinen jungen Freund zu interessiren. Ein Lobgedicht auf diesen Fürsten trug Hutten 200 Goldgulden und eine, wenn auch vorübergehende Anstellung ein. Aus dem Jahr 1514 wird uns berichtet, daß Hutten als Abgesandter des Erzbischofs in Erfurt dem peinlichen Gericht über Georg Busenbach beigewohnt habe. Diese Anstellung sollte zu einer dauernden werden, sobald Hutten in Italien seine Bildung vollendet haben würde.

Während Ulrich von Hutten im Frühjahr 1515 im Bad Ems Erholung und Heilung suchte, trat ein Ereignis ein, das seinem Leben eine neue Wendung, seinem schriftstellerischen Schaffen einen neuen Antrieb gab. Am 7. Mai

1515 war Hans von Hutten, ein Vetter des Dichters, auf meuchlerische und entehrende Weise von Ulrich von Württemberg, in dessen Dienst er getreten war, getötet worden. So roh und gewaltthätig auch jene Zeit war, so gewöhnt an Mord und Totschlag, so erregte doch diese Ermordung eines Ritters durch Fürstenhand ungeheures Aufsehen und bei der Familie des Getöteten Einen Schrei der Entrüstung, ein alle Glieder vereinigendes Verlangen nach Rache.

Jetzt erkannten die Huttenschen, wie wertvoll es sei, einen Mann der Feder in ihrer Mitte zu haben; der verlorene Sohn wurde in Gnaden angenommen und willig stellte unser Dichter sein Können in den Dienst der Familie. Er glaubte es dem Namen, den auch er trug, schuldig zu sein. Es liegt außerhalb des Rahmens unserer Arbeit, diesen Württemberger Handel genauer zu verfolgen, nur die Art und Weise, wie Ulrich von Hutten hier schriftstellerisch eingriff, sei kurz erwähnt. Am 13. Juni schon schickte er ein Klagegedicht an Jakob Fuchs und am 29. Juni ließ er ein Trostschreiben an den Vater des Ermordeten abgehen. Gegen den Mörder selbst richtete er 5 Reden, in welchen er mit Schwung und großer rednerischer Übertreibung die Vorzüge des Ermordeten, die Trauer seiner Angehörigen und die Verderbtheit seines Mörders, dessen trauriges Regiment der Züge genug lieferte, schilderte; in denen er weiter die versuchte Rechtfertigung des Herzogs widerlegte und Kaiser und Fürsten zur Bestrafung des Übelthäters aufrief. In einem besonderen Gespräch Phalarismus suchte er außerdem den württembergischen Herzog als den größten Tyrannen aller Zeiten hinzustellen. Diese Angriffe sind aber nicht nacheinander erfolgt, sondern in verschiedenen Jahren und von verschiedenen Orten aus.

Versöhnt mit seinem Vater und von ihm mit Geld zum Rechtsstudium versehen, reiste Hutten nach kurzem Aufenthalte in der heimatlichen Burg wieder nach Italien. Wann er in Rom ankam, ist ungewiß, wie aber vorher für Luther, so ist es auch für ihn zeitlebens von der größten Wichtigkeit gewesen, daß er selbst die heilige Stadt sah. Was er sah und was den deutschen Ritter mit Ent-

rüstung erfüllte, das war dasselbe, was 5 Jahre zuvor dem Mönch aus Wittenberg in seinem Glauben an die Heiligkeit Roms einen so schweren Stoß versetzt hatte: Unzucht und Sittenlosigkeit, Habgier und Käuflichkeit, Äußerlichkeit und Heuchelei. In seinen Epigrammen an Crotus Rubianus schildert Hutten das alles mit gerechter Schärfe. Zudem fühlten sich beide Männer, Luther wie Hutten, durch den römischen Übermut in ihrem deutschen Patriotismus schwer verletzt. Sein Patriotismus brachte auch unseren Ritter in eine Lage, die ihn zwang, Rom und seine Freunde, die er dort im Kreise des Johannes Coritius gefunden hatte, früher als er gewollt zu verlassen. Er geriet mit 5 Franzosen, die Kaiser Max verlästerten, in Streit. Zuerst hart bedrängt, schlug er die Gegner in die Flucht; der wildeste blieb auf dem Platze, Hutten trug nur eine Wunde auf der linken Wange davon.

Seines Bleibens war jetzt aber in Rom nicht mehr; im Juli 1516 siedelte er nach Bologna über. Ob Hutten sich auch mit der Rechtsgelehrsamkeit beschäftigte? Gewiß; in halb scherzhafter Weise führt er in einem Briefe an, daß er diesem Studium 3 ganze Tage abgestohlen habe, um das Gedicht: „Brief an den Kaiser“ zu entwerfen. Jedoch die schriftstellerische Arbeit war ihm die liebste: in jener Zeit entstand sein „Markus“, ein Spottgedicht auf Venedig.

Sein gewöhnliches Unglück blieb unserem Helden auch in Bologna treu. Am 31. Dezember 1516 weiß Cochläus von einer schweren Krankheit Huttens zu berichten. Kaum geheilt wurde er in Studentenstreitigkeiten verwickelt und mußte fliehen. Er ging nach Ferrara und von da nach Venedig, wo er trotz seiner Schriften gegen Venedig von den Humanisten aufs freundlichste aufgenommen wurde. Von einer Reise ins gelobte Land hielt den unstäten Gesellen Crotus Rubianus ab, am 25. Juni 1517 kehrte er nach Bologna zurück und am andern Tage zog er aus Furcht vor Nachstellungen heimlich wieder nach Deutschland.

Dies sind in der Kürze die Ereignisse der letzten Monate. Zweier Ereignisse müssen wir nun aber noch

besonders gedenken, des Reuchlinschen Streites und des Erscheinens der Dunkelmännerbriefe. Man könnte das eine Ereignis ein ernstes, das andere ein lustiges Vorspiel zu dem großen bald beginnenden Schauspiele nennen.

Seit Jahren schon zog sich der Streit des berühmten Gelehrten Reuchlin mit den Kölner Dominikanern hin. Im Jahre 1510 hatte er begonnen durch das Ansinnen des getauften Juden Pfefferkorn, der gelehrte und würdige Reuchlin möge ein Gutachten dahin abgeben, daß den Juden ihre Bücher, die hl. Schrift ausgenommen, abgefordert und verbrannt werden sollten. Reuchlins Gutachten fiel natürlich ganz anders aus; es entspann sich zunächst eine litterarische Fehde zwischen Pfefferkorn und den, weil ihm gleichgesinnten, Kölner Dominikanern einerseits und Reuchlin andererseits, und das Ende war — Reuchlin sollte als Ketzer verdammt werden. Der Streit wurde erbittert und erbitterter. Beide Teile appellierten an den Papst und jahrelang schleppte sich der Prozeß hin, bald für Reuchlin günstig aussehend, bald durch Hochstratens, des Anführers der Dominikaner, Gold zu seinen Gunsten gelenkt. Der Spruch des geistlichen Gerichts fiel endlich 1516 doch zu Reuchlins Gunsten aus, aber der Papst Leo X. bestätigte ihn nicht, sondern schlug die ganze Sache nieder.

Dieser Handel zwischen Reuchlin und den Kölnern beschäftigte alle Geister. Wie hinter Hochstraten alle Mönche und Römlinge, so standen hinter Reuchlin alle Freunde der Aufklärung und humanistischen Bildung, Hutten nicht als der letzte. Reuchlinisten hießen sich diese Männer mit Stolz, und in ihrem Verzeichnis, das uns erhalten ist, wird Hutten nach Erasmus und dem Grafen von Neuenahr als der dritte aufgezählt. Dieser nennt Erasmus das eine, Reuchlin das andere Auge Deutschlands, er verfolgt während seines Aufenthalts in Italien den Gang des Prozesses mit Spannung, ja er tritt als Fürsprecher Reuchlins vor den Kardinal Hadrian, der Kirchenfürst möge sich doch für Reuchlin verwenden, er ist das Licht und die Zierde Deutschlands, mit ihm steht und fällt alles, was auf wissenschaftliche Bildung einen Wert legt. Zur Feier von

Reuchlins Sieg erschien ein Gedicht: „Der Triumf Reuchlins“. Mag nun auch die Beteiligung Huttens an diesem Werk nicht sicher sein, Huttens Geist weht uns aus dem Triumflied entgegen, ja Huttensche Worte und Wendungen sind in ihm unverkennbar.

Das andere Ereignis, das in die Zeit jenes zweiten italienischen Aufenthaltes fällt, ist das Erscheinen der Dunkelmännerbriefe, jener wirksamsten Satire des Zeitalters, in welcher in gelungenster Weise die mönchische Spitzfindigkeit, Unwissenheit, Selbstgefälligkeit und Sittenlosigkeit verhöhnt wurde. Daß der Hauptverfasser nicht Hutten, sondern Crotus Rubianus ist, gilt jetzt als sicher. Aber als ebenso sicher gilt, daß Hutten manche der Briefe im zweiten Teile verfaßt habe. Die Getroffenen wenigstens sahen und verfolgten in ihm den Autor, die Freunde glaubten seinen Stil und Geist darin zu erkennen und Hutten selber hat nie entschieden den Verdacht der Urheberschaft oder wenigstens der Mitarbeit von sich geschoben. Mochte auch der große Reformator zu Wittenberg den Witzen der Dunkelmännerbriefe wenig Geschmack abgewinnen, sie sind auch ein Baustein am großen Bau der Reformation.

Der Anteil Huttens an diesen Ereignissen wirft ein helles Licht auf die Person und die Bedeutung des Ritters. Vor allem war Hutten ein Humanist durch und durch. Jenes Zeitalter war das Zeitalter des Wiedererwachens der Künste und Wissenschaften. Von Italien war das neue Leben ausgegangen und hatte auch in Deutschland begeisterte Vertreter gefunden. Wenn auch die Kirche gegen den neuen Geist ihre Flüche schleuderte, wenn auch die Hochschulen noch zumeist im Besitz der alten Richtung blieben: überall fanden sich Männer freieren Geistes, Freunde der sogenannten guten Wissenschaften, einen großen Gelehrtenbund unter einander bildend. Mit regem Eifer wurde das Studium der alten Sprachen getrieben, die alten aus dem Staube des Mittelalters hervorgesuchten Klassiker wurden eifrigst gelesen, bewundert und nachgeahmt, ihre Sprüche würzten das Gespräch, ihre Moral und Weltweisheit beherrschte das Leben, ihre Götter bevölkerten wieder den Himmel. In diesem Kreise war Hutten einer

der Ersten: von Jugend auf war sein fester Vorsatz, Kunst und Wissenschaft allezeit allem andern, auch dem besten Leben vorzuziehen. Die Hoffnung seines Lebens ist, daß es ihm vergönnt sein möge, immer Besseres und immer Vollkommeneres auf diesem Gebiete zu leisten. Und diese Begeisterung erlosch bei ihm nie: auf seinen Wanderungen, mochten sie noch so mühselig und armselig sein, ist er mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, seine schlaflosen und schmerzgequälten Nächte verkürzt er sich mit Nachdenken, auf seinen Reisen führt er in späteren Jahren eine kleine Bibliothek mit, selbst ins Feldlager begleiten ihn seine litterarischen Arbeiten, ein wissenschaftliches Gespräch mit Freunden ist ihm die größte Ergötzung, seine freie Zeit benützt er am liebsten zu schriftlichem Verkehr mit gleichgesinnten Männern, und bitter beklagt er es, daß unter dem Ritterstande so wenig wissenschaftlicher Eifer zu finden sei. „O Zeitalter, o Wissenschaft! Es ist eine Lust zu leben, eine Lust noch nicht zu ruhen! Es blühen die Studien, es regen sich die Geister!" so ruft der begeisterte Humanist.

Nicht minder aber war Hutten ein deutscher Patriot. Liebe zu seinem Vaterlande war der Beweggrund aller seiner Handlungen. In einer Zeit, wo selbst deutsche Kaiser mehr Ausländer als Deutsche waren, wo deutsche Fürsten nach einem König aus Gallien sich umsahen oder als Würdenträger Roms mit dem Bischofsmantel geschmückt an der Aussaugung und Bedrückung des Vaterlandes mitthätig waren, in einer Zeit, wo deutsche Gelehrte nur allzugerne alles Vaterländische verachteten — in einer solchen Zeit ist Hutten mit seinem Patriotismus eine wahrhaft wohlthuende Erscheinung.

Wie war Hutten stolz auf sein Volk! Die Deutschen, so schildert er sie, sind die Besten in der Kriegskunst, sie sind frei von Mißtrauen und Hinterlist, freiheitsliebend und doch aus freien Stücken dem Kaiser unterthan, bei ihnen ist noch Zucht und Schamhaftigkeit zu finden, bei ihnen — wenigstens bei einem Teil — auch noch Einfachheit der Sitten. Wie beklagt er die Fehler seines Volkes, namentlich die Neigung zum Trunk! Wie zürnt er über die Feinde, die Deutschland verderben, über fremde Sitten,

welche die deutsche Einfachheit zu Grunde richten, über Rom, das Deutschland aussauge, über die Bettelmönche, deren Duldung die Deutschen zum Gespött mache, über die Feinde des Kaisers mit ihrer Tücke und Falschheit! Wie tritt er endlich für Hebung und Achtung der Kaisermacht ein! Der deutsche Kaiser ist ihm der erste Fürst auf Erden:

„Christus beherrscht den Himmel, hier unten alles der Kaiser
Und es beuget sein Stolz sich nur dem himmlischen Herrn."

Wenn alle dem Kaiser gehorchen und zu ihm stehen würden, dann könnten die Türken, dann könnte auch Rom Deutschland nichts anhaben.

Aus Liebe zur freien Wissenschaft und aus Liebe zum Vaterlande zürnt Hutten so gegen Reuchlins Feinde und verspottet er die Dunkelmänner, aber ihn treibt doch auch noch etwas anderes. Er klagt darüber, daß Christi Kreuz durch Rom aufgehoben werde, er schildert mit Entrüstung den Widerspruch zwischen Christi und der Apostel Lehre und Leben und zwischen dem Wesen Roms, er bejammert es, daß das Salz dumm geworden sei, daß statt der Predigt des göttlichen Wortes schmutzige Fabeln und Märchen geboten werden. Das alles ist nicht blos Ausfluß eines tiefgewurzelten Hasses gegen Rom, nein, in ihm war, wenn auch unbewußt, ein durch das Treiben der Gegenwart verletztes echt religiöses Gefühl vorhanden. Durch Luthers Werk wurde dann dieses erst recht geweckt und vertieft, und daß gerade Hutten so mächtig ergriffen wurde, ist das beste Zeugnis dafür, daß es vorhanden war.

Das Jahr 1517 ist das Geburtsjahr der Reformation; Martin Luther, der stille Mönch, trat damals aus seiner Zelle heraus in den Kampf wider Rom und — ohne daß beide Männer etwas von sich wußten — Ulrich von Hutten trat in demselben Jahre die humanistischen Grenzen überspringend in den Kampf seines Lebens ein.

Des aus Italien Zurückgekehrten wartete eine hohe Auszeichnung. Konrad Peutinger, ein den Humanistenkreisen nahestehender Patricier Augsburgs, wußte den Kaiser Maximilian für den jungen, patriotischen Dichter, für den unerschrockenen Verfechter kaiserlicher Würde, zu

interessieren. Der Dank des Kaisers war, daß er am 12. Juli 1517 in Augsburg den Ritter feierlich zum Dichter krönte.

So hatte Ulrich von Hutten nun doch einen Titel, so war er nun doch „etwas" geworden, und dies etwas war für ihn nicht völlig bedeutungslos. Welchen Wert hatte für Luther der Titel „Doctor der hl. Schrift"; es lag für ihn darin die heilige Verpflichtung, dem Dienste des göttlichen Wortes auch alle seine Kräfte zu weihen. Ähnlich bei Hutten. Seine Bücher tragen fortan den Titel „gekrönter Dichter", auf seinen Bildern erscheint er mit dem Dichterlorbeer geschmückt. Die neue Ehre war ihm ein Sporn auf dem begonnenen Wege weiterzuschreiten, seine Dichtergabe wie schon bisher in den Dienst des Vaterlandes und der Freiheit zu stellen.

Allein zu einem Titel gehören Mittel, und diese fehlten noch. An guten Ratschlägen war kein Mangel, einige seiner Freunde wollten ihn in den Dienst des Kaisers ziehen, andere rieten ihm, in den Dienst Albrechts von Mainz zu treten. Er selbst blieb zunächst unschlüssig, besuchte einige Freunde und zog sich dann für kurze Zeit auf seine heimatliche Burg zurück.

In den Stunden der Muße, die er dort genoß, beschäftigte er sich mit einem Werke, das mit Fug und Recht als sein erster Vorstoß gegen Rom bezeichnet werden kann, mit der Herausgabe des Buches des Laurentius Valla über die sogenannte Schenkung Konstantins, d. h. über die von den Päpsten gepflegte Legende, daß der Kaiser Konstantin bei seiner Taufe dem Papst Sylvester Italien zum Geschenk gemacht habe. Hutten widmete die Herausgabe dieses Buches in einer Vorrede vom 1. Dezember 1517 dem Papst Leo X. Es ist eine merkwürdige Vorrede: Leo X. wird nach seinem kriegerischen Vorgänger Julius II. als Friedenspapst begrüßt, als ein den wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit zugethaner Mann. Die Päpste haben Vallas Buch verdammt, weil sie die Wahrheit nicht tragen mochten, Leo wird sich darüber freuen. Das waren keine Priester, welche die Schenkung Konstantins erdichteten, denn Priester hätten ihre Herde

geweidet und nicht verschlungen; das war keine Kirche, welche die Schenkung annahm, denn die wahre Kirche ruft die Menschen zur Freiheit und zwingt sie nicht unter ein hartes Joch. Ohne Maßen ist auf grund dieser erdichteten Schenkung die Räuberei der vorigen Päpste, und Hutten zählt hier schon alle die Beschwerden auf, die in seinen späteren Schriften wiederkehren. Leo, so hofft er, wird das Geraubte herausgeben. Köstlich ist der Schluß: dieses Buch ist Leo gewidmet zum Zeugnis, daß man unter seinem Pontifikat wieder die Wahrheit schreiben darf. Gewiß werde er seine Freude daran haben und Hutten werde sich Mühe geben, ähnliche Bücher zu finden, und sie ihm wieder widmen.

Ist diese Vorrede Ernst oder Spott? so müssen wir unwillkürlich fragen. Ohne Zweifel das letztere. Gewiß, Hutten hoffte noch von dem Papst; als er nichts mehr hoffte, führte er eine ganz andere Sprache, er mochte wohl auch noch nicht zu der Erkenntnis gekommen sein, daß Papsttum und Papst einfach zusammenfallen, aber diese Vorstellung eines Papstes, der sich vom Papsttum lossagt, ist doch nichts anderes als eine feine Ironie. Diese Vorrede ist eine aus Süßigkeiten und Bitterkeiten seltsam gedrehte Pille, die er dem Papst zu schlucken gab.

Leider that dies der Papst nicht, er scheint Huttens Schrift gar nicht zu Gesicht bekommen zu haben. Um so mehr machte sie Eindruck in den Freundeskreisen Huttens. Auch auf Luther war sie von großer Wirkung: an Spalatin schreibt er am 23. Februar 1520, er habe die Schrift des Laurentius Valla gelesen: „guter Gott, welche Finsternisse und Schlechtigkeiten der Römlinge!“

Wenn wir so die Bedeutung dieses Buches richtig zu würdigen versuchen, so dürfen wir freilich seinen Wert auch nicht überschätzen. In damaliger Zeit fehlte es in Deutschland nicht an Angriffen auf Rom und an Klagen über sein hartes Joch. Die Gesandten des Papstes mußten die Beschwerden deutscher Nation öffentlich auf dem Reichstage hören. Auch war Hutten damals noch nicht der Mann, der sich über seine Stellung zu Rom klar gewesen wäre. Er, der als Reuchlinist in den Bettelorden, diesen schwarzen

Heeren Roms, den bittersten Feind der Wahrheit kennen gelernt hatte, sah doch in einem Kirchenfürsten den besten Freund und Förderer der Wissenschaft; er, der über die Aussaugung Deutschlands durch päpstlichen Ablaß klagte, trat doch in die Dienste eines Mannes, der den Ablaßhandel im großen betrieb, in den Dienst des Kurfürsten Albrecht von Mainz.

Im Herbst 1517 mag das geschehen sein. Im Dezember finden wir ihn mit einem Auftrag seines Herrn in Paris, wahrscheinlich in sachen der schwebenden Königswahl. Dahin und dorthin, bald nach Sachsen, bald wieder zurück nach Mainz führten den neuen erzbischöflichen Diener die Aufträge seines Herrn, aber nie erlahmte sein reges, wissenschaftliches Streben. Sein Hauptinteresse nahm noch der Reuchlin'sche Handel in Anspruch. Der furchtsame und bequeme Erasmus war allmählich des Streites müde, Hutten dagegen ist noch voll glühender Begeisterung. Der Brief, den er am 3. April 1518 an den von ihm hochverehrten Grafen Hermann von Neuenahr schrieb, ist hiefür Zeugnis.

Dieser Brief ist aber für uns noch ganz besonders merkwürdig, denn er enthält die erste Aeußerung des Ritters über Luther und das zu Wittenberg begonnene Werk. Er schreibt: „nun aber, was du vielleicht noch nicht weißt, ist zu Wittenberg eine Partei gegen die Macht des Papstes aufgestanden, während eine andere für den päpstlichen Ablaß eintritt. Auf beiden Seiten bietet man bei diesem Handel alle Macht auf; mit aller Macht wird gekämpft, Mönche stehen an der Spitze. Die Führer selbst sind thatkräftig und hitzig, voll Mut und Eifer; bald rufen und schreien sie, bald klagen und rufen sie das Schicksal an. Neuestens haben sie sich auch aufs Schreiben gelegt und die Buchdrucker machen Geschäfte. So hoffe ich, daß sie sich gegenseitig zu Grunde richten. Ich selbst habe neulich einem Ordensbruder, der mir Mitteilung davon machte, zur Antwort gegeben: fresset euch nur, damit ihr von einander gefressen werdet." Dies Huttens erstes Urteil über Luthers Sache. Ihm, der noch mit Leib und Seele Humanist war, erschien sie eben als ein Streit

zwischen Mönchen, und da er in jedem Bettelmönch vor allem einen Hemmschuh der geistigen Entwickelung Deutschlands sah, daher seine Freude über dieses, wie er hoffte, ihnen selbst verderbliche Gezänk. Seine eigene Weiterentwickelung und der Gang der Ereignisse führte ihn bald zu einer ganz anderen Ansicht.

Das wichtigste, auch für Huttens Leben bedeutungsvolle Ereignis des Jahres 1518 ist der Reichstag zu Augsburg. Im Gefolge seines Kurfürsten kam auch Hutten dorthin. Er wohnte im Hause des Domherrn Gros engverbunden mit einem Kreise gleichgesinnter, wissenschaftlich gebildeter Männer, zwischen denen ein reger Austausch der Gedanken stattfand.

Aeußerlich und innerlich angesehen befand sich freilich unser Ritter damals in keiner beneidenswerten Lage. Er hatte unter Krankheit schwer zu leiden: nicht ohne Schuld schon in frühen Jahren an der Lustseuche erkrankt, glaubte er in dem Gujakholz ein Heilmittel gefunden zu haben. Er unterzog sich gerade in diesen Tagen einer qualvollen Kur und empfahl das Mittel auch in einer eigenen Schrift. Zu diesem äußeren Leiden kam noch ein gewisser innerer Zwiespalt. Seine Freunde hatten sich billig verwundert, als er, der freiheitsliebende Mann, sich dem Hofdienst zugewandt hatte, und er selbst fühlte mehr und mehr das Drückende dieses für ihn so wenig angemessenen Dienstverhältnisses. Er schrieb sogar eine Schrift über das Hofleben, in der er sich offen über dessen Mängel und Gefahren aussprach. Doch verteidigte er seinen Schritt mit der Macht der Verhältnisse.

In solcher Lage und Stimmung befand sich Hutten zu Augsburg. Trotzdem aber verfolgte er den Gang des Reichstages mit dem größten Interesse. Der Hauptpunkt aller Verhandlungen war die Türkenfrage; die päpstlichen Gesandten waren hauptsächlich zu dem Zweck geschickt worden, die Türkengefahr zu schildern, die deutschen Fürsten zum Kriege gegen diese Feinde der Christenheit aufzufordern und eine Türkensteuer einzuziehen.

Schon vor Beginn des Reichstages hatte Hutten zu dieser Frage Stellung genommen; er hatte eine Rede ver-

faßt: „Mahnrede des deutschen Ritters Ulrich von Hutten an die deutschen Fürsten, daß sie den Krieg gegen die Türken beginnen sollten.“ Die Veröffentlichung dieser Rede im Druck verzögerte sich aber, weil manche Stellen Huttens Freunden anstößig erschienen; erst im nächsten Jahre ließ Hutten dieselbe mit einer Vorrede an alle wahren und freien Deutschen drucken.

Der Inhalt ist folgender: Nachdem Hutten im Eingang auseinandergesetzt, wie die Notwendigkeit und Gelegenheit zum Türkenkriege jetzt gerade zusammentreffe, drängt ihn seine Wahrheitsliebe, frei heraus zu reden und zu sagen: 1) was in diesem Kriege gehütet werden muß, nämlich Hab und Gut, Ehre und Leben, 2) wie nötig der Krieg ist und 3) wie leicht er geführt werden kann.

Indem Hutten nun darangeht, die Türkengefahr zu schildern, kann er nicht umhin, das Verhalten der Päpste anzugreifen. Die päpstlichen Gesandten wollen nur Geld aus den Deutschen herauslocken; wäre es aber nicht besser, sie beteten, statt den Deutschen Vorschriften über Kriegführung zu geben? Unter tausend Vorwänden wird Deutschland von Rom ausgesogen. Huttens Ansicht ist, es sei Pflicht der Priester, das Wort Gottes zu säen und nicht Kriege zu führen. Freilich durch Julius II. wurde man eines anderen belehrt, um so mehr ist es aber verwunderlich, daß unter dem Pontifikat Leos X., der ein Wiederhersteller des Friedens heißt, die Deutschen ermahnt werden, wie sie Kriege führen sollen. Solche Ermahnungen brauchen die Deutschen nicht, sie brauchen nur Geld und da mögen die Päpste denn zurückgeben, was sie vorher geraubt haben.

Damit will Hutten die diesmalige Türkengefahr nicht bestreiten, im Gegenteil, sie ist sehr groß, Selim I. rüstet ein gewaltiges Heer. Sie, die Deutschen, die das Joch der Römer nicht tragen mochten, sollten sie sich dem Joch der Türken fügen? Nach dieser Schilderung der Gefahr kommen die Ratschläge für die Kriegsführung. Zwei Dinge sind vor allem nötig: Einmütigkeit und Unterwerfung unter den Kaiser. Heftig tadelt Hutten die inneren Händel, die Raub- und Plünderungslust der Fürsten: Ihr seid Zweige Eines Stammes, Glieder Eines Leibes, ruft er ihnen zu.

Alle bisherigen Unternehmungen gegen die Türken sind an den inneren Streitigkeiten gescheitert: die Türken führen Kriege und die Deutschen turnieren, die Türken herrschen und die Deutschen jagen, die Türken triumphieren und die Deutschen trinken. Vor allem aber ist nötig, daß Ein Führer und Gebieter da sei, dem alle gehorchen, und dieser ist Kaiser Maximilian. In eindringlichen Worten wird seine Trefflichkeit geschildert und zum Gehorsam gegen ihn ermahnt. Das Geld hofft Hutten durch Steuern von Klöstern, Domherrn und reichen Priestern, namentlich auch von den freien Städten und den reichen Kaufleuten aufzubringen. Aber unabhängig von dem Papste soll vorgegangen werden, die Forderungen der Kardinäle sind zu fürchten, denn sie säen nur Zwietracht. Hutten hat römische Ratschläge immer im Verdacht, denn seit der Zeit, da mit der Frömmigkeit der Aberglaube sich vermischte und die Deutschen meinten, der Kaiser müsse seine Würde vom Papst empfangen, war die Kaisermacht dem Papst immer ein Gegenstand des Argwohns. Also auf der Hut vor Rom!

Diese Türkenrede, die wir deshalb auch etwas ausführlicher wiedergegeben haben, ist der echte Ausdruck des huttenschen Geistes, am Anfang und Schluß ein energischer Protest gegen Rom, durch und durch aber erfüllt vom edelsten Patriotismus.

Gerade 10 Jahre nachher, im Jahre 1529, erschien Luthers Schrift vom Kriege wider die Türken. Im Patriotismus stehen beide Männer sich gleich, beide ermahnen zur Einigkeit als zur besten Bürgschaft des Sieges. Aber wie ganz anders, wie viel tiefer faßte Luther die Frage vom Türkenkriege auf. Ihm gilt es nicht nur einen Kampf mit den Waffen, vielmehr soll die Christenschaft durch Buße und Gebet bewähren, daß sie das wahre Volk Gottes ist, vor dem die Feinde des Kreuzes zu Schanden werden.

Die Fürsten lehnten die Türkenhilfe ab und die Legaten mußten mit leeren Händen abziehen. Die Volksmeinung war damit völlig einverstanden, das beweisen die anonymen Schriften über oder vielmehr gegen den Türkenzehnten. Daß sich auch Hutten recht wohl darein finden

konnte, ist aus dem, was seine Rede über Rom sagt, leicht einzusehen.

Aber noch anderen Anstoß zu schriftstellerischer Arbeit nahm Hutten von Augsburg mit. Der päpstliche Gesandte Cajetan hatte die ganze Aufmerksamkeit des Ritters auf sich gezogen. Sein auf der einen Seite weichliches und weibisches, auf der andern Seite herrisches und übermütiges Auftreten und Treiben forderte seinen ganzen Zorn heraus. Er machte ihm Luft in dem Gespräch: „Fieber das erst',“ das zunächst ein Angriff auf den Kardinal, aber noch weitergehend eine Satire auf das ganze Leben der damaligen Geistlichkeit ist. Der Inhalt ist folgender: Das Fieber verabschiedet sich von Hutten und bittet ihn, er möge ihm eine neue, passende Herberge anweisen, irgend einen Herrn, der reich sei, der Pferde, viel Diener, hübsche Kleider, lustige Gärten und Bäder habe. Hutten weist das Fieber an Cajetan, dort bei diesem üppigen Schlemmer werde es alles finden. Allein das Fieber will nicht, der Legat ist ihm zu mager und zu geizig. Nun bringt Hutten, um das Fieber, welches bei ihm zu bleiben droht, fortzuschaffen, eine Reihe anderer in Vorschlag. Allein zu den Fürsten und reichen Kaufleuten, z. B. den Fuggern, will das Fieber nicht: sie sind stets von Aerzten umgeben; von den Mönchen, welche in allen Dingen sanft leben, Wein saufen und Fisch essen auf das unmäßigste, will es auch nichts wissen: sie gehen ihm mit Zauberformeln, die sie von alten Weibern gelernt haben, zu Leib. Auch die Domherrn sind nicht nach dem Sinn des Fiebers: sie essen zwar köstlich, ruhen süßlich, gehen sänftiglich müßig und trinken und verkehren mit Weibern ganze Nächte hindurch, aber das Fieber trifft da mit allzuviel andern Krankheiten zusammen. So bequemt es sich endlich, zu einem Hofmann zu ziehen, der eben von Rom zurückkehrt.

Mit Recht können wir dieses Gespräch eine Satire voll reformatorischen Geistes nennen, einen kühnen Schritt vorwärts auf dem Wege, der schließlich mit dem Luthers zusammentreffen mußte. Beatus Rhenanus nennt deshalb, zwar mit etwas Uebertreibung, in einem Schreiben an Zwingli Hutten den kühnsten aller Sterblichen. Daß diese

Schilderungen vom Leben der damaligen Geistlichkeit, das ja auch in den Dunkelmännerbriefen gebrandmarkt worden war, nicht übertrieben waren, kann nicht mehr bestritten werden.

Unter solchen Arbeiten kam das Jahr 1519 heran. Dieses Jahr dürfen wir wohl als das glücklichste im Leben unseres Ritters bezeichnen. Die Ruhe des Hofdienstes in Mainz wurde durch ein Ereignis unterbrochen, das den heißesten Wunsch seines Herzens erfüllte, durch den Feldzug gegen Herzog Ulrich von Württemberg, und dazu kam das Gefühl der zeitweilig wiedererlangten vollen Gesundheit, das ihm angenehme Bilder künftigen Glückes vor die Seele zauberte. Wichtig ist dieses Jahr aber besonders durch das Bekannt- und Befreundetwerden des Ritters mit Franz von Sickingen.

Der Feldzug des schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich begann Ende März. Franz von Sickingen war einer der Anführer, Ulrich von Hutten diente mit vielen anderen seines Geschlechtes im Bundesheere. Mit jugendlichem Eifer hatte er seine Vorkehrungen getroffen, Waffen und Pferde gekauft; begierig, den seiner Familie angethanen Schimpf zu rächen, voll Verlangen nach ehrendem Kriegsruhm zog er aus. Solcher war freilich wenig zu holen. Von seinen Schweizersoldaten treulos verlassen, konnte der gefürchtete Herzog keinen ernstlichen Widerstand leisten und Festung auf Festung fiel den Bündnischen in die Hände. Schon Ende April konnte sich Hutten an der Quelle zu Wildbad von den Strapazen des Feldzuges erholen.

In die Zeit unmittelbar vor Beginn dieses Zuges fällt die erste Bekanntschaft Huttens mit Sickingen. Aus einem vom 1. März 1519 datierten Schreiben entnehmen wir, daß Hutten kurz zuvor bei Sickingen gewesen, daß dort seine Schrift „das Fieber" vorgelesen wurde und daß Franz Gefallen daran fand. Seinem ausgesprochenen Wunsche willfahrend, übersendet ihm Hutten an diesem Tage eine deutsche Uebersetzung des Büchleins. Das gemeinsame Kriegsleben — Hutten war Sickingens Zeltgenosse — verknüpfte die beiden noch enger. Jene anmutige Erzählung, als ob Sickingen auf die erste Kunde

von Huttens Anwesenheit zu ihm geeilt wäre und gesprochen habe: „gieb mir deine Hand, edler Ulrich, daß wir zusammen für Freiheit und Christentum leben und sterben wollen," ist freilich eine Erdichtung. Hutten verehrte in Sickingen den älteren, angesehenen Mann, er blickte mit Hochachtung an ihm hinauf. Seine eigenen Aeußerungen mögen hier sprechen: „Von Franz von Sickingen," schreibt er, „werde ich aufs Beste und Achtungsvollste behandelt. Größere Leutseligkeit habe ich in Deutschland nie gefunden. Er hat mich beständig bei sich ihm zur Seite. Er schläft mit mir zusammen und unterhält sich mit mir auf wunderbar angenehme Weise." Sein Mund geht über vom Lob des Freundes: „er ist gefestigt gegen jede Laune des Glückes, hochsinnig und unbesiegbar. Im Gespräch ist er ernst, die höchsten Angelegenheiten umfassend, seine Gedanken gehen auf nichts Niedriges, sondern immer nur auf das Bedeutendste. Seine Unterhaltung ist angenehm, das Zusammenleben mit ihm lieblich, von Stolz keine Spur! Freimütig redet und handelt er, offenherzig wie er ist, haßt er eiteln Dunst und ist ein Feind äußerlichen, gleißnerischen Wesens."

Einen Freund fürs Leben hatte Hutten gefunden, sollte ihm nicht auch das Glück beschieden sein, eine Gefährtin fürs Leben zu finden? Er selbst wenigstens ging mit solchen Gedanken um. Aus einem Briefe an Arnold von Glauberg in Frankfurt erfahren wir, daß Hutten schon längere Zeit mit ernstgemeinten Heiratsplänen sich trug. Seinem Freunde Friedrich Fischer in Bamberg schreibt er aus dem Feldlager zu Eßlingen über seine Sehnsucht nach Ruhe: er brauche eine Frau, die seiner pflege und warte, die ihn mit den Annehmlichkeiten des Lebens umgebe. „Schaffe mir denn, mein Friedrich, eine Gattin, und damit du wissest was für eine, eine schöne, junge, wohlerzogene, heitere und züchtige. Sie möge genügendes Vermögen haben, nicht zu viel, denn ich trachte nicht nach Reichtum, und was die Abkunft betrifft, so glaube ich, wird diejenige adelig genug sein, die Hutten zu seiner Frau nimmt." Daß Hutten in Wirklichkeit ein bestimmtes Mädchen im Auge hatte, beweist ein späterer Brief an Arnold von

Glauberg: Die Erwählte muß in Frankfurt ansässig gewesen sein; er bittet die Freunde dort, sie möchten die Mutter ausforschen, was sie mit ihrer Tochter für Pläne habe, sie möchten den Bruder auf ihre Seite ziehen und Hutten im besten Lichte schildern. Vor allem mögen sie den Argwohn zerstreuen, daß er ein unruhiger, aufrührerischer Kopf sei und daß er seine junge Gattin nach der Hochzeit in die Einsamkeit irgend einer abgelegenen Ritterburg schleppen werde. Er würde es sich vielmehr zur Ehre rechnen, als Bürger in die Stadt aufgenommen zu werden. Hutten scheint auch im folgenden Frühjahre seinem Ziele ziemlich nahe gestanden zu sein.

Allein es war ein Traum, dem die nächste Wirklichkeit gar wenig entsprach. Statt in den Hafen der Ruhe einzulaufen, fuhr sein Lebensschifflein jetzt erst hinaus auf die hohe See, Kampf und Sturm entgegen. Statt in der Heimat friedlichen, häuslichen Glückes sich zu erfreuen, mußte er bald als heimatloser Flüchtling in der Fremde umherschweifen und in der Fremde sterben.

Noch im Jahre 1519 stellen sich die Anzeichen einer Wendung ein. Der Hofdienst war Hutten allmählich unleidlich geworden, er wollte frei sein. Der Erzbischof war edel genug, ihm zu willfahren, ja er setzte ihm noch ein Jahrgehalt aus. Daß er Hutten ungern vermißte, beweist der Umstand, daß er später wieder versuchte, ihn an seinen Hof zurückzurufen.

Mit dieser Entlassung aus dem bischöflichen Dienst ist ein auf die Länge unerträgliches, hemmendes Band gefallen. Nicht als ob Hutten der Pflicht der Dankbarkeit vergessen hätte: aus seinen Briefen ist aufs deutlichste ersichtlich, welche Rücksicht er auf seinen einstigen Gönner nahm; aber er war nun sein eigener Herr, wenn er die Wahrheit sagen mußte, so brachte sie nur ihm und keinem andern mehr Ungelegenheit und Schaden.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein großer Teil der Humanisten sich von der Reformation ferne hielt, auch Hutten hatte zu erfahren, daß manche alten, den Humanistenkreisen angehörigen Freunde sich allmählich von ihm zurückzogen: Er muß über die Entfremdung Mutians klagen.

Pirkheimer beschwert sich, daß er um Huttens willen verlästert und verfolgt werde. Erasmus hofft zwar noch, daß das Alter Huttens Heftigkeit mildern werde, aber indem er sich gegen eine Zusammenstellung mit Luther verwahrt, spricht er von Hutten schon in einer Weise, als ob dieser eher zu Luther gehöre. Cochläus weiß zu berichten, daß durch den Einfluß der Schriften Huttens jetzt den meisten Deutschen nichts mehr verhaßt sei als der Name der römischen Kurie, und Crotus Rubianus berichtet am 31. Oktober 1519, daß auch Hutten wegen einiger Gedichte in Rom angeklagt sei. Diese Vorboten sind deutlich, der Kampf mußte kommen.

Der Last des Hofdienstes war Hutten glücklich ledig. Hatte schon unter den Geschäften jener Zeit seine Feder nicht gerastet, so entfaltete er nun in völliger Freiheit, zunächst auf seiner heimatlichen Burg lebend, eine wahrhaft staunenswerte schriftstellerische Thätigkeit. Welche Richtung er damit einschlug und welche Ziele er verfolgte, ist leicht ersichtlich, wenn wir hören, wie Cochläus am 8. Februar 1520 an Pirkheimer schreibt: Hutten sei hier in Frankfurt gewesen, er brenne von Haß gegen Rom.

Fünf Gespräche, in Ein Buch zusammengefaßt, erschienen im April dieses Jahres: 1. Fortuna (Gespräch über das Glück), 2. Febris prima (Fieber das erst'), 3. Febris secunda (Fieber das zweit'), 4. trias Romana (römische Dreifaltigkeit) und 5. inspicientes (die Anschauenden).

Das Gespräch Fortuna ist ohne eigentlichen reformatorischen Charakter, es giebt mehr Aufschluß über Huttens Wesen, seine Pläne und Wünsche. Es endigt damit, daß Hutten, die Unbeständigkeit und Ungerechtigkeit des Glückes einsehend, statt auf diese falsche Göttin zu bauen, hingehen will, um von Christo dem Erlöser eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe zu erbitten.

Das erste Fieber ist uns schon bekannt. Das zweite Fieber ist eine Fortsetzung des ersten, eine womöglich noch stärkere Satire auf das verkommene Leben der damaligen Geistlichkeit. Vor allem wird der Vorwurf sittenlosester Unkeuschheit darin gegen sie erhoben und das Cölibatgesetz des Papstes Calixt als der Quell dieses

Uebels bezeichnet. Huttens Rat ist, den Pfaffen wieder Eheweiber zu geben und als Radikalmittel gegen alle Schäden macht er den Vorschlag, man solle den Pfaffen ihre Reichtümer nehmen und ihrem Müßiggang steuern. Er selbst wolle dem Kaiser Karl diesen Rat geben.

Eine ähnliche Satire mit spezieller Spitze gegen den Kardinal Cajetan ist das 5. Gespräch: die Anschauenden. Sein Inhalt ist folgender: Der Sonnengott Sol und sein Sohn Phaeton beschauen sich den Reichstag zu Augsburg im Jahre 1518. Sie sehen eine große Prozession, an deren Spitze der päpstliche Gesandte einherzieht. Daran anknüpfend giebt nun der Sonnengott seinem Sohne Auskunft über den Kardinal und die Lage Deutschlands. Cajetan ist nur gekommen, um die Deutschen unter dem Vorwand des Türkenkrieges auszuplündern, doch da die Deutschen sich diesmal das Scheeren nicht gefallen lassen wollen, so sucht er nach einem anderen Wege: er will den Aberglauben wieder entflammen. Die Deutschen werden dann als eine treue, redliche Nation geschildert; auch über Kaiser und Fürsten, Adel und Städte weiß Sol-Hutten manches Rühmliche zu berichten. Am schlimmsten steht es in Deutschland mit den Mönchen und Geistlichen. Letzterer Gott ist der Bauch, sie haben nichts Deutsches mehr an sich und die Mönche sind Schlemmer, unnütze, träge Kläffer, Lügenträger und lose Fischer. Aber wie mögen solche, die ein so schlimmes Leben führen, andere lehren! Darum ist denn Deutschland eine Reformation nötig, das ist das Ziel, auf welches Hutten hinauskommt.

Das weitaus wichtigste unter diesen Gesprächen ist das vierte in der Reihe, die Trias Romana (römische Dreifaltigkeit). Es ist eine eigentliche Kriegserklärung an Rom, die dort nicht mehr übersehen und nicht mehr ungeahndet gelassen werden konnte. Hutten und Ernholt sind die Unterredner. Nach einer Einleitung, in welcher über die Uebergriffe Roms geklagt und die Hoffnung ausgesprochen wird, daß Deutschland einmal zur Erkenntnis kommen werde, erzählt Ernholt, was er von einem Vadiscus über Rom gehört habe. Dieser habe alles in Dreiheiten zusammengefaßt und solcher werden nun 59 aufgezählt, z. B.:

3 Dinge erhalten Rom bei seinen Würden: des Papstes Ansehen, Reliquien und Ablaßhandel.

3 Dinge bringt man aus Rom heim: böse Gewissen, schlechte Mägen und leere Beutel.

3 Ding sind aus Rom verbannt: Einfachheit, Mäßigkeit und Redlichkeit.

Mit 3 Dingen handelt man in Rom: mit Christus, mit geistlichen Aemtern und mit Weibern.

3 Dinge könnten Rom wieder helfen: der deutschen Fürsten Ernst, des christlichen Volkes Ungeduld und ein Heer der Türken.

3 Schwerter hat der Papst zu Rom: ein geistliches, ein weltliches und ein Scheermesser.

Wir lernen aus dieser Blumenlese, welches die hauptsächlichsten Klagen sind, die Hutten gegen Rom vorzubringen hat. Es ist vor allem die patriotische Klage über die finanzielle Aussaugung Deutschlands. Ihr schließt sich an die moralische Klage über die in Rom ihre Quelle habende Sittenlosigkeit, über die dort großgezogene Verwirrung aller sittlichen Begriffe. Daneben finden wir aber auch noch Klagen, die wir als religiöse Klagen, als reformatorisch im engeren Sinne bezeichnen möchten: es wird geklagt über die zur Stärkung der Papstmacht erfundenen Lügen, über den Handel mit dem Heiligsten, über Verspottung und Verachtung der Hauptwahrheiten der Religion, über Unkenntnis der Schrift, über Beförderung des Aberglaubens und des Meineids, über Heiligsprechen, Seligsprechen u. a. m.

Auch manche Vorschläge zur Besserung macht Hutten. So spricht er die ketzerische Ansicht aus, ein jeder Bischof habe in seinem Sprengel so viel Macht als der Bischof von Rom, denn Christus habe die Gleichheit geliebt. Er hofft von dem deutschen König, daß er von dem Papst das, was sein ist, zurückfordern werde. Er hofft, daß das deutsche Volk mit dem Joch des Aberglaubens auch das Joch des Papsttums abschütteln werde. Seine Arznei gegen die Schäden heißt: weniger Geistliche, die nicht mehr müßig gehen! Ab mit Rom, ruft Hutten, die Worte Ernholt in den Mund legend, die du den Glauben an Christum nicht hast, sondern von dem Geiz, des Teufels Einsetzung

[illegible] Er selbst wolle dem Kaiser Karl [illegible].

Eine ähnliche Satire mit [illegible] Spitze gegen den Kardinal Cajetan ist das 3. Gespräch: Die Anschauenden. Sein Inhalt ist folgender: Der Sonnengott Sol und sein Sohn Phaeton betrachten sich den Reichstag zu Augsburg im Jahre 1518. Sie sehen eine große Versammlung, an deren Spitze der päpstliche Gesandte [illegible]. Dann [illegible] gibt nur der Sonnengott seinem Sohne Auskunft über den Kardinal und die Lage Deutschlands. Cajetan ist nur gekommen, um die Deutschen unter dem Vorwand des Türkenkrieges auszuplündern, doch da die Deutschen sich diesmal das Scheeren nicht gefallen lassen wollen, so sucht er noch einen anderen Weg: er will den Aberglauben wieder entflammen. Die Deutschen werden dann als eine treue, redliche Nation geschildert; auch über Ritter und Fürsten, Adel und Städte weiß Sol Hutten manches Rühmliche zu berichten. Am schlimmsten steht es in Deutschland mit den Mönchen und Geistlichen. Letzterer Gott ist der Bauch, sie haben nichts Deutsches mehr an sich und die Mönche sind Schlemmer, unnütze, träge Kläffer, Lügenträger und lose Fischer. Aber wie mögen solche, die ein so schlimmes Leben führen, andere lehren! Darum ist denn Deutschland eine Reformation [illegible] das Ziel, auf welches Hutten hinauskommt.

Das weitaus wichtigste [illegible]chen ist das vierte in der Reihe, die [illegible] römische Dreifaltigkeit). Es ist [illegible]erklärung an Rom, die dort nicht [illegible] nicht mehr ungeahndet gelassen we[illegible]d Ernholt sind die Unterredner [illegible] in welcher über die Uebergriff[illegible]nung aus- gesprochen wird [illegible] Erkenntnis kommen werd[illegible] über Rom [illegible]m Vadiscus zusamme[illegible] Dreiheiten [illegible]zählt, z. B.:

3 Dinge erhalten Rom bei seinen Würden: des Papstes Ansehen, Reliquien und Ablaßhandel.

3 Dinge bringt man aus Rom heim: böse Gewissen, schlechte Mägen und leere Beutel.

3 Ding sind aus Rom verbannt: Einfachheit, Mäßigkeit und Redlichkeit.

Mit 3 Dingen handelt man in Rom: mit Christus, mit geistlichen Aemtern und mit Weibern.

3 Dinge könnten Rom wieder helfen: der deutschen Fürsten Ernst, des christlichen Volkes Ungeduld und ein Heer der Türken.

3 Schwerter hat der Papst zu Rom: ein geistliches ein weltliches und ein Scheermesser.

Wir lernen aus dieser Blumenlese, welches die hauptsächlichsten Klagen sind, die Hutten gegen Rom vorzubringen hat. Es ist vor allem die patriotische Klage über die finanzielle Aussaugung Deutschlands. Ihr schließt sich an die moralische Klage über die in Rom ihre Quelle habende Sittenlosigkeit, über die dort großgezogene [illegible] aller sittlichen Begriffe. Daneben finden wir [illegible] noch Klagen, die wir als religiöse Klagen, als [illegible] im engeren Sinne bezeichnen möchten: es [illegible] über die zur Stärkung der Papstmacht [illegible] über den Handel mit dem Heiligsten [illegible] und Verachtung der Hauptwahrheiten der [illegible] Unkenntnis der Schrift, über Beförderung [illegible] und des Meine[illegible] Heiligsprechen [illegible] en

Auch m[illegible] läge [illegible] V.
[illegible] icht [illegible] und
[illegible] sei[illegible] der
[illegible] m, [illegible] von
[illegible] on [illegible] etzerei
[illegible] s [illegible]
Vo[illegible] ondern
[illegible] es [illegible] og ein=
[illegible] ie [illegible] e Reise
[illegible] er mit
[illegible] nd eine
[illegible] nt des=

abhängst. Ab mit dir, du Wurzel aller Sünden und Laster, aus der das gemeine Verderben der Christenheit erwächst, ab mit dir!

Je mehr Hutten so im Kampfe gegen römisches Unwesen vorwärts schritt, um so unvermeidlicher war schließlich eine Berührung mit Luther. Die beiden Männer mußten gegenseitig von sich Notiz nehmen.

Die Rücksicht auf seinen früheren Herrn Albrecht von Mainz hielt Hutten anfangs noch von Luther fern und er vermied es, mit ihm in direkten Verkehr zu treten. Franz von Sikkingen war wohl durch niemand anders als durch unsern Ritter für Luther interessiert worden und wollte dem mutigen Manne seinen Schutz anbieten. Durch Melanchthons Vermittelung that das Hutten Luthern kund und nochmals (am 28. Febr. 1520) schreibt er an Melanchthon, er möge Luthern an das Anerbieten Sikkingens erinnern; im Bären zu Fulda könne Luther erfahren, ob Hutten zu Hause sei, er sei bereit, ihn auch mit Reisegeld zu unterstützen.

Den ersten Brief Huttens an Luther haben wir vom 4. Juni 1520. In diesem Schreiben ist schon die Adresse beachtenswert, sie heißt einfach: „dem Theologen Martin Luther" und beweist so, daß sich Hutten noch zurückhielt. In späteren Briefen, so schon in dem Schreiben vom 9. Dezbr. 1520, lautet die Adresse ganz anders: „dem unbesiegbaren Herold des göttlichen Wortes, seinem vielgeliebten Bruder und Freund Martin Luther." In jenem ersten Briefe bedauert Hutten die Hindernisse, die Luther in den Weg treten, rückhaltlos bewundert er seinen Mut und seine Größe und warnt ihn vor Nachstellungen. Eck habe ihn als Genossen Luthers verleumdet. Das sei wahr, er sei es jetzt, bisher aber haben sie noch keine Gemeinschaft gehabt, sondern seien ihre eigenen Wege gegangen. Von nun an aber hat Luther an ihm einen Mitkämpfer und Mitstreiter.

Diesem Schreiben entsprechen die wirklichen Verhältnisse völlig. Hutten und Luther waren bisher getrennte Wege gegangen, Hutten konnte mit Recht sagen, daß er gewissermaßen schon vor Luther den Kampf aufgenommen

habe; die Wege beider Männer fielen auch jetzt nicht zusammen, so daß etwa Hutten in das Verhältnis eines Jüngers zum Meister getreten wäre. Nein, er ging seine eigene Bahn weiter, auf die ihn seine Anlage und Neigung, vor allem sein patriotischer Sinn wies, auf der ihn auch sein Ungestüm manchmal zu Irrwegen verleitete. Aber — und das müssen wir nachdrücklich hervorheben — er war sich bewußt, wie Luther auch für Christum zu streiten („Christus hat mich ergriffen," ruft er aus), und Luther sah in ihm einen Verbündeten, einen Freund im Glauben, wenn auch manche Seite im Wesen des Ritters ihm mißfiel.

Hutten lebte in jener Zeit noch der Hoffnung, daß Kaiser und Reich sich an die Spitze der reformatorischen Bewegung stellen würden, namentlich auf den Erzherzog Ferdinand setzte er alles Vertrauen. Schon im Oktober 1519 hatte er an Eoban berichtet, daß er in Fulda eine alte Handschrift entdeckt habe, eine Verteidigung Kaiser Heinrichs IV. gegen päpstliche Anmaßung: es war die Schrift des Bischofs Waltram von Naumburg über die Einheit der Kirche. Wie einst die Schrift des Laurentius Valla, beschloß er auch diese herauszugeben und widmete sie dem Erzherzog Ferdinand. Wie Hutten, so hofften auch die Reformatoren, z. B. Melanchthon, von diesem Fürsten das Beste. In der Vorrede preist es Hutten als eine besondere Gunst Christi, daß er ihn dieses Buch auffinden ließ. Die Herrschaft Roms ist eher zu bekämpfen als die der Türken; möge durch dieses Büchlein Karl V. zur Nachahmung Heinrichs IV. angetrieben werden und möge Ferdinand Karl beistehen! Luthers Name ist in der ganzen Vorrede nicht genannt, wohl aber redet Hutten von der durch ihn entstandenen Bewegung, die man als Ketzerei verfolge und mit Feuer und Schwert bedrohe.

Hutten wollte aber nicht blos durch Schriften, sondern auch durch persönlichen Zuspruch auf den Erzherzog einwirken, er beschloß, zu ihm zu reisen. Vor diese Reise fällt noch ein Aufenthalt Huttens in Bamberg, wo er mit dem alten Freunde Crotus wieder zusammentraf, und eine Reise auf dem Main und Rhein. Letztere verdient des-

halb Erwähnung, weil sie Hutten Anlaß zu einer neuen schriftstellerischen Arbeit gab. In Boppard wurde der Ritter von dem Zollbeamten Christof Eschenfelder aufs freundlichste aufgenommen und erhielt von ihm ein altes Buch zum Geschenk, eine Sammlung von Universitätsschreiben über die Beilegung der Kirchenspaltung zu Ausgang des 14. Jahrhunderts. Dieses Buch beschließt Hutten, allen freien Deutschen mitzuteilen. In der Vorrede hebt er namentlich hervor, wie es in jener Zeit auch noch mutige Theologen gegeben habe, die ein freies Wort über Rom auszusprechen wagten, während jetzt z. B. die Kölner und Löwener Theologen nur Handlanger des Papsttums seien. Doch er ahnt es, die Tyrannei Roms geht dem Ende entgegen, es muß zum Durchbruch kommen.

Bald hernach trat Hutten die geplante Reise in die Niederlande an. Am 16. Juni berichtet Agrippa von Nettesheim aus Köln, Hutten sei hier gewesen mit etlichen Parteigängern Luthers, welche jetzt Deutschland von Rom losreißen wollen, wie einst sich die 10 Stämme vom Hause Davids losgerissen haben. Wie der Kaiser sich dazu stellen werde? Er wisse es nicht, habe aber zu diesem Manne keine Hoffnung. In Löwen erhielt Hutten von Erasmus noch Empfehlungsbriefe. Allein die Reise war eine vergebliche, die Hoffnung verwandelte sich in Enttäuschung. Nur wenige Tage blieb Hutten am kaiserlichen Hoflager zu Brüssel, es war kein Boden für ihn. Er mußte mit Schmerz erkennen, daß die päpstliche Partei das Ohr des jugendlichen Erzherzogs besaß, daß seiner dort kein Verständnis, sondern nur Nachstellung wartete. Es war wahrhaftig ein Wagstück, diese Reise! Reisende warnten den Ritter unterwegs, die Freunde atmeten auf, als er wieder wohlbehalten in die Heimat zurückgekehrt war. Auf dem Rückwege begegnete Hutten seinem alten Feinde, dem Dominikaner Hochstraten, mit dem er sich einen nach unsern Anschauungen niedrigen Spaß erlaubte: er riß ihn vom Pferde, bedrohte ihn mit dem Schwert und ließ den zum Tode Erschreckten dann lachend laufen.

Fast unmittelbar nach der Heimkehr von jener Reise brach der Sturm los. Der Geschäftsträger des Kurfürsten

von Mainz berichtet am 5. Juli 1520 aus Rom: in kurzem werde Aleander als päpstlicher Legat nach Deutschland kommen mit Aufträgen wegen Huttens Unbesonnenheit und Luthers Neuerung. Weil Hutten am Hofe des Kurfürsten angestellt gewesen und seine Bücher in Mainz erschienen, sei der Erzbischof verdächtig geworden, ein Entschuldigungsschreiben wäre angezeigt. Der Mann, der wie bei Luther so auch bei Hutten die niedrige Rolle eines Anklägers spielte, war Dr. Eck. Schon 7 Tage nach dem genannten Briefe erfolgte ein päpstliches Schreiben an den Erzbischof Albrecht: zu seiner Verwunderung habe der Papst gehört, daß Hutten am Hofe des Erzbischofs lebe und seine Bücher in Mainz gedruckt werden. Er wolle annehmen, daß der Kurfürst nichts davon gewußt habe, erwarte aber, daß er mit aller Kraft diese Frechheit gegen die Kirche unterdrücke.

Auf dieses Schreiben antwortete der Kurfürst: Sobald er von Huttens Buch gehört habe, habe er ihn aus seinen Diensten entlassen. Gegen ihn selbst könne er jetzt nichts ausrichten, da er sich in festen Burgen halte und eine große Schaar Berittener um sich habe; seinen Buchdrucker aber habe er ins Gefängnis werfen lassen und den Verkauf der Schriften verboten.

Es war völlig wahr, was der Erzbischof schrieb: gegen Hutten war er ohnmächtig. Die festen Burgen seines Freundes Sikkingen, vor allem die Ebernburg boten diesem sichere Zuflucht. Ein eigentümliches Leben muß damals auf jenen alten Schlössern, die bisher meist Verstecke für kühne Raubritter gewesen waren, geherrscht haben. Jetzt boten sie anderen Schutz, Männern, die um ihres Glaubens willen verfolgt wurden, neben Hutten z. B. einem Bucer und Oekolampad. Jetzt sahen diese festen Mauern sogar das seltene Schauspiel eifrigen Studierens, jetzt hörten sie die lautere Predigt des Evangeliums, und Franz von Sikkingen ließ sich von Hutten Luthers Schriften oder seine eigenen vorlesen.

Fragen wir, wie Hutten diese Verfolgung aufnahm. Kühn und unerschrocken, es war bei seiner heftigen Gemütsart Oel ins Feuer. Er bezeichnet es als einen Wahnsinn Leos X., daß er von einem deutschen Fürsten die Aus-

lieferung eines deutschen Ritters nach Rom verlange, er spricht die Hoffnung aus, daß die römischen Löwen, die jetzt nach Blut dürsten, viel eher das ihre werden lassen müssen. Luther schreibt an Spalatin: Hutten habe ihm einen Brief geschrieben voll glühenden Eifers gegen Rom, er stürze mit Feder und Schwert in den Kampf.

Am besten geben uns Aufschluß die Protestschriften, welche Hutten von der Ebernburg aus gegen die Vergewaltigung erließ.

Der erste dieser Proteste ist die Zuschrift an Kaiser Karl V. Es ist hier dem Ritter darum zu thun, nachzuweisen, daß seine Vergewaltigung eigentlich ein Eingriff in die kaiserliche Gewalt und Würde ist, und damit verbindet er eine Warnung vor dem Papsttum überhaupt. Huttens einziges Verbrechen ist, daß er für Freiheit und Wahrheit eintritt und nicht dulden will, daß der kaiserlichen Macht und Würde etwas von Rom entzogen werde. Ist das ein Verbrechen, so gehört es jedenfalls vor den Richterstuhl des Kaisers. Wohin wird es mit der deutschen Freiheit kommen, wenn man sein Vaterland nicht mehr lieben darf? wohin mit der Religion, wenn man nicht mehr denken darf, was Christus gelehrt hat? Die Päpste sind die beständigen Feinde der deutschen Kaisermacht, darum hofft Hutten, daß Karl nicht thun werde, was Leo X. verlangt.

Diesem Schreiben an den Kaiser folgt die Klagschrift an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Ihm, dem Freund und Beschützer Luthers, stellt Hutten vor, wie die Bulle des Papstes wider Luther und seine eigene Vergewaltigung ein und dasselbe Ziel verfolgen, nämlich die zu unterdrücken, welche die evangelische Lehre wieder ans Licht bringen und Deutschland frei machen wollen. Ihm, dem ersten Reichsfürsten, zeigt er, wie die Fürsten Werkzeuge in Gottes Hand bei diesem großen Werke sein sollen. Ihm, dem Förderer der evangelischen Sache, unterbreitet er endlich seine Reformvorschläge, sie heißen: 1. Kein Geld mehr nach Rom! 2. Rom muß gereinigt werden! 3. Der Kaiser muß Herr sein in Rom! 4. Der römische Bischof ist ein Bischof wie die andern!

5. Der Klerus muß vermindert werden! 6. Fort mit den Klöstern! Von solchen Reformen erhofft Hutten bessere Zeiten für Deutschland und die Herstellung der Einheit der Kirche.

In die Reihe dieser Schriften gehört ferner das Schreiben Huttens an seinen früheren Herrn, den Kurfürsten Albrecht. Ihn sucht der gewandte Redner an seiner Eigenschaft als deutscher Fürst zu packen. Wer nur einen Tropfen deutschen Blutes in den Adern hat, muß sich über das ihm angethane Unrecht empören und er, der deutsche Fürst, hat sich zum unterwürfigen Werkzeug des Papstes hergegeben, nicht einmal ihn vor dem drohenden Schlag gewarnt!

Der letzte dieser Proteste ist endlich Huttens Klagschrift an alle Stände deutscher Nation. Es ist ein Aufruf zur Hilfe, denn Huttens Sache ist die Sache von ganz Deutschland. Liebe zur Wahrheit und zum Vaterland, schreibt Hutten, haben ihn bewogen, gegen römische Tyrannei, ungeistliches Leben u. s. w. aufzutreten. Er hatte dabei ein gutes Gewissen, aber alsbald wurde er als Aufrührer verleumdet. Jetzt ist er nicht mehr sicher vor Nachstellungen. So hat denn ein Teil seiner Freunde von ihm gelassen und er mußte sich an einen sichern Platz zurückziehen. Aber wahrlich, von der Verfechtung der Freiheit und Wahrheit wird er nie lassen. Alle Deutschen mögen ihm helfen! Für sie hat er gelitten und gestritten. Er will nicht etwa einem Richterspruch entfliehen, nein sie sollen nur nicht dulden, daß er ohne Richterspruch zum Mord fortgeschleppt werde. Durch seine Verteidigung verteidigen die Deutschen ihre eigene Sache.

In diese Zeit fällt die päpstliche Bannbulle wider Luther, die zur Verbrennung seiner Schriften und zur Auslieferung des Ketzers nach Rom aufforderte. In den Niederlanden und auch in deutschen Städten, wie Köln und Mainz, brannten bald die Scheiterhaufen. Hutten fühlte sich dadurch gedrängt, nicht blos in eigener Sache, sondern auch für Luther das Wort zu ergreifen. Es ist der ganze echte Hutten, der selbst in den Zeiten eigenster Gefahr für Wahrheit und Freiheit eintreten muß. Wir

zählen hierher zunächst zwei Schriften, die Bulle Leos X. und das Gedicht über den lutherischen Brand zu Mainz.

Hutten unternahm es, den Deutschen über die Absichten des Papstes bei der Verfolgung Luthers die Augen zu öffnen. Er gab die päpstliche Bannbulle mit Anmerkungen heraus und zwar in der Weise, daß durch diese Anmerkungen die päpstlichen Behauptungen fortlaufend widerlegt, oft auch mit treffendem Witz verspottet werden. Als Beispiel möge der Anfang der Bulle dienen. Die Ueberschrift heißt: „Leo der Knecht der Knechte Gottes.“ Dazu fragt die Anmerkung: „was befiehlst du dann und herrschest mit solchem Uebermut?“ Der Eingang, aus dem 43. Psalm entnommen, lautet: „erhebe dich Herr und führe deine Sache!“ Dazu die Anmerkung: „ja er wird sich erheben, aber sieh zu, ob nicht zu deinem großen Unheil!“ Dieses Werkchen hat eine Vorrede an alle Deutschen, welche mit einer in heftigem Tone gehaltenen Ermahnung an Leo X. schließt: es ist Zeit, der Unverschämtheit der Bullen einmal ein Ende zu machen. Leo verkehrt die Wahrheit Gottes in Lügen, er möge abstehen von der Verfolgung Luthers und seiner Anhänger. Weisheit, Reinheit, Keuschheit und Verleugnung alles irdischen Wesens, das sind die Stücke eines rechten Priesters, nur wenn er diese hat, wird Deutschland ihn lieben.

Fast zur selben Zeit entstand das Gedicht über den lutherischen Brand zu Mainz. Hutten hat es zuerst lateinisch verfaßt und es dann in freiester Weise in deutsche Reime übertragen. Ein langes Sündenregister wird darin Rom vorgehalten und Gottes Hilfe zur Bestrafung des Frevels angerufen. Am Schluß redet Hutten Luther folgendermaßen an:

Dich aber liebster Bruder mein
Durch solche Macht verg'waltigt sein
Bin deinethalben ich beschwert;
Doch hoff' ich es werd' widerkehrt
Und werd' gerochen dein Unschuld;
D'rum Diener Gottes hab' Geduld!
Möcht' ich dir aber Beistand thun
Und raten diesen Sachen nun,
So wöllt' ich was ich hab' an Gut
Nicht sparen noch mein eigen Blut.

Gott wird es aber rächen bald,
Fürwahr du nur das glauben sollst;
Denn er den G'rechten nie verließ,
Da laß dich auf, es ist gewiß!
Ich hab's gewagt!
Ulrich von Hutten.

Mit dem Gedicht über den lutherischen Brand zu Mainz sind wir an einen Wendepunkt in Huttens schriftstellerischer Thätigkeit gekommen, an einen Wendepunkt wenigstens was die Form betrifft. Bisher hatte Hutten lateinisch geschrieben, von nun an begann er deutsch zu schreiben, er wandte sich an das Volk. Er übersetzte seine lateinischen Gespräche und fügte deutsche Anfangs- und Schlußverse hinzu, er gab aber auch allen den reformatorischen Gedanken, die in ihm lebten und die er seither in lateinischen Schriften ausgesprochen hatte, Ausdruck in dem deutschen Gedicht: „Klag und Vermahnung gegen dem Gewalt des Papstes.“ Es ist die volkstümlichste reformatorische Schrift Huttens, 1578 Verse umfassend. Mit einer Klage über die Unterdrückung der göttlichen Wahrheit beginnend ruft der Dichter Gottes Hilfe an:

Ach Gott zu Dir ich ruf' und schrei'
Der Menschen Sinn wollst geben ein
Erkenntnis und der Wahrheit Schein!

Trotz der Verfolgung, die ihm droht, will er sagen, was Christenheit und was Wahrheit sei. So erhebt er denn laute Klage. Er klagt über das Papsttum: Gottes Wort und Gebot wird durch dasselbe zurückgedrängt:

Sie machen neu Gesätz' ohn' Zahl,
Das Evangelium wird schmal.

Christus floh, als man ihn zum König machen wollte, der Papst aber strebt nur nach weltlicher Macht; um Geld verkauft er das Heiligste, in unersättlicher Habgier saugt er Deutschland aus, mit goldenen Rosen fängt er die Fürsten und mit Bullen bedrückt er sie:

Hutten klagt sodann über die Geistlichkeit:

Sie leben niemand doch zu gut,
Allein auf Prassen steht ihr Mut
Und essen, trinken was wohl schmeckt.

Er klagt weiter über das Leben und Treiben in Rom, das er selbst mit angesehen, über die Kardinäle und ihre

Pracht, über die Höflinge, die von Rom kommen und Deutschland vergiften.

Er klagt ferner über den Ablaß, über Wundergeschichten und Wallfahrten, über die Mönchsorden, vor allem auch über das ihm zugefügte Unrecht. Christi und der Apostel Lehr' — darauf kommt er hinaus — ist unterdrückt, ihr Leben ins Gegenteil verkehrt.

Darum ruft er denn die Deutschen an:

Erbarmt euch übers Vaterland
Ihr werten Deutschen regt die Hand!

Aus Gottes Wort gilt es, die Wahrheit zu lernen. Freilich Hus und Hieronymus mußten ihr Werk mit dem Tode büßen, aber Luther und Hutten schreckt kein Bannfluch des Papstes:

Seither hat niemand g'wöllt hienach
Und furchten all' des Feuers Pön,
Bis jetzo unser rufen zween.
Wer weiß was jedem ist bescheert,'
Doch haben wir viel Leut' bekehrt.

Vor allem ruft Hutten den König Karl zur That auf:

Hilf werter König, es ist not,
Laß fliegen auf des Adlers Fahn',
So wöllen wir es heben an!

Dann wendet er sich an alle Stände deutscher Nation und er hält auch mit Reformationsvorschlägen nicht zurück: Die Oberherrschaft des Papstes ist geradezu gegen Christi ausdrückliche Einrichtung, nicht der Papst, sondern die Kirche als solche vereinigt die höchste Gewalt in sich. Auf Gottes Wort ist zurückzugehen, kein Geld soll mehr nach Rom geschickt werden, die Bischofswahl gebührt dem Volk, die Zahl der Priester muß vermindert werden. Er schließt mit der Hoffnung, daß mancher mit ihm kämpfen werde:

Wohlauf wir haben Gottes Gunst!
Wer wollt' in solchem bleiben d'heim?
Ich hab's gewagt! das ist mein Reim.

Das Aufsehen, das diese Schrift erregte, muß ein gewaltiges gewesen sein, wenigstens warf sich auf dieselbe nun aller Haß der Gegner und Hutten fand es für geraten, auf die Angriffe in einer eigenen Schrift zu erwidern. Es ist das die wahrscheinlich im Jahre 1521 geschriebene deutsche Schrift: „Entschuldigung Ulrichs

von Hutten wider etlicher unwahrhaftiges Ausgeben." Wir können aus dieser Schrift leicht entnehmen, welche Angriffe damals gegen den Ritter gerichtet wurden:

1. Man wirft ihm vor, daß er ein Pfaffenfeind sei und zur Verfolgung der ganzen Geistlichkeit aufreize. Dagegen ist es Hutten ein Leichtes, aus seinen Schriften nachzuweisen, wie er stets die guten und frommen Priester ausnehme.

2. Es wird die Frage aufgeworfen: was denn überhaupt diese Dinge Hutten angehen? Darauf erwidert er: ihm thue gemeiner Schmerz weher als einem andern. Er habe gewartet, ob keiner käme, der geschickter als er zu solchem Werk wäre. Erst als keiner gekommen sei, sei er aufgetreten.

3. Er wird angeklagt, in priesterliche Rechte einzugreifen, indem er die Schrift auslegen wolle, allein Hutten will kein Prediger, nur ein Ratgeber sein.

4. Ein Hauptvorwurf ist: er sei ein Aufrührer. Hiergegen sagt der Ritter: die Wahrheit zu reden, sei kein besonderer Befehl der Obrigkeit nötig; er gleiche einem braven, tapfern Hunde, der von selbst belle, wenn er einen Dieb sehe. In unterthänigster Weise ermahne er den Kaiser und die Fürsten.

5. Es wird ihm vorgeworfen, er ziehe allerlei loses Gesindel an sich. Nun, ruft der Ritter, wenn ich überfallen würde, dann solltet ihr sehen, daß nicht Gesindel, sondern ehrbare, redliche und tapfere Leute sich an mich gehängt haben.

6. Eine besondere Beschuldigung ist, er habe sein Mönchsgelübde gebrochen. Mit Entrüstung weist Hutten diese Beschuldigung zurück; er habe nie ein Gelübde abgelegt, man möge ihm sagen vor wem!

7. Ein Römling hat Hutten neulich einen Bösewicht und Verräter gescholten. Redliche Leute, meint der Angegriffene, würden sich schämen, solche Lästerungen ohne Beweis auszustreuen. Der Verleumder möge sagen, womit er seine Behauptung begründe, seine Verteidigung werde nicht fehlen.

Mit dem Gesagten haben wir schon vorausgegriffen;

in das Jahr 1520 gehört noch eine deutsche Schrift, nämlich „die Anzeig' wie die Päpst' allwegen wider die deutschen Kaiser gewest." Es ist eine an die Adresse Kaiser Karls V. gerichtete Warnung vor dem Papsttum. An den Beispielen der deutschen Kaiser von Otto I. bis Maximilian wird nachgewiesen, daß die Päpste von jeher nur auf Schmälerung der deutschen Kaisermacht aus waren. Charakteristisch für die ganze Schrift ist die von Kaiser Maximilian angeführte Aeußerung: „nun ist der Papst auch zu einem Bösewicht an mir worden und mag sagen, daß kein Papst, so lang ich gelebt, je Treu' und Glauben gehalten hat, hoff', ob Gott will, der soll der letzt sein!"

Huttens unermüdlicher Geist und Feuereifer entwickelte in jener Zeit eine außerordentliche Thätigkeit. Wir können nur staunen über diese Schaffenskraft und Fruchtbarkeit. In den Schlußmonaten des Jahres 1520 noch entworfen, erschienen zu Anfang des Jahres 1521 4 neue Gespräche Huttens: 1. die Bulle, 2. Warner I., 3. Warner II. und 4. die Räuber. Sie sind lateinisch geschrieben, wahrscheinlich aber gleich nach ihrem Erscheinen ins Deutsche übersetzt worden.

Das erste dieser Gespräche ist „die Bulle oder der Bullentöter." Es treten als Sprecher auf die deutsche Freiheit, die Bulle, Hutten, Franz von Sikkingen und einige Deutsche. Die deutsche Freiheit wird von der Bulle geschlagen und vergewaltigt und ruft jämmerlich um Hilfe. Wo ist ein echter Deutscher? ruft sie, und Hutten erscheint ihr zum Beistand. Aus der Herberge der Gerechtigkeit, von der Ebernburg, ist er herbeigeeilt als der Bullentöter. Mit Scheltworten empfangen und auf Eine Linie mit Luther gestellt, dringt Hutten auf die Bulle ein. Diese ruft alle frommen Deutschen zu Hilfe. Doch wo sind sie, daß sie nicht kommen? Es sind ihnen endlich die Augen aufgegangen. So wendet sie sich denn an die Mönche, Hofleute u. dergl. und macht dem, der Hutten erwürge, ungeheure Versprechungen: er soll vollkommenen Ablaß haben für 2000 Jahre, er darf einmal täglich eine Todsünde begehen u. s. f. Auf diese Versprechungen kommt

auch wirklich Hilfe, auf der andern Seite aber zieht Sikkingen an der Spitze von 100,000 Deutschen heran. Auch der Kaiser erscheint mit den deutschen Fürsten und wird von Hutten und Sikkingen aufgefordert, Roms Herrschaft abzuwerfen. Die Bulle platzt endlich mitten entzwei und da zeigt sich ihr wahres Wesen: sie ist gefüllt mit allen nur denkbaren Lastern.

Die beiden folgenden Gespräche: Warner I. und Warner II. haben denselben Grundgedanken: sie wollen verschiedene Bedenken gegen das Werk Luthers zerstreuen. Es sind also recht eigentlich Schriften zur Verteidigung der Reformation, allerdings der Reformation, wie sie Hutten sich dachte.

Der Warner des ersten Gespräches ist ein ängstlicher, auf seinen Vorteil bedachter Mensch. Seinen Ausstellungen entgegnet Luther: der Vorwurf der Ketzerei ist falsch, seine einzige Absicht ist, echte Christen zu machen; der Papst hat kein Recht, sich Christi Statthalter zu nennen; die irdische Macht und Herrlichkeit der Bischöfe ist gegen Christi Befehl und Geist; der Ablaß ist eine verwunderliche Einrichtung, wenns auf den Ablaß ankäme, dann wären die Fugger die nächsten an der Seligkeit. Die päpstlichen Gesetze sind bloße Menschengebote, die zudem nach Gewinnsucht riechen — darum möge der Warner durch Luther sich retten lassen. Doch alle Mahnungen sind vergeblich; als wahrer und letzter treibender Grund stellt sich endlich heraus: der Warner hofft in ein paar Tagen Kardinal zu werden.

Handelte es sich in diesem Gespräche um mehr religiöse Fragen, so handelt es sich in dem Gespräche Warner II. um solche mehr praktischer und politischer Art. Franz von Sikkingen — das ist die Erzählung — wird von einem alten Freunde aufgesucht und gewarnt; er stehe im Verdacht, ein Freund und Beschützer Luthers und Huttens und ein Verfolger der Geistlichkeit zu sein. Darauf entgegnet der Ritter: es sei kein Verbrechen, Luthern hold zu sein, der das Evangelium predige; Hutten sei nicht verurteilt, und gegen die schmutzige Pfaffenherrschaft sich zu wehren, sei in jetziger Zeit Pflicht eines jeden Biedermannes. Auf

den Vorwurf, daß diese Dinge Laien nichts angehen, antwortet er mit der Frage: wer anders, wenn nicht Laien, muß hier eingreifen, wenn die Priester ihre Fehler nicht selbst abstellen wollen? Auf das letzte Bedenken endlich, daß durch Sikkingens Unternehmen der Gehorsam gegen den Kaiser verletzt werde, beklagt Sikkingen-Hutten das Verhalten des Kaisers in der Sache der Reformation und erklärt mit größtem Freimut: als ein treuer Diener des Kaisers dürfe er ihm nicht zu seinem Schaden gehorchen, es gebe Fälle, wo Nichtgehorchen der wahre Gehorsam sei. Nun ist endlich der Warner völlig umgestimmt, als treuer Verbündeter trennt er sich von dem Ritter.

Das letzte dieser Gespräche sind „die Räuber". Hier sehen wir in die Hoffnungspläne Huttens hinein. Hutten — das ist die Fabel des Gesprächs — gerät in Streit mit einem Kaufmann der Fugger. Durch den Hohn des Kaufmannes gereizt, ist er im Begriff, auf ihn einzudringen, doch Sikkingen kommt dazwischen und verhindert die That. In dem sich nun entspinnenden Gespräch ist Sikkingen die leitende Person; er belehrt den Kaufmann, daß es gar verschiedene Räuber gebe. Vier Klassen stellt er auf: die ungefährlichsten Räuber sind die eigentlichen Wegelagerer, gefährlicher sind die Kaufleute, noch gefährlicher die Juristen und Schreiber, am allergefährlichsten aber die Pfaffen und Mönche. Doch Deutschland gehen die Augen auf, Luther und Hutten haben den deutschen Michel aus dem Schlafe geweckt, darum frisch auf zum fröhlichen Pfaffenkrieg! Am Schlusse reichen sich denn der Kaufmann und der Ritter die Hand; die alten Gegner vereinigen sich zum Bund gegen den gemeinsamen Feind. So tritt uns in diesem Gespräch folgendes als der Gedanke Huttens entgegen: von den Fürsten hofft er immer weniger, ihre Interessen hindern sie am freien Handeln; er sieht die Hoffnung Deutschlands in einem Bund des niederen Adels mit den freien, der Reformation zugewandten Städten, kurzgesagt mit dem deutschen Bürgertum.

Wie brachte während dieser außerordentlichen schriftstellerischen Thätigkeit Hutten seine Zeit auch sonst zu? Vor päpstlicher Verfolgung schützten ihn die Mauern der

Ebernburg. Dort hauste er als ein gefangener Löwe, aber als ein Löwe, der seinen Feinden furchtbar war. Ein Ritt auf die Steckelburg oder sonstwohin unterbrach zuweilen die unfreiwillige Zurückgezogenheit, ein reger Briefwechsel erhielt ihn im Verkehr mit den Freunden draußen, im ganzen aber war es ein stilles Zusammenleben mit Franz von Sickingen. Immer enger schloß sich der Freundschaftsbund zwischen beiden Männern.

Unterdessen war das Jahr 1521 herangekommen und mit ihm der Reichstag zu Worms. Unser Ritter konnte nicht, wie drei Jahre vorher an dem zu Augsburg, teilnehmen, er war ein Gebannter. Allein ein überaus rascher Botendienst erhielt die Bewohner der Ebernburg über alle Vorgänge in Worms auf dem Laufenden, und wer kann es anders erwarten, als daß Hutten es für seine Pflicht hielt, womöglich fördernd und bestimmend in die Ereignisse einzugreifen? Noch war ja nicht alle Hoffnung verschwunden, ob nicht der junge König Karl sich von der römischen Bevormundung losreißen und Deutschland Freiheit vom päpstlichen Joch erkämpfen würde. Zwar verhehlte sich Hutten nicht, daß wenig Aussicht vorhanden sei — Sickingen war in diesem Stück hoffnungsseliger — und der Gang des Reichstages bestätigte die Befürchtungen.

Mit der Vertretung der päpstlichen Interessen waren 2 Nuntien betraut, der Nuntius Marino Caracciolo mit der Vertretung der politischen und der Nuntius Aleander mit der Vertretung der kirchlichen Fragen. Die Depeschen des letzteren gewähren uns den besten Einblick in die Entwickelung der Dinge, sowie auch in die Stellung Huttens.

In einer Depesche vom 15. Dezember 1520 beklagt sich Aleander über die mangelhafte Ausführung der Bulle, welche die Verbrennung der Schriften Luthers anordnete. In Mainz — das wissen wir aus einem Briefe Huttens an Luther — wäre der Legat beinahe gesteinigt worden. Er berichtet, daß er vor einem Anschlag Huttens auf sein Leben gewarnt worden sei und teilt voll Entrüstung mit, daß die Deutschen immer noch an dem Gedanken festhalten, Luther zum Verhör nach Worms kommen zu lassen. Um dieselbe Zeit klagt er: „gegen uns erhebt sich eine Legion

armer deutscher Edelleute, die, nach dem Blut des Klerus dürstend, unter Huttens Führung am liebsten gleich über uns herfielen.“ Daß Hutten im Grimm über die eigene Verfolgung mit ähnlichen Gedanken umging, soll nicht geleugnet werden, doch hielt ihn der besonnenere Sikkingen zurück. Die Furcht vor diesem Satyr, wie Aleander Hutten nennt, trieb den Legaten an, auf dem Reichstage das Aeußerste gegen ihn bei dem Kaiser zu versuchen. Als ein Gegenstück zu Huttens Herausgabe alter Schriften mag es erwähnt sein, daß auch Aleander die Bibliotheken nach geeigneter Ware durchsuchte und siehe da — er fand alte Geschichtswerke, in welchen immer der Titel „Römischer Papst und Bischof der ganzen Kirche“ wiederkehrte. Diesen alles beweisenden Titel hielt er seinen Gegnern in zollgroßen Buchstaben unter die Augen.

Am Aschermittwoch 1521 hielt der Legat vor den versammelten Fürsten eine dreistündige Rede, deren Absicht war, ein Edikt zu veranlassen, in welchem Luther und seine Anhänger ohne weiteres als offenbare Ketzer in Acht und Bann erklärt würden. Doch setzte er seine Absichten nicht durch, seine Pläne wurden durch die Fürsten immer wieder durchkreuzt und am 15. März ging der Herold ab, der Luther nach Worms geleiten sollte. Am 8. März berichtet der Legat, Hutten habe seit längerer Zeit nichts mehr von sich hören lassen, man habe sich mit ihm in Verbindung gesetzt, um ihn in kaiserliche Dienste zu ziehen. Doch diese Ruhe wurde gestört, nur zu bald mußte Aleander etwas von Hutten hören; „giftige Geschosse“ kamen von der Ebernburg geflogen. Es sind das die Invektiven Huttens gegen Aleander, gegen Caracciolo, gegen alle auf dem Reichstage versammelten Kardinäle, Bischöfe, Prälaten und Priester und endlich die Schreiben an den Erzbischof von Mainz und an den Kaiser.

Das erste dieser zornigen Drohschreiben ist gegen den Nuntius Aleander gerichtet. Die römischen Legaten, so schreibt Hutten, sind in ihrer Wut verblendet. Wenn auch die Bücher verbrannt werden, der Mut bleibt ungebrochen; gegen Gottes Wort kann auch kein kaiserliches Edikt etwas ausrichten. Mögen sie sich zügeln! Hutten und seine Ge-

nossen bewachen all ihr Thun aufs schärfste. Insbesondere wird Aleander vorgehalten, er habe sich selbst verraten, als er die Gebote des Papstes ein Joch nannte und als er zu verstehen gab, der Papst werde, wenn man ihm nicht gehorche, Deutschland verwirren und Zwietracht unter den Fürsten säen. Das also sind Roms Absichten! Der Gesandte wird der verdienten Strafe nicht entgehen.

Nicht gelinder verfährt Hutten in der zweiten Invektive mit dem Nuntius Caracciolo, den er einen Dieb nennt, der, unbekümmert um die Deutschland durchzuckende Bewegung, das Geschäft des Aussaugens und des Schachers fortsetzt. In Rom ist eben keine Scham und keine Gottesfurcht mehr. Den Legaten ist es gelungen, den jungen, unerfahrenen König zu überrumpeln, deshalb fort mit ihnen! Dann werden auch dem Kaiser die Augen aufgehen: die Finsternis ist weg, das Evangelium wird gepredigt, die Wahrheit verkündigt!

Die dritte Invektive ist gegen alle lutherfeindlichen Priester, Bischöfe, Kardinäle und Prälaten in Worms gerichtet. Ihnen hält Hutten ein recht erbauliches Sündenregister vor Augen: sie sind nicht Geistliche, sondern Fleischliche, Sklaven Roms, Blutegel, Mammonsknechte und Schweine. Weil Luther ein ganz anderer Mann ist, ein Prediger der Wahrheit und der treueste Zeuge der evang. Lehre, daher der Kampf roher Gewalt gegen ihn. Doch getrost, sie werden nichts ausrichten, denn: „wir haben Christum zum Fundament.“ So lange sie Luther verfolgen, bleibt Hutten ihr Todfeind; sie dürfen auch ja nicht meinen, auf 2 Männern ruhe alles: es giebt viele Hutten und viele Luther überall!

Dieses scharfe Schreiben war gegen alle Bischöfe gerichtet, Einen aber mochte Hutten nicht so rücksichtslos angreifen, seinen alten Gönner, den Erzbischof Albrecht. An ihn richtete er am 25. März einen besonderen, in milderem Tone gehaltenen Brief, in welchem er sein Bedauern über seine Gemeinschaft mit den Feinden der Wahrheit ausspricht und der Hoffnung Raum giebt, daß er diese schlechte Sache noch verlassen werde.

Zwei Tage nachher erging endlich Huttens Mahn-

schreiben an den Kaiser. Es ist die letzte größere Schrift, durch welche er in den Gang der Reformation einzugreifen versuchte. Er warnt darin den Kaiser vor dem Rat der Priester, die noch nie den Kaisern genutzt haben. Was geht den Kaiser der Privathaß der Bischöfe an? Sie wollen Luther ungehört verdammen, ihm versagt man, was man sogar einem Vatermörder gewährt! Eine heftige Bewegung für Luther geht deshalb durch ganz Deutschland. Die müßigen Priester hassen freilich Luther, weil er ihre Laster aufdeckt, alle guten aber, alle auf die der Kaiser im Krieg und Frieden sich verlassen kann und muß, sind auf Luthers Seite. Karl würde Deutschlands Liebe verscherzen, wenn er Rom nachgeben würde. Schon glauben die Feinde über Luther und Hutten triumphieren zu können. Möge Karl kein Bündnis mit Rom schließen, denn dieses verkauft seine Hilfe um gar teuren Preis; möge er von den falschen Ratgebern sich abkehren, Luther sorgfältig hören und ihm nicht den Schutz des Rechtes verweigern! Ganz Deutschland fleht darum und liegt auf den Knieen vor dem Kaiser.

Diese Schriften Huttens wirkten in Worms gleich einer platzenden Bombe. Die Depesche Aleanders vom 5. April 1521 ist der beste Beweis: „dieser Schurke," so schreibt er, „hat einen bestialischen Brief an den Kaiser gerichtet." Von dem Sendschreiben an die Bischöfe meint er, ein ganzes Weltmeer könnte man mit diesen Worten vergiften, und er spricht die Vermutung aus, nicht alles sei auf Huttens Acker gewachsen, mehrere Gelehrte, besonders Bucer, haben Beiträge geliefert. Der Kaiser und seine Räte seien über die Niederträchtigkeit und Ungeheuerlichkeit dieser Sprache um so mehr bestürzt gewesen, als sie kein Mittel zur Abhilfe wußten. Mit Gewalt war auch wirklich dem von Sikkingen beschützten Ritter nicht beizukommen, und so hielt man es für das Geratenste, in Unterhandlung mit ihm zu treten. Der Kämmerer Armstorff und der kaiserliche Beichtvater Glapio wurden auf die Ebernburg geschickt mit dem Auftrage, Hutten gegen ein Jahrgehalt von 400 Goldgulden in kaiserlichen Dienst zu ziehen. Aleander bewies sich hierbei als kluger Menschen-

kenner: er sah das Vergebliche dieses Versuches voraus. Er erzählt von Hutten, daß er seine Mordanschläge wider die Legaten als eine dem Kaiser wohlgefällige That entschuldigt habe, er erzählt weiter, daß er seine Sache nicht schlechtweg mit der Luthers zusammenwerfen lassen wollte und daß er ein unterwürfiges Entschuldigungsschreiben an den Kaiser gerichtet habe. Es ist damit der Brief Huttens an den Kaiser vom 8. April 1521 gemeint. Darin führt er aus, daß er nur in der besten Absicht geschrieben habe; ihm lag nur des Kaisers Wohl und Ehre am Herzen. Der Kaiser möge verzeihen, wenn er seiner Majestät zu nahe getreten sei.

Unterdessen war am 16. April Luther in Worms eingezogen. Am andern Tage schon sandte ihm Hutten ein Schreiben zu. Darin spricht er die frömmsten Wünsche für Luther aus, er nennt ihn seinen besten Freund, seinen verehrungswürdigen Vater. Er ist ihm treu bis zum letzten Hauch. Wohl verkennt freilich Hutten den Unterschied zwischen Luther und ihm nicht: seine Pläne sind menschlich, Luther dagegen hängt ganz von Gottes Plänen und Gedanken ab. Am 20. April, nachdem Luther vor dem Reichstage gestanden, folgt ein zweites Schreiben Huttens. Darin versichert er, daß er von jeher überzeugt gewesen sei, Luther werde mutvoll Zeugnis geben. Er spricht mit der größten Entrüstung von der Behandlung Luthers durch seine Gegner, Waffengewalt ist jetzt noch der einzige Ausweg.

In ähnlichem Sinne äußert sich Hutten am 1. Mai 1521 Pirkheimer gegenüber: Hutten fängt an, sich seines Vaterlandes zu schämen. Die Priester triumphieren; auf Sikkingen ruht allein noch die Hoffnung.

Daß in Worms ein Anschlag verbreitet wurde des Inhalts: 400 Adelige haben sich für Luther verschworen, bedauert Hutten; er hält es für einen Schachzug der Feinde.

In Worms war allerdings die Angst vor Sikkingen und Hutten groß. An Drohungen hatte es letzterer auch nicht fehlen lassen; sein alter Jugendfreund Eoban drängte in einem dichterischen Schreiben zum Losschlagen und

Hutten antwortete in zustimmendem Sinne. Allein Franz von Sikkingen zauderte und zögerte und Hutten mußte es erleben, als einer verspottet zu werden, der wohl drohe, aber seine Drohungen nicht wahr mache. Es sollte nach Luthers Wunsch gehen, der am 16. Januar 1521 an Spalatin geschrieben hatte, er wolle nicht, daß für das Evangelium mit dem Schwert gekämpft werde. Es mag dem Ritter manch' bittere Stunde gekostet haben, auf einen kühnen Handstreich fürs Evangelium verzichten zu müssen, allein sein Mut blieb ungebrochen:

Ob dann mir nach thut denken
Der Curtisanen List,
Ein Herz läßt sich nicht kränken,
Das rechter Meinung ist.

Mit dem Reichstage zu Worms hatte Hutten überhaupt den Höhepunkt seiner Thätigkeit für die Reformation erreicht; ein widriges Geschick riß ihn bald aus dem Mittelpunkte seiner Thätigkeit hinweg und in ein frühes Grab in der Fremde.

Nach den ereignisreichen Tagen des Herbstes 1520 und des Frühjahres 1521, nach der fieberhaften Thätigkeit jener Zeit muß uns die nun folgende wie ein Rückschlag vorkommen. Nicht als ob Hutten nach dem Reichstage zu Worms etwa den Mut verloren hätte oder von da an weniger treu zu Luther gestanden wäre! Daß dem nicht so war, mag uns eine kleine Erzählung Aleanders lehren: ich habe, so schreibt er, jüngst in aller Frühe vor dem Gemach des Kaisers Huttens Knecht getroffen, den ich an dem Wappen erkannte, und auf meine Nachforschungen ergab sich, daß er einen Brief an Armstorff überbracht habe, in welchem sich Hutten entschuldigt, wenn er nicht in des Kaisers Dienst stehen könne noch wolle, denn der Kaiser habe eigenhändig den Beschluß zur Verfolgung Luthers vollzogen, den er um der christlichen Wahrheit willen zu verteidigen gedenke, so daß des Kaisers und sein Wille gänzlich unvereinbar seien.

Allein manche Umstände trafen zusammen, Huttens Thätigkeit für den Augenblick lahm zu legen. Franz von Sikkingen war vom Kaiser zum Kriege gegen Frankreich

angeworben worden, der Feldzug entfernte ihn von der Heimat und hatte zudem nicht den gewünschten Erfolg. Hutten selbst hatte wieder mit Kränklichkeit zu kämpfen, so daß es zweifelhaft ist, ob er überhaupt Sikkingen begleiten konnte. Er mußte sich in sicherem Versteck verborgen halten und er that das wahrscheinlich auf dem Schloß Dürmstein bei Worms.

Zwei kleinere Händel beschäftigten ihn in jener Zeit, Streitigkeiten, die wohl in einem gewissen, aber doch nur losen Zusammenhange mit den großen Streitfragen stehen und mehr privaten Charakter tragen. Es sind die Fehden mit den Karthäusern zu Straßburg und mit Peter Meyer in Frankfurt. Im ersteren Falle handelte es sich um die fälschliche Beschuldigung, Hutten habe zwei Mönchen zur Flucht aus dem Straßburger Karthäuserkloster geholfen. Das Kloster mußte sich dazu verstehen, dem Ritter 2000 Goldgulden Sühngeld auszubezahlen. Im anderen Falle handelte es sich um den Widerstand des Pfarrers Peter Meyer gegen das Eindringen des Evangeliums in Frankfurt. Huttens Bemühungen in dieser Sache waren ohne Erfolg.

Der in diesem Streite ausgesprochene Gedanke einer Verbindung des Adels mit den freien Städten beschäftigte damals Hutten unausgesetzt. Wie schon Frankfurt gegenüber so sprach er ihn auch Worms gegenüber aus in seiner Ermahnung an Worms, einem Sendschreiben, durch welches er die Wormser in ihrer Treue gegen das Evangelium bestärken will. In diesem Briefe spricht er u. a. auch den Satz aus, daß das Volk ein Recht habe, darauf zu sehen, wer das Bischofsamt in seiner Mitte verwalte.

Jenem Verbrüderungsgedanken verlieh unser Ritter aber noch besonderen Ausdruck in einem deutschen Gedicht, der „Beklagung der Freistätte deutscher Nation." Die Verwaltung Deutschlands lag damals, da der Kaiser in Spanien abwesend war, in der Hand eines Reichsregimentes. Mit dessen Regieruug waren die freien Reichsstädte wegen geplanter Zollmaßregeln wenig zufrieden, Hutten für seine Person hatte Grund zur Klage, weil einige Fürsten sich anschickten, das Wormser Edikt auszu-

führen, wie denn z. B. der Herzog Georg von Sachsen die Schriften Huttens, Luthers und Karlstadts verbot. So erhebt denn der Dichter, obwohl ihm ahnt, daß er noch des Landes verwiesen werde, eine doppelte Klage, eine Klage über die unersättliche Habgier und Gewaltherrschaft der Fürsten, welche den niederen Adel wie die freien Städte gleichermaßen bedrücken und eine Klage über die Verfolgung Luthers:

Drumb habens noch eins g'fangen an,
Verbieten Doctor Luthers Lehr,
Als ob sie irgend sträflich wär'.

Einigkeit ist dem gegenüber vor allem not:

Drumb freie Städt' euch macht bereit
Und nehmt des Adels Freundschaft an,
So mag man diesen widerstohn
Und helfen deutscher Nation.

Schon am 11. Mai 1521 berichtet Aleander: „ich fürchte sehr, daß dieser gefährliche Mensch, der Sikkingen, in nächster Zeit eine bestialisch freche That begeht.“ Der Uebermut des Ritters wächst von Tag zu Tag: als er vor den Kaiser geladen war, um eine gewisse Streitsache wegen französischer Kaufleute, die der Erzbischof von Trier vor den Repressalien Sikkingens schützt, zu erledigen, gab er dem Herold außer anderen wenig ehrerbietigen Aeußerungen zu hören: „der Kaiser will, daß ich mich auf eine andere Seite schlage als die seinige.“ Weiter erzählt der Legat: „schon sind in der Nähe von Worms gegen 600 Reisige und ich weiß nicht wie viel Fußknechte zusammengezogen und binnen wenigen Tagen sollen gegen 1500 Berittene unter dem Namen eines Ritterbundes, in Wahrheit aber auf Betrieb und unter dem Banner Sikkingens zusammen sein, so daß der Erzbischof von Mainz zittert. Wir glauben, daß sie die Maske jetzt schon abgeworfen haben, um uns von der Vollstreckung des gegen Luther ergangenen Urteils noch vor dem Reichstage abzuschrecken. Doch beabsichtigt Sikkingen eigentlich, den Erzbischof von Trier anzugreifen, womit er schon vor einigen Monaten drohte. Dieser aber, wie er mir erzählte, hat ihn wissen lassen, daß er ihn guten Muts erwarte und ihm einen Empfang zu bereiten hoffe, wie er in Deutschland bisher nicht erhört sei.“

Was hier Aleander als Absicht Sickingens vermutet, ein Feldzug gegen Trier, das kam ein Jahr später, im Herbst 1522, zur Ausführung. Es sind keine religiösen Beweggründe gewesen, welche Franz von Sickingen bei seinem Angriffe auf Trier leiteten, es waren vor allem persönliche Beweggründe: wir haben in dem Feldzuge einen Handstreich der Ritterschaft gegen die drückende Fürstenmacht zu sehen. Außerdem hatte Franz mit dem Erzbischof Richard von Greiffenklau schon längere Zeit Reibereien, er dachte wohl auch daran, für sich selbst höhere Macht zu gewinnen.

Die Reformatoren Wittenbergs mißbilligten die ganze Sache und hielten mit dieser ihrer Mißbilligung auch nicht zurück. Daß dagegen Hutten mit Leib und Seele dabei war, ist nur natürlich. Aber nun lassen uns gerade über diese Zeit die Nachrichten im Stich. Von Juli bis November 1522 ist uns völlig unbekannt, was Hutten trieb. Gewiß ist nur, daß er an seiner alten Krankheit litt und wahrscheinlich ist, daß er seinen Freund und Gönner nicht ins Feld begleitete, sondern auf irgend einer seiner Burgen sich verborgen hielt. Wenn wir Erasmus, der allerdings in diesen Stücken eine unlautere Quelle ist, Glauben schenken dürften, so hätte sich Hutten in jener Zeit allerlei gewaltthätige und wilde Ritterstreiche zu schulden kommen lassen, reisende Aebte überfallen und Mönchen die Ohren abgeschnitten.

Der Feldzug gegen Trier nahm ein unglückliches Ende. Sickingen kehrte, wenn auch nicht geschlagen, so doch unverrichteter Dinge zurück und mußte nun gewärtig sein, von dem Kurfürsten und den mit ihm verbündeten Fürsten in seinem eigenen Sitze angegriffen zu werden, ein Angriff, dem er kaum gewachsen war. Unter solchen Verhältnissen war er auch nicht mehr im stande, den Männern, die bei ihm Zuflucht gefunden hatten, genügenden Schutz zu gewähren. Auch Hutten wurde davon hart getroffen. Was er in seiner Beklagung der Freistätte deutscher Nation vorausgesagt hatte, traf jetzt ein: er mußte aus dem Vaterlande fliehen. In Frankreich hätte seiner eine ehrenvolle Aufnahme gewartet, König Franz wollte ihn in seine Dienste

ziehen. Aber sein deutsches Herz sträubte sich gegen solchen fremden Dienst, er zog es vor, in die Verbannung zu gehen; arm und durch Krankheit tief geschwächt finden wir ihn im November 1522 in Basel.

Die Aufnahme, die er dort fand, war eine höchst ehrenvolle. Der Rat der Stadt sagte ihm seinen Schutz zu und überreichte ihm ein Ehrengeschenk, die angesehensten Bürger luden ihn zu Gaste und in der Herberge zur Blume, wo er sein Absteigequartier hatte, fehlte es nie an Besuchen. Nur Einer lebte in Basel, der den alten Freund verleugnete und dessen letzte Lebenszeit durch das Gefühl unbilliger Kränkung verbitterte; es war der große Erasmus.

Der Sachverhalt ist kurz dieser. Hutten war, als er nach Basel kam, viel an einer Unterredung mit Erasmus gelegen. Er hoffte wohl noch den schwankenden Mann durch seinen Zuspruch zu offener Parteinahme für Luther zu bewegen. Durch einen gewissen Eppendorf ließ er ihn um eine Unterredung bitten. Erasmus, der fürchtete, durch einen Besuch des landflüchtigen Ritters bloßgestellt zu werden, lehnte ab. Als Grund schützte er den Zustand seiner Gesundheit vor. Der Ritter war durch diese Abweisung aufs tiefste empört, er sah mit Recht in der Verleugnung seiner Person auch eine Verleugnung der von ihm vertretenen Sache. Eine nachträgliche halbe Einladung des Erasmus wies er mit Stolz ab, und als er im Januar 1523, um Nachstellungen zu entgehen, weiter fliehen mußte, schied er aus Basel, ohne Erasmus gesehen zu haben.

Sein neuer Zufluchtsort war Mühlhausen und von hier aus richtete er seine Beschwerde- und Klagschrift, die sogenannte Expostulatio, gegen Erasmus. Zuerst läßt er sich in dieser Schrift über die ihm von Erasmus zugefügte Beleidigung aus, dann beginnt er, den großen Gelehrten wegen seiner Stellung zu Luthers Werk anzugreifen. Er wirft ihm vor allem Wankelmut und unbändigen Ehrgeiz vor: er möchte als Retter Roms erscheinen. Der Erasmus einst und der Erasmus jetzt sind gänzlich verschiedene Leute; einst konnte Hutten ihn lieben, jetzt muß er ihn freilich mit Schmerzen bekämpfen. Daß man versucht habe, Erasmus mit List oder Gewalt auf

Luthers Seite zu ziehen, ist eine Lüge, Luther hat solche Mittel nicht nötig, durch die Gewalt des Wortes sammelt er seine Gemeinde. Erasmus solle sich doch nicht an dem Namen „Lutheraner“ stoßen, sondern wie Hutten für die Sache der Freiheit und Wahrheit eintreten. Was war es für eine schöne Zeit, als Erasmus im Bunde mit Hutten und anderen für die Wahrheit kämpfte! Wollte Gott, daß Erasmus noch Huttens Rat annähme!

Diese Schrift machte großes und zunächst unangenehmes Aufsehen. Man war geneigt, eine Verletzung der Pietät darin zu sehen — Hutten, der junge Mann, hätte dem greisen Erasmus anders gegenübertreten sollen — man hielt es für unerhört, daß Erasmus, die Säule der Gelehrsamkeit, also angegriffen wurde. Hätte Erasmus geschwiegen, so wäre diese Ansicht wohl die herrschende geblieben, aber die Antwort, die er gab, bewirkte einen Umschlag zu Huttens Gunsten, sie lieferte den Beweis, daß dessen Urteil über den großen Gelehrten wenn auch scharf, so doch im großen Ganzen zutreffend und gerecht war.

Erasmus nannte seine Rechtfertigungsschrift Spongia zu deutsch „Schwamm“. Dieser Titel sollte besagen, daß der Verfasser, ohne selbst anzugreifen, nur den Schmutz, mit dem Hutten ihn beworfen habe, mit einem Schwamme abwaschen wolle. Allein es ist vielmehr ein Werk getränkt mit giftiger Bosheit, voll Hohn und Spott, voll unerwiesener Verdächtigungen und Verleumdungen. Luthers Sache wird darin als ein Mönchsgezänk behandelt, das eigentlich gegenüber den Verdiensten des Erasmus wenig besagen will, Hutten wird als ein Geselle verdächtigt, der nur auf Beute ausgehe, der mit dem Namen Lutheraner sich nur äußere Vorteile verschaffen wolle.

Vernichtend ist Luthers Urteil über diese Schrift. Er schreibt am 1. Oktober 1523 an Nikolaus Hausmann, er bedaure Huttens Expostulatio, aber mehr noch den Schwamm des Erasmus. Wenn das mit dem Schwamme abwischen heiße, was solle man dann lästern und schmähen heißen? Er habe Mitleid mit dem Manne, nichts als rednerische Phrasen und Verleumdungen und kein Eingehen auf die Sache. Er hätte nicht geglaubt, daß dem Erasmus so alles evangelische Verständnis mangele.

Der Schwamm des Erasmus traf Hutten nicht mehr unter den Lebenden. Auf den witzelnden Spott des Gegners konnte Otto von Brunfels, der Verteidiger Huttens, einfach und würdig antworten: unser Hutten ruht jetzt im ewigen Frieden. Bis zum Mai 1523 hatte er im Augustinerkloster zu Mühlhausen verweilt. Dort hatte er noch die Nachricht von Sikkingens Ende erhalten: am 7. Mai war dieser kühne Freund der Reformation, nachdem er vorher seine Burg hatte übergeben müssen, seinen Wunden erlegen. Die Umtriebe der altkirchlichen Partei, welche den Pöbel gegen den Flüchtling aufhetzten, zwangen Hutten, im Mai weiter zu wandern. Er floh nach Zürich in die Eidgenossenschaft. Sein Mut war ungebrochen, hatte er doch noch eine Schrift: „wider die Tyrannen", d. h. wider die gegen Sikkingen kämpfenden Fürsten ausgearbeitet und sie Eoban Hesse zugeschickt, damit er die Veröffentlichung besorge. Sie ist jedoch wahrscheinlich unterdrückt worden.

Aber so ungebrochen sein Mut war, so dürftig waren seine Verhältnisse und so krank und siech sein Körper. Da aus der Heimat ihm keine Mittel zuflossen, war er genötigt, da und dort bei Freunden Schulden zu machen; sie beliefen sich nach seinem Tode auf ungefähr 150 Gulden. Unter den helfenden Freunden steht in erster Linie der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli. Nicht blos mit Geld, sondern auch mit Büchern half er dem Ritter aus, der seine Bibliothek durch die Eroberung der Ebernburg verloren hatte. Besorgt um seine immer schwächer werdende Gesundheit riet ihm Zwingli, die Heilkraft der warmen Quellen zu Pfäfers zu erproben, und versah ihn mit Empfehlungen an den Abt Johann Jakob Russinger. Der Versuch war nicht von dem gewünschten Erfolge begleitet; ungünstige Witterung verhinderte die Kur und kränker als zuvor kehrte Hutten nach Zürich zurück. Ob Hutten dachte, daß es mit ihm zu Ende gehe? Wohl mußte er erkennen, daß es schlimm mit ihm stand, aber die Hoffnung auf Besserung gab er nicht auf. Am 1. August schreibt er an Nikolaus Prugner in Basel, — es ist dies der letzte an einen Freund gerichtete Brief — daß er sich auf ein paar Tage an einen drei Meilen von Zürich gelegenen Ort in

die Verborgenheit zurückziehen wolle. Dieser letzte Zufluchtsort des sterbenden Dichters ist die Insel Ufnau im Züricher See; dort lebte er bei dem der Reformation zugewandten, in der Heilkunde erfahrenen Pfarrer Johannes Schnegg. Aber auch um diese letzte Ruhestätte mußte er noch kämpfen. Erasmus hatte in seiner Rachsucht es für gut gefunden, den Züricher Rat vor Hutten zu warnen, er könnte ihnen durch seine Mutwilligkeit Ungelegenheiten bereiten. Davon benachrichtigt, griff denn Hutten mit sterbender Hand nochmals zur Feder. Er bat am 15. August den Rat um Mitteilung solcher verdächtigender Schreiben, damit er sich verteidigen könne, er versieht sich zu der freundlichen Geneigtheit des Rates das Beste und schließt mit dem Wunsche: „Befehl' euch Gott und seines göttlichen Segens Schirm, der wöll' euch ohn' Unterlaß und Aufhören in dem Anhang seines unwidersprechlichen Wortes und Evangelii wie bisher durch Eingebung seines heiligen Geistes stärken und befestigen!" Dies die letzten Worte aus Huttens Feder. 14 Tage nachher, nach der Mehrzahl der Nachrichten am 31. August 1523, setzte der Tod seinem Leben ein Ende. Der „Arminius", ein nachgelassenes Gespräch, ist noch ein beredtes Zeugnis, welch ein echt deutscher Mann hier seinen Lauf schloß. Ein fränkischer Ritter setzte ihm einige Jahre nachher einen Denkstein mit lateinischer Inschrift, die verdeutscht etwa lauten würde:

„Hier ruht ein edler Ritter, ein Redner beredt vor andern,
„Hutten der Sänger und Held, mächtig im Lied und durchs Schwert."

Der Stein wie das Grab ist heute verschollen.

Huttens früher Tod erregte weithin tiefes Bedauern. Eoban konnte in seinem Schmerz die Kunde fast nicht glauben und er verherrlichte den alten Jugendfreund noch in einem Gedichte, in welchem er Hutten und den Tod sich unterreden und ersteren es aussprechen läßt, daß er dem Tode entgegengehe mit dem Bewußtsein, daß sein Ruhm ewig lebe, daß seine Thaten ihn des Lebens mit den Himmlischen wert machen. Camerarius und Melanchthon betrauerten mit Crotus Rubianus in Fulda den Tod des Ritters und Melanchthon verteidigte noch sein Andenken

in einem Epigramm. Zahlreiche rühmende Epigramme wurden von anderen mehr oder weniger bekannten Männern auf seinen Tod gedichtet und noch heute ist sein Gedächtnis nicht erloschen.

Ulrich von Hutten war seinem körperlichen Aussehen nach keine gewaltige Rittergestalt, wie sie uns bei der Erinnerung ans Mittelalter wohl vor Augen schwebt. Er war von jung auf zart und schwächlich, dazu frühe durch Krankheit geschwächt, oft lange ans Lager gefesselt. Aber aus den schmalen Zügen des Gesichtes sprach ein Geist voll Leben und Ungestüm, feurig blitzten die dunkeln, tiefliegenden Augen und der schwächliche Körper wurde durch einen eisernen Willen beherrscht und aufrecht erhalten.

Ein Hauptzug seines Wesens ist eine oft abstoßende Heftigkeit, ein Jähzorn, der ihn bald zu unwahren Uebertreibungen, bald zu wilden Drohungen fortriß. Selbst Freunde des Dichters tadeln diesen Fehler und geben sich der Hoffnung hin, das zunehmende Alter werde ihn verbessern. Er selbst ist sich auch dessen wohl bewußt, ihn greift alles mehr an, äußert er sich, ein ungestümer Zorn ergreift ihn, er muß losbrechen. Diese Heftigkeit wurde für sein Leben verhängnisvoll, sie ließ ihn zu keiner Ruhe kommen, sie trieb ihn von Ort zu Ort und steigerte sich gegen das Ende unter dem Druck der Verhältnisse immer mehr. An manchem Fehler trägt sein unruhiges Temperament die Schuld, ein sittlich makelloser Mann ist Hutten nimmermehr. Aber bedenken wir: es sind fast immer die lautersten Gründe, der verzehrende Eifer um Wahrheit und Freiheit, die ihn heftig werden lassen. Ein innerlich ruheloser Mensch ist darum Hutten doch nicht, er rühmt sich selbst oft mit allem Nachdruck seines guten Gewissens.

Mit dem ganzen Ungestüm seiner Natur warf sich nun dieser Mann der Bewegung seiner Zeit, soweit sie wenigstens ein Kampf gegen Rom war, in die Arme. Schon seine äußeren Lebensumstände waren dazu angethan, ihm einen Platz in dieser Bewegung anzuweisen. Seiner Geburt nach gehörte er zum Ritterstande und schon durch diese seine Abkunft war ihm eine Stellung gegeben, die

ihm erlaubte, in den Fragen, welche die Nation bewegten, mitzusprechen. Er hatte als heranwachsender Jüngling das Klosterleben kennen gelernt, er hatte auf seinen wechselvollen Wanderungen das erstarrte Scheinleben in Kirche und Wissenschaft zur Genüge erfahren, er hatte, Kaiser Maximilians Fahnen folgend, mit dem Schmerz des Patrioten sehen müssen, wie das deutsche Kaisertum, überhaupt Deutschland, seinen größten Feind an dem angeblichen Statthalter Christi zu Rom hatte, er hatte mit eigenen Augen das Leben und Treiben in der sogenannten hl. Stadt geschaut, er zählte endlich die Männer zu seinen Freunden, die an der Spitze des Geisteslebens standen. Seine eigene hohe Bildung, sein Witz und seine angeborene Anlage zur Satire befähigten ihn vor tausend anderen, in den Kampf einzutreten: er hatte über scharfe Waffen zu verfügen.

Nicht um Ehre und Gewinn war es ihm dabei zu thun; man darf ihn nicht mit jenen fragwürdigen Rittergestalten um die Wende des Mittelalters verwechseln, mit jenen Männern, welche gewinn- und beutelustig bald in diese, bald in jene Fehde sich stürzten, die ihr Schwert bald diesem, bald jenem verdingten. Wohl teilte Hutten die Vorurteile seines Standes, und in der letzten stürmischen Zeit seines Lebens mochte ihn manchmal die Not drängen, auf jede Weise sich Geld zu verschaffen, allein seine Ueberzeugung hat er nie um Geld verkauft. Selbst seine Feinde stellen ihm hierin das ehrendste Zeugnis aus. Der Fahne, der er zugeschworen, blieb er treu bis in den Tod.

Was den Ritter zum Kampfe seines Lebens trieb, war der Eifer um die Wissenschaft und Wahrheit: er wollte die Fesseln, die Rom anlegte, sprengen; war vor allem die Liebe zum Vaterlande: er wollte es retten aus schmählicher Knechtschaft. Wie nicht anders zu erwarten, mußte er dabei wie sein Freund Sikkingen in Kampf mit der bestehenden Ordnung der Dinge, mit der Kaiser- und Fürstenmacht kommen, aber Aufrührer im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind jene Männer wahrlich nicht. Freilich ein großer Politiker, der zur Erreichung seines Zieles auch die richtigen Mittel gefunden hätte, war Hutten eben-

thätigkeit angewiesen, seinen Geist aushauchen. Ein Deutscher durch und durch, dem jede Scholle vaterländischen Bodens teuer war, mußte er draußen in fremder Erde sein Grab finden.

So hat Ulrich von Hutten was er gefehlt, auch gesühnt durch sein Leiden. Ergriffen von seinem Geschick, werden wir am Grabe des müden Kämpfers manchen Fehler seines Lebens milder beurteilen. Die Nachwelt hat ihm nahe der Ebernburg, jener Bergeshöhe, von der er einst so trotzig ins Thal herabgeschaut, ein Denkmal gesetzt. Wahrlich mit gutem Recht! Es ist ein Denkmal nicht des schwachen und fehlenden Mannes, sondern des starken, großen Geistes, ein Zeugnis, daß das deutsche Volk die Männer nicht vergißt, die, wenn auch in manchem irrend, für Großes kämpften und litten.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S

Wie

Wertheim evangelisch wurde.

Von

Fritz Baumgarten.

Halle a/S. 1890.
Verein für Reformationsgeschichte.

Schwerlich hast du, lieber Leser, das stille Fleckchen deutscher Erde je betreten, für dessen Geschichte dies Büchlein dein Interesse in Anspruch nehmen möchte. Denn trotz guter Landstraßen und trotz der Eisenbahn, die seit mehr als 20 Jahren auch am Tauberufer hinjagt, liegt dies Thal doch allenthalben aus dem Wege; „die Straßen führten zu allen Zeiten in die große Welt hinaus, doch führten sie die Welt nicht durch das Thal." So gehört es zu den wenigst gekannten Landen deutscher Zunge — und ist in mancher Hinsicht doch recht kennenswert.

Die Gegend an der Tauber hat an sich nur einen kleinen Schnitt, sie ist mehr lieblich als schön; indessen, wo Städte und Burgen und anderes vielgestaltiges Menschenwerk an Fluß und Bergeshang sich gelehnt hat, da zeigt auch diese Landschaft ein bedeutendes Gesicht. Das gilt zumal von Wertheim, dem Schlußpunkt des ganzen Thales, wo die grüne Tauber sich dem gelben Main vereint, und Stadt und Burg so malerisch am Bergwald sich gruppieren, daß ein Vergleich mit Heidelberg gar nahe liegt.

Eine „Großstadt in Taschenformat" hat man Wertheim wohl scherzhaft genannt. Diese Bezeichnung paßt in mancher Hinsicht noch heute. Sie traf in vollstem Maße zu in früheren Jahrhunderten, als ein mächtiges Grafengeschlecht hier seinen Herrschersitz hatte und die Geschicke des großen Vaterlands auf diesem kleinen Raume in höchst eigenartiger Weise sich wiederholten.

Die politische Bedeutung des Städtchens ist jetzt für immer dahin, Handel und Wandel stehen nur mäßig in Flor, der Wohlstand der Bürger ist gegen früher eher gesunken als gestiegen; doch ein Reichtum bleibt Wertheim unzerstört, das ist seine große Geschichte. Ein Stück dieser Geschichte und wie mich bedünken will, das ruhmreichste, wollen die folgenden Blätter zu schildern versuchen.

Die Stadt und ihre Bewohner. Wer vor 380 Jahren der Grafenstadt an der Taubermündung nahte, dem bot sich ein gar formenreiches Bild. Denn weit mehr als heute war zu jener Zeit der ganze Zauber mittelalterlicher Romantik über das Städtchen ausgegossen. Eine wehrhafte Mauer mit gedecktem Umgang zog sich in malerischen Krümmungen längs Main und Tauber hin. Achtzehn Thore und Thörchen mit mannigfach gestalteten Thortürmen führten durch sie ins Freie. Ueber der Stadt aber thronte die gewaltige Burg, durch Verbindungsmauern, die aus dem Main- und Tauberthal zu ihr emporstiegen, in den Ring der Stadtbefestigung mit eingeschlossen. Ihre Räume waren damals in bestem Stande, hoch ragten die Giebel der verschiedenen Gebäude, höher die zahlreichen Türme, über alle hinaus der uralte, steil überdachte Bergfried. In den Hallen und Höfen tummelte sich eine zahlreiche Ritterschaft, die Vasallen des Grafen Michael II., der noch einmal den ganzen Glanz eines mittelalterlichen Rittersitzes hier oben entfaltete.

Eng gebaut ist Wertheim heute, noch enger zusammengedrängt mußte es sein, so lange der Mauergürtel jede Ausdehnung unmöglich machte. Und doch hatten sich unsere Vorfahren in dieser Enge gar stattlich eingerichtet.

Besonders stolz durften sie auf ihre zahlreichen Gotteshäuser, vor allem auf die Stadtkirche sein. Zu Ende des 14. Jahrhunderts war diese an Stelle einer hölzernen Marienkirche aufgeführt, etwas später der Glockenturm angebaut worden. Der Bau machte sich damals im Innern weit großartiger als heute, denn noch störten nicht unschöne Emporen die Höhenwirkung, noch trennte ein mit Apostelbildern gezierter Lettner den zierlich eingewölbten Chor vom schlichteren Langhaus. Der Chor, an dessen Wänden geschnitzte und reich bemalte Totenschilde hingen, enthielt zwar erst wenige der schönen Grabmäler, die ihn heute füllen, doch stand bereits der von Rauch und Rietschel so hoch bewunderte Grabstein Johannes I., des Erbauers der Kirche.

Noch höheres Lob verdient die nahe Kilians-Kapelle, ein vielgepriesenes Meisterwerk der Gotik. Höchst eigen-

artig ist in der That ihr kryptenartiger Unterbau, der als Beinhaus diente, höchst eigenartig die Galerie der Südseite mit ihren Wappen und Inschriften und dem fratzenhaften Wahrzeichen der Stadt (einem sich hinterwärts spiegelnden Affen). Die Kapelle war um 1500 vollendet worden und stand damals in ihrer ganzen Schöne da. Erst später baute man drei niedrige Stockwerke hinein, stülpte ein spießbürgerliches Dach darüber und verstand es, in dem eigentümlich verunstalteten Gebäude und seinen reichlich engen Räumen Jahrhunderte lang eine vollständige Gelehrtenschule im Gange zu halten.

Nicht viel älter als die Kilians-Kapelle war das Kirchlein der Kapellengasse, erbaut an Stelle einer Synagoge, die bei einer Judenverfolgung zerstört worden war. Noch war das Kirchlein nicht profaniert, noch diente es nicht wie später als Fruchtspeicher. Es barg damals ein lebensgroßes Crucifix, dem Wunderkräfte zugetraut wurden.

Noch anderer Gotteshäuser rühmte sich dazumal die Stadt: wir hören von einer Elisabeth-Kapelle, von einer Kapelle der Maria Magdalena, endlich von einer Spitalkirche, die später ein Hochwasser mit sich gerissen hat. Auch ein Spital gab es bereits, und außerdem war für die Kranken durch ein Beguinenhaus gesorgt, wo acht mildherzige Frauen sich der Krankenpflege widmeten.

Der Mittelpunkt des städtischen Lebens war naturgemäß der Markt; hier lag das alte Rathaus mit seinem großen Saale für Volksbelustigungen, davon es auch das Tanzhaus hieß. Ebenfalls am Markt lag die „Rose“, der älteste Gasthof der Stadt, von dem wir hören. Es gab noch nicht die vielen Gasthäuser wie heute, doch an Gelegenheit zu einem guten Trunke in guter Gesellschaft fehlte es gleichwohl nicht. Denn von den Gewerbeverbänden hatte ein jeder seine besondere Zunftstube, wo das eigenartige Zunftabzeichen hing, die wohlverschlossene Truhe mit den Zunft-Urkunden stand, wo man die Angelegenheiten der Zunft beriet und zugleich einen Guten schenkte. Auch die Höfe, welche die Klöster der Umgegend in der Stadt hatten und wo die Ordensbrüder jeweils Unterkunft fanden, dürfen unseren Gasthäusern verglichen werden.

Nicht unerwähnt darf endlich bleiben, daß bereits zwei Badestuben, eine herrschaftliche und eine bürgerliche, der Gesundheitspflege Vorschub leisteten.

Wenig Bestimmtes können wir von den damaligen Bürgerhäusern sagen, denn so altertümlich die meisten uns heute anmuten, so scheint doch kaum eines über das 16. Jahrhundert zurückzureichen. Dies Jahrhundert, das erste der neuen Zeit, ging durchaus in neuen Bahnen: Unternehmungslust war auf allen Gebieten erwacht, viel Altes mußte neuem Besseren weichen. So wurden auch die Häuser der mittelalterlichen Stadt meist durch Neubauten ersetzt. Doch gewiß haben auch jene älteren Häuser hohe Giebel gegen die Gasse gekehrt und durch einen oder mehrere Ueberhänge das Licht von ihr abgesperrt; gewiß besaßen auch sie im Erdgeschoß meist Kaufgewölbe, und manch bildnerischer Schmuck, von des Tischlers oder Steinmetzen Hand gefertigt, wird die Wandungen von Thür und Fenster übersponnen, manch guter Spruch den Eintretenden begrüßt haben.

Die Gassen waren womöglich noch enger als heute, und doch mußte, wo es irgend anging, eine Miste Platz finden, denn Landwirtschaft betrieben die meisten Bewohner als Hauptgewerbe. Viel Streit gab es wegen der Dungablagerung, viel Prozessieren wegen der Leitung der Gossen; reinlicher sind die heutigen Gassen jedenfalls, wenn auch weniger romantisch.

Und was für Menschen wohnten nun in diesen Gassen, diesen Häusern? In erster Linie zahlreiche Rittergeschlechter, die hier ihre Höfe hatten. Der Aufenthalt auf den Burgen hatte mehr und mehr seinen einstigen Reiz verloren, das neuzeitliche Leben fand seinen Mittelpunkt immer entschiedener in den Städten. So brachten damals die gräflichen Vasallen einen guten Teil des Jahres in ihren städtischen Höfen zu und gefielen sich darin, den Hofstaat der Grafen zu bilden.

Die Stellung der Ritter war immer noch eine sehr bevorzugte. Wie die Geistlichkeit waren auch sie frei von Steuern und städtischen Abgaben und hatten ihr eigenes sogenanntes Mannengericht, das der Graf in Person für

sie abhielt. Diesem mußten sie zwar huldigen, waren aber zu weiter nichts als zur Heeresfolge für Kaiser und Reich unter des Grafen Banner verpflichtet.

Weniger günstig war die Stellung der Bürger. Als Stadtbewohner waren sie wohl freie Leute und hatten sich von Frohnden und anderen Leistungen, wie solche die Halbfreien und Leibeigenen der Herrschaft schuldeten, mit der Zeit losgekauft. Auch hatten sie durch kaiserliche Freiungsbriefe manch wertvolles Privilegium erlangt, das sie den reichsunmittelbaren Städten in mancher Hinsicht gleichstellte; doch blieben sie Unterthanen des Grafen. Alle Bürger hatten das Ehrenrecht, Waffen zu tragen; unter selbstgewählten Viertelmeistern zogen sie zum Kampf oder schirmten die Stadtmauer, deren Bewachung in Kriegszeiten allein schon über 200 Mann erforderte. Aber nicht nur dem Reiche, auch dem Grafen waren sie Heeresfolge schuldig, eben diesem mußten sie zu den städtischen Steuern, die sie allein trugen, noch beträchtliche Abgaben entrichten.

So gut wie frei war die städtische Verwaltung. Aus einer Anzahl alteingesessener Familien, den sogenannten Ratsverbündeten, scheint der Rat der Vierundzwanzig sich ergänzt zu haben; aus seiner Mitte gingen die beiden Bürgermeister (consules) und der Schultheiß (praetor) durch Wahl hervor. Die Hälfte der Ratsherren nahm sich der Verwaltung an, die andere Hälfte bildete das Schöffengericht unter dem Vorsitz des Schultheißen. Denn ein zweites Privilegium Wertheims war das eigene Gericht, das Jahrhunderte lang auf offenem Markt vor dem Rathause gehegt ward. Selbst die Kriminaljustiz war dem Rat überlassen, doch hielten die Grafen die Hand darüber, indem sie die Bestätigung des vorsitzenden Schultheißen sich vorbehielten und von ihm Bericht über jedes Halsgericht heischten. Vom Rate dagegen wurde der einflußreiche Ratsschreiber angestellt und besoldet, der nicht nur die Ratsprotokolle zu führen hatte, sondern auch als Rechtsverständiger die Sammlung und Abfassung der Stadtrechte besorgte und beim Stadtgericht die Urteilssprüche niederschrieb und verkündigte.

Ein hochbedeutsames Vorrecht des Städtchens war

endlich die Erlaubnis zur Abhaltung eines Wochenmarktes, der mit Käufern und Verkäufern unter dem Schutz des Reiches stand. Man muß sich die Unsicherheit jener alten Zeiten vergegenwärtigen, um den Wert solcher Zusage zu würdigen. Bis ins Jahr 1009 geht dies wertvolle, in der Zwischenzeit mehrfach erneuerte Privilegium zurück; ihm dankte Wertheim in erster Linie, was es geworden.

Wie zahlreich die Bürgerschaft im 16. Jahrhundert war, wir wissens nicht; Volkszählung gab es noch nicht. Aber wohl wird uns berichtet, daß die Zunahme der Bevölkerung in diesem Jahrhundert eine unverhältnismäßig starke war; wir haben es entschieden mit einer aufblühenden Stadt zu thun. Es blühte die seit alters betriebene Landwirtschaft; weithin, besonders auch jenseits des Main, hatten die alteingesessenen Familien, die sich stolz die „Herren" nannten, ihre Aecker und Wälder, ihre Wiesen und Weinberge. Daher eben die Misten selbst mitten in der Stadt. Zumal der Weinbau blühte, denn der „Wertheimer" war eine gute Marke und wurde in Hunderten von Fudern weithin versandt.

Den Vertrieb ihrer Erzeugnisse besorgten die Bürger selbst, sie alle waren mehr oder weniger auch Handelsherren. Und wie günstig waren alle Verhältnisse ihrem Handel! Die Spessartstraße, welche Nürnberg und Frankfurt verband, die wichtige Würzburg-Miltenberger Straße führten durch Wertheimer Gebiet, und vor allem lag ja die Stadt am Main, dessen friedlichen Wellen der Kaufmann sich und sein Gut lieber anvertraute, als den schlecht gepflegten und von Raubrittern gefährdeten Landwegen. Der Schiffsverkehr muß ein ganz großartiger gewesen sein. Die Schifferzunft war die größte der Stadt. Wertheimer Schiffmeister waren mainauf mainab gesucht, viele Fürsten hatten solche in ihrem Dienste. Sie fuhren gelegentlich bis weit in den Rhein hinab, doch ein Hauptziel ihrer Fahrten war Frankfurt, zu dessen Messen auf eigenen Meßschiffen die Erzeugnisse der heimischen Gewerbe verführt wurden.

Das gewerbliche Leben war gleichzeitig in erfreulichster Weise erstarkt. Ihm kam in erster Linie der Zuzug neuer

Bürger zu statten, den man, da es an Beschäftigung und Absatz nicht fehlte, gerne sah. Die alten Gewerbe erweiterten sich, neue kamen auf, und frühe waren alle damals üblichen Handgewerke am Orte vertreten. Nächst den Schiffern bildeten die Tucher die größte Zunft. Der Weinbau beschäftigte zahlreiche Büttner. Im Anfange des 16. Jahrhunderts ließ sich der erste Apotheker hier nieder; um dieselbe Zeit hört man zuerst von einem Bierbrauer, doch fand er nur in schlechten Weinjahren Absatz. Auch das jüngste aller Gewerbe, der Buchdruck, wurde vorübergehend in Wertheim schon damals geübt (s. S. 23). Die „Herren" Bürger von der Landwirtschaft und vom Handel schauten zwar auf die Gewerbtreibenden immer noch ein wenig von oben herab. Doch diese fühlten ihre Bedeutung, schlossen sich in den Zünften zu einflußreichen Korporationen zusammen und setzten es im 16. Jahrhundert durch, daß dem Rate ein Ausschuß der Zünfte beigegeben wurde, der bei Aufstellung des städtischen Haushalts ein gewichtiges Wort mitzureden hatte.

Bei solcher Betriebsamkeit mußten die Bürger zu bedeutendem Wohlstande kommen. In der That führen Inventare, die sich aus jener Zeit erhalten haben, überraschend große Vorräte an Hausgerät auf. Nicht nur Weißzeug und Geschirr in Menge, sondern auch viele Wertgegenstände fanden sich in den Bürgerhäusern von damals vor. So gehörten, scheint's, einige silberne Becher zum Hausschatz eines jeden Bürgers, und wie reich und geschmackvoll diese Prunkstücke vielfach gearbeitet waren, beweisen noch zwei Prachtexemplare, die das Rathaus verwahrt. Nach Art wohlhabender Leute hatten die damaligen Wertheimer eine große Vorliebe für seltsamen und kostspieligen Hausrat, für Luxuswaffen und dergleichen. Männer wie Frauen liebten auffallende Gewänder; gar stattlich kamen sie daher in der form- und farbenreichen Tracht der Zeit und freuten sich manch güldenen und silbernen Schmuckes an ihrem Leibe.

Auch die sonstige Lebensweise verrät behaglichen Wohlstand. Bei Hochzeiten und Kindtaufen gings mehr als hoch her; auf mehrere Tage erstreckten sich wohl die Ge-

lage, unsinnig viele Gäste liebte man zu bitten und ihnen Gang um Gang aufzutragen. Vor allem verstand man das Mahl, ja nicht nur das Mahl, sondern auch ernsthafte Sitzungen durch erquicklichen Umtrunk zu würzen, und jedenfalls ist es bezeichnend für die Zeit, daß wir aus diesem Jahrhundert zahlreiche Verordnungen gegen Luxus jeder Art besitzen.

Aber auch in reichen Stiftungen zu milden, gottgefälligen Zwecken äußerte sich der Wohlstand der Bürger, und wir werden nachher sehen, daß sie bei allem Wohlleben und behaglichem Hängen an der Stunde doch vor andern empfänglich waren für die geistigen und geistlichen Interessen der Zeit.

„Das Haupt ist dort gut," schrieb im Jahre 1523 ein urteilsfähiger Zeitgenosse (s. S. 18) über Wertheim, und so war es auch. Der alternde Graf Michael II., von dessen prächtigem Vasallenhofe schon die Rede war, hatte sich 1509 von den Regierungsgeschäften mehr und mehr zurückgezogen und diese in der Hauptsache seinem einzigen, damals 21-jährigen Sohne Georg übertragen: dieser war also zu der Zeit das eigentliche Haupt der Stadt und Grafschaft.

Die Grafen, ursprünglich nur Beamte des Kaisers, waren allmählich erbliche Herren ihres Herrschaftsgebietes geworden; alle kaiserlichen Rechte waren an sie übergegangen. Sie waren es, welche alle Gerichtsbarkeit übten oder durch Vertreter üben ließen, sie erhoben Steuern auf dem Main und in der Landschaft, den Judenschutz von den Juden und andere Abgaben, sie schlugen Münzen mit ihrem Wappen. Alle landesherrlichen Rechte über Klerus und Klöster hatten sie gleichfalls überkommen, was ihnen manchen Streit mit den geistlichen Herren von Würzburg und Mainz eintrug. Als reichsunmittelbare Fürsten durften, ja mußten sie an den Beratungen der Reichstage teilnehmen. Ihre Hauptpflicht war Erhaltung des Landfriedens, eine Haupteinnahme die Gebühren für sicheres Geleit durch ihr Gebiet. Im Kriege befehligten sie den Heerbann der Grafschaft und steuerten den „gemeinen Pfennig" zu den Kriegskosten bei.

Gegen das 16. Jahrhundert hatte sich überall in Deutschland der Begriff der Landeshoheit aufs schärfste ausgebildet, und es wird sich zeigen, daß auch Georg II. durchaus als Selbstherr in seinem Lande auftrat. Verwandt mit den ältesten Familien des hohen Adels, war der Graf schon als solcher eine hochangesehene Persönlichkeit im Reiche; er war es um so mehr, als Kaiser Karl V. ihn seiner ganz besonderen Gunst würdigte und zu seinem Hauptmann in Franken ernannte. Als solcher ist er gegen die Stegreifritter „fleißig aus- und eingeritten" und hat in des Kaisers Auftrag manche „gefährliche, schwere Reise gethan," manches Raubschloß gebrochen, so daß die Landsknechte von ihm sangen:

Graf Jörg der ist ein kühner Mann,
Seine Feind greift er tapfer an
Mit eigner Person und Hande,
Thut dem römischen Reich allzeit beistahn,
Der Bund*) ist ihm bekannte, ja bekannte.

Ihr Heckenreuter, thunt gemach
Schießt die Fiederling nit zu hoch
In dem grünen, finstern Halte!
Erschnappet euch Graf Jörg mit seiner Hilf,
Den lieben Gott läßt ers walten, ja walten.

Unter den fränkischen Großen spielt Georg mit die erste Rolle. Er fehlt auf keiner wichtigeren Tagung der fränkischen Stände, mehr als einmal hat er selbst sie zusammenberufen. „Gott hat ihm geben große Ehr bei den Fremden," also daß er des öfteren zwischen mächtigen Fürsten und Städten des Reichs Frieden vermitteln konnte. Reichstreu und gut kaiserlich war seine Politik, wie die aller Mitglieder seines erlauchten Geschlechts — und doch finden wir ihn im Jahre 1525 auf Seite der aufständischen Bauern! Wir werden später sehen, wie das kam.

Die Einführung der Reformation. Wie das bürgerliche und gewerbliche, so scheint auch das kirchliche Leben im alten Wertheim stets ein reges gewesen zu sein. Wir sprachen schon von den verhältnismäßig vielen Gottes-

*) Der fränkische Ritterbund.

häusern des Städtchens. Außerdem bestanden im Umkreise von zwei Stunden nicht weniger als vier ansehnliche Klöster. Wiederholt erzählen uns die Urkunden von großmütigen Schenkungen und Vermächtnissen an Kirchen und Kapellen, von der Stiftung und Ausstattung von Altären und von ähnlichen frommen Werken. Den Bürgern gingen die Grafen, was Bethätigung des Glaubens betraf, jederzeit mit bestem Beispiele voran; ihrer mehrere sind unter dem Zeichen des Kreuzes nach dem heiligen Lande gezogen. Die Grafen sind es auch, welche die erwähnten Klöster teils selbst gestiftet, teils mit wertvollen Freiheiten ausgestattet haben; ja, manch nachgeborenes Grafenkind hat sich völlig dem geistlichen Stande gewidmet und es darin zu einflußreicher Stellung gebracht.

Der Wertheimer liebte, wie man sieht, seine Kirche. Und doch war eben diese Kirche als weltliche Macht ihm vielfach äußerst unbequem. Da die Grafschaft förmlich eingeklemmt lag zwischen den Gebieten der Bischöfe von Mainz und Würzburg, so gab es fortwährend Reibereien mit diesen Kirchenfürsten, deren Herrschaftsansprüche sich gar oft mit den gräflichen kreuzten. Besonders waren die Grenzen der geistlichen und weltlichen Rechtsprechung stets von neuem strittig — kurz, zwischen den Grafen und diesen Nachbarbischöfen herrschte eine beständige Spannung, die wiederholt in blutigen Fehden sich Luft machte. Aber auch die gräflichen Unterthanen bekamen manchmal die weltliche Gewalt der Kirche aufs unangenehmste zu empfinden. Vor allem litten sie unter der bestechlichen Rechtspflege der geistlichen Herren, daher es dem Grafen Georg als besonderes Verdienst nachgerühmt wurde, daß er sein Volk „von der unerträglichen Schinderei der geistlichen Gericht erlöst habe.“ Auch die vielen Klöster mit ihren zahllosen Sonderrechten und unersättlichen Ansprüchen waren eine Last für das Land; sie boten zudem reichlichen Anlaß, die argen Schattenseiten dieser vielgepriesenen Blüten katholischer Kirchlichkeit recht in der Nähe zu beobachten.

Diese mehr äußerlichen Umstände haben gewiß das Ihrige dazu beigetragen, den Wertheimern den Bruch mit der Papstkirche nahezulegen. Wie es um 1500 mit ihrem

inneren Glaubensleben aussah, ob man auch zu Wertheim bei zunehmender Bildung gegen die Gängelung durch einen rohen, sittenlosen Klerus sich mehr und mehr sträubte, ob auch hier die Gewissen sich empörten gegen die Vergewaltigung christlicher Freiheit, wie die Römlinge sie übten, das wird uns leider nicht berichtet. Aber soviel dürfen wir gleichwohl behaupten: das Bedürfnis nach Kirchenverbesserung muß in Wertheim ein starkes, bei Hoch und Nieder tief empfundenes gewesen sein, sonst wäre nicht so früh, so völlig und so ohne jeglichen Widerstand die Neuerung hier durchgedrungen.

Im April 1518 fuhr Luther mit einigen Augustiner-Brüdern zu einer Ordens-Kongregation von Würzburg nach Heidelberg. Wenn er die damals übliche Straße einschlug, so mußte er auf dieser Reise über Wertheim kommen. In der That läßt ihn die Sage, als er des zwischen Main und Tauber eingekeilten Städtchens ansichtig wurde, den bestechend knappen, inhaltlich höchst anfechtbaren Ausspruch thun:

„Vom Feuer hat Wertheim nichts zu befahn,
Im Wasser aber wirds untergahn."

Die Sage weiß auch, daß er im Löwen oder Adler übernachtet habe und wie in Bischofsheim und anderen Städten, die Bratwürste, die er aß, schuldig blieb. Natürlich soll er damals bereits den Grafen Georg besucht und ihn, der bis dahin angeblich ein heftiger Gegner der neuen Lehre war, für seine Sache gewonnen haben.

Wie dem sei, im Jahre 1521, als Luther zu Worms vor Kaiser und Reich sein mutiges: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" gesprochen, und eine besondere Kommission sich nachher bemühte, einen gütlichen Vergleich mit ihm herbeizuführen, da befand sich in dieser Kommission auch unser Graf Georg. Der Mut und die geistige Ueberlegenheit, mit der Luther trotz den „wohlgestellten" Ermahnungen des badischen Kanzlers Vehus auf seiner Antwort „ohne Hörner und Zähne" beharrte, scheinen den Grafen damals für immer gefesselt zu haben. Er war fortan ein überzeugter Anhänger der neuen Lehre und trat allenthalben offen für sie ein. Und das will viel

heißen, wenn man bedenkt, daß im allgemeinen die Obrigkeiten weder damals noch in den nächsten Jahren sich der Neuerung annahmen, daß selbst ein Friedrich der Weise sich Zeit seines Lebens nie unumwunden zu seines Luthers Lehre bekannt hat. Das Volk, nicht die Obrigkeit war es ja, welches Luthern unbedingt zujubelte, das Volk, dem es wenig Kummer machte, ob und wie sich das Neue in den Rahmen des Bestehenden werde einfügen lassen. In Georg aber war ein mächtiger, hoch angesehener Reichsfürst für die neue Lehre gewonnen, das war, wie Luther selbst sich äußerte, ein „herrlich Exempel“. Auch ein Lehensmann Georgs, Herr Burkhard Hund von Wenkheim, trat schon damals offen auf die Seite des Reformators. Er befand sich in der Zahl der Ritter, welche den geächteten Luther zur Wartburg geleiteten; er hat sich später nicht gescheut, den vielgehaßten Mann auf sein Schloß in der Wertheimer Gemarkung einzuladen.

Dagegen scheint es, daß Georgs hochbetagter Vater, Graf Michael II., der gleichfalls, von seinem Sohn veranlaßt, nach Worms gekommen war, sich mit der unerhörten, soviel Herkömmliches umstoßenden Neuerung nicht mehr hat befreunden können. Er stammte ja auch aus einer so ganz anderen Zeit. Um Mißhelligkeiten mit seinem eifrigen Sohn zu vermeiden, trat er jetzt ganz von der Regierung zurück und ließ Georg freie Hand. So kam es, daß Wertheim einer der allerältesten Sitze des Protestantismus wurde. „Schon Anno 1522 ist, wie ein Wertheimer Chronist schreibt, die Grafschaft durch Graf Georg vom Papsttum reformiert und die reine, seligmachende, lutherische Lehre angenommen worden.“

In eben diesen Tagen bat Georg Luther in einem Handschreiben um einen Prediger, dem er außer Versorgung von seinem Tisch noch die für damalige Zeit hohe Besoldung von 100 Goldgulden in Aussicht stellte. Luther schickte den Dr. Jakob Strauß, ein gelehrtes, unruhiges, süddeutsches Original.

Strauß hatte in Freiburg studiert, in Basel den Doktorhut erlangt und zuletzt in Hall am Inn die Bergleute durch seine Predigt so begeistert, daß sie bei schönem

Wetter seinen Predigtstuhl ins Freie trugen. Doch als er gar zu gewaltig gegen die „Beichtgreuel“ gedonnert, war er von den Altgläubigen vertrieben worden. Sein ungestümes Wesen war durch diese Erfahrung mit nichten kuriert. So war auch in Wertheim seines Bleibens nicht lange. Ein Mensch, der nach Aussage eines Zeitgenossen „nicht allein in der Kirche regieren, sondern auch Amtmann, Schultheiß, Rat und alles sein wollte“, paßte in der That schlecht zu unserm energischen Grafen Georg. Strauß war stark im Angriff gegen das Alte, aber unfähig zum Aufbau des Neuen, denn ihm fehlte jegliche Geduld. Er hielt nach Luther „Christi Wort für ein so gemein Ding, daß es sobald leben müsse, wenn ers geredet hat.“ So schied er nach wenigen Monden wieder aus Wertheim und suchte in Eisenach ein neues Wirkungsfeld. Luther, bei dem sich Georg über seinen Prediger beklagt zu haben scheint, schrieb bald darauf dem Grafen: „Dr. Strauß hat seinen harten Kopf und machts zu Eisenach jetzt auch wie er kann und läßt uns sagen und schreiben.“

Strauß machte noch viel von sich reden, denn er widmete sich mit dem ganzen Ungestüm seines Wesens den brennenden sozialen Fragen der Zeit und erörterte sie in eben so zahlreichen als leidenschaftlichen Schriften. So hat er in wahrhaft ergreifender Weise das Elend geschildert, welches kirchliche, auf Renten gegründete Stiftungen über den kleinen Mann bringen, der diese Renten „trotz Ungewächs und ander Unfall bezahlen muß und sollte er und sein Weib und Kinder Hunger und Not darob leiden; die erschundenen Reichtümer aber werden zum teil an Götzen und Puppenwerk gegeben.“ Am meisten Aufsehen machte seine Schrift „daß Wucher zu geben und zu nehmen unserm christlichen Glauben entgegen ist.“ Im Mittelalter galt bekanntlich alles Zinsnehmen für Wucher; nur wenig Kapital war im Umlauf, es gab noch keine Gewerbsunternehmungen, die mit fremdem Gelde arbeiteten; nur die Not führte arme Leute dazu, ein Darlehen zu nehmen. Die Besitz- und Erwerbsverhältnisse waren nun aber seitdem ganz andere geworden; die Geldwirtschaft hatte sich um das Jahr 1500 ungeheuer entwickelt und

Darlehen wurden immer mehr als Bedürfnis empfunden. Gleichwohl finden wir die Reformatoren, wie alle Wirtschaftslehrer ihrer Zeit, noch ganz in den mittelalterlichen Anschauungen befangen. „Geld ist von Natur unfruchtbar", sagt auch Luther und will daher höchstens eine zinsbare Anlegung der Kapitalien auf Grundstücken anderer gestatten, da ja der Acker „in Gottes Benedeiung" stehe und Früchte trage. Aber in seinem starken Sinn für Ordnung hat er sich nie zu der Behauptung hinreißen lassen, daß man nicht schuldig sei, seine Zinsen zu zahlen. Diesen letzten Schritt thut unser Strauß, und wenn er auch gleichzeitig davor warnt „Gewalt mit Gewalt zu verdämpfen" und der Hoffnung lebt, „das Schwert des Evangeliums werde alles Ungöttliche zertrennen, ohne leibliche Wunden zu schlagen", so machte seine Lehre doch der urteilslosen Menge „ein gut Mundwerk" in bedenklichster Weise. Kein Wunder, daß die aufrührerischen Bauern ihn als ihren Sachwalt feierten, daß er bei den Zeitgenossen den verdächtigen Ehrentitel „der Bauern Papst" erhielt. Als Thomas Münzer in Mühlhausen auf dem Blutgerüst endete (1525), wäre es dem Dr. Strauß beinahe ebenso ergangen. Nur sein demütiges Verhalten bei der Untersuchung rettete ihm dazumal das Leben. Im nächsten Jahre finden wir ihn wieder im Süden; er war jetzt Stiftsprediger in Baden-Baden und nebenbei in hitziger Fehde mit Zwingli über die Abendmahlslehre. Was nach 1528, wo Strauß auch Baden wieder verließ, aus dem unruhigen, schreibseligen, kampfgemuten Manne geworden ist — wir erfahrens nicht.

Aus gänzlich verschiedenem Stoffe war Johannes Draco, der 1523 eine Zeit lang in Wertheims Mauern weilte und des Grafen Schutz genoß. Geboren zu Karlstadt in Franken legte er in Erfurt den Grund zu einer feinen humanistischen Bildung. Besonders rühmte man ihn als Kenner des Hebräischen; das Hauptwerk seines Lebens war eine vielsprachige Bibel. Eine lange Gelehrtenlaufbahn sollte ihn später nach und nach durch ganz Deutschland führen, von Erfurt und Wittenberg nach Marburg, von da nach Lübeck und Rostock, ja bis nach Marienwerder hinten in Preußen. Im Jahre 1521 war der junge Ge-

lehrte zu Erfurt Kanonikus an der Severin-Kirche; als Luther auf seiner Fahrt gen Worms durch die Stadt kam, bereitete ihm Draco mit vielen andern einen feierlichen Empfang — sich selbst zum Schaden. Denn sein geistlicher Vorgesetzter riß ihm daraufhin den Priesterschmuck vom Leibe und stieß ihn aus der Kirche. Doch die Studenten rächten den Schimpf, der ihrem Meister widerfahren, freilich nicht in seinem Sinne. Sie erregten das sogenannte „Pfaffenstürmen", wobei alles Mainzer Eigentum in der Stadt gründlich verwüstet wurde.

Bald darauf beriefen die Bürger von Miltenberg am Main den Dr. Draco als Prediger in ihre Stadt, und so kam er in die unmittelbare Nachbarschaft Wertheims. Sein Erfolg in Miltenberg war bald ein so vollständiger, daß die Geistlichkeit in ihrem ohnmächtigen Aerger den kurmainzischen Statthalter so lange bestürmte, bis er gegen Draco einzuschreiten beschloß. Das Volk hätte für den geliebten Seelsorger zur Gewalt gegriffen, doch er litt es nicht und entwich des lieben Friedens willen. Graf Georg, der gerne Leute, „welche von Gottes Wort wegen anderswo vertrieben waren, in Fried und Frombkeit in seiner Herrschaft wohnen ließ", bot dem verjagten Pfarrherrn ein Unterkommen. Aus Wertheim hat dann Draco „der Gemeine Gottis zu Miltenbergk", die auch nach seiner Entfernung des Glaubens halber viel Mißhandlung erdulden mußte, einen gar köstlichen Brief geschrieben, der in seinem ganzen Ton an apostolische Briefe erinnert. „Ihr seid, so schreibt der warmherzige Seelenhirt, die Erstlinge meines Predigens; ich kann nit bergen meines Herzens Brunst gegen Euch." „Als vor dem Angesichte Gottes, laßt alle Dinge liegen und lauft zur Predig; besser ist kein Meß, denn kein Predig." Zum Schlusse tröstet er: „Viel nützer ist Euren Seelen das Gewitter, denn das schön stille Wetter, darin Ihr vor dieser Zeit in Gefährlichkeit gewandelt. Wenn aber dem ärgsten Feind meinethalb etwas geschähe, wollte ich, daß ich Miltenberg nie gesehen hätte. Laßt Gott handeln in den Sachen! . . . . . So will ich nichts Anderes lehren zur letz, denn daß ihr Lieb und Fried habt mit allen Menschen; bittet Gott für mich!"

In einem etwas späteren Briefe ersucht Draco den Erzbischof von Mainz, die Schuld seiner Miltenberger zu prüfen: „Findt man sie schuldig, so will ich mein Leben dargießen; wenn sie überwunden werden als Ketzer, so will ich für meine Brüder brennen. Nichts ist an mir gelegen, so würt die Zeit, die nach uns kommt, mehr Christen tragen denn Blumen.“

Dieser mutige und dabei so maßvolle, treuherzige Mann hat also im Spätherbst 1523 eine Zeit lang in Wertheim gewohnt. Natürlich hat er sich während seines Aufenthaltes um die kirchlichen Einrichtungen der Wertheimer angelegentlich bekümmert und auch darüber an seine Miltenberger berichtet. Vor allem hält er ihnen als leuchtendes Beispiel vor, daß „zu Wertheim alle Sonntage jedermann nießen mag das Fleisch und Blut Jesu“, will sagen das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Und zum andern rühmt er höchlich, daß „Wertheim flux, denn das Haupt ist gut, einen gemeinen Kasten (Almosenfonds) aufgerichtet hat“. So sehen wir hier wie anderwärts zugleich mit der Reformation eine planmäßige Armenpflege ins Leben treten, die wahrhaftig not that bei der bedrängten Lage der Bauern, der großen Teuerung jener Zeit, der Masse fahrender Leute und bettelnder Mönche.

Als Draco in Wertheim eine Zufluchtsstätte fand, war Pfarrherr daselbst ein würdiger Greis von 60 Jahren, Franz Kolb aus Lörrach. Er hatte in Basel studiert, sich dann Jahre lang in ein schwäbisches Kloster vergraben, um ganz in der Beschäftigung mit griechischen und römischen Schriftstellern aufzugehen, und trat erstmals 1512 in Bern als Prediger auf. Er eiferte damals hauptsächlich gegen die Unsitte fremde Kriegsdienste aufzusuchen und gegen den Luxus seiner Mitbürger, erlebte aber das Schicksal so vieler übereifriger Moralprediger — er fand kein Gehör. Nach einer Predigt, worin er den Bernern das bittere Wort „der Wahrheit begehrt ihr nicht“ entgegengeschleudert hatte, nahm er unmittelbar seinen Abschied und war von neuem für längere Zeit verschollen. Erst 1522 taucht er plötzlich im Karthäuserkloster in Nürnberg wieder auf, jetzt nicht mehr blos gelehrten Studien hingegeben, sondern

stark ergriffen von Luthers neuer Lehre. Sein rückhaltloses Eifern gegen die Mißbräuche im geistlichen Stand erwarb ihm bald erbitterte Feinde; auch der Reichstag, der 1522 in Nürnberg zusammentrat, schloß ihm nicht den Mund, so daß es beinahe zu einem Sturm auf das ihn bergende Kloster kam. Wohl mäßigte sich Kolb nach dieser Erfahrung, doch zu Nürnberg war seines Bleibens nicht länger. Möglicherweise hat er sich damals bei Luther nach einem neuen Wirkungskreise erkundigt, und dieser ihn als Ersatz für Dr. Strauß dem Grafen Georg empfohlen; jedenfalls trat er noch im Jahre 1522 in Georgs Dienste und hat bis nach dem Bauernkrieg in Wertheim gepredigt und gelehrt. Ob es wiederum eine Enttäuschung war, die den warmblütigen Mann weiter trieb, oder ob nur die Aussicht, anderwärts in größerem Kreise zu wirken, ihn der Tauberstadt entführte — wer kann das sagen? Bald nachdem er Wertheim verlassen, steht er zum zweiten Male auf der Kanzel zu Bern, wo sich inzwischen vieles geändert hatte. Er drang jetzt anders durch als vordem und brach der neuen Lehre im Kantone Bahn, wie kaum ein anderer neben ihm. Auch den durch Zwinglis Tod berühmten Kappler Krieg (1531) hat er als Feldprediger beim Banner der Stadt Bern mitgemacht. Noch in dem Siebziger schlug ein gar mutiges Herz. Hatte er im Kriege vieles gesehen, „das gläubigen Leuten billig im Herzen weh thut", so konnte er sichs nicht versagen, in herber Strafpredigt seinem Ingrimm Luft zu machen. Der schlechte Friede, welcher jenen Krieg abschloß, veranlaßt den Greis, in wildem Schmerz von der Kanzel zu rufen: „Mordio, Mordio des großen Jammers, daß man so viele fromme Leute elendiglich verläßt!" Anno 1535 ist er gestorben, noch 100 Jahre nach seinem Tod von den Gegnern glühend gehaßt, von den Bernern noch heute als einer ihrer größten Reformatoren in Ehren gehalten.

Ueber seine Thätigkeit zu Wertheim hat Kolb am 28. August 1524 in einem denkwürdigen, lateinisch abgefaßten Briefe an Luther berichtet; es ist dies die älteste Beschreibung einer evangelischen Kirche im Badner Land, die es überhaupt giebt. Kolb erzählt eingangs, wie er an

vielen Orten die evangelischen Brüder besucht und überall in den gottesdienstlichen Bräuchen der jungen Gemeinden die größte Verschiedenheit gefunden habe. Obgleich für seinen weitherzigen Sinn „alles dies frei gelassen sein könnte“, so macht er doch mit wahrhaft prophetischem Blick auf die bedenklichen Irrungen aufmerksam, die eintreten müßten, wenn nicht die Predigt und besonders der Gottesdienst einheitlich geregelt würde. Luther aber, vor dem Kolb, „der kleinste der Apostel“, eine unbegrenzte Hochachtung empfindet, vermag allein der Zersplitterung der neuen Glaubensgenossen zu wehren, er allein aus den mancherlei „Labyrinthen“ zu führen, die sich den Streitern für die reine Lehre hier und da aufthun.

Kolb hatte zu Wertheim mit vielen fest eingewurzelten Vorurteilen einen überaus harten Kampf zu kämpfen. Er zählt sie nicht alle auf — „das Papier könnte sie nicht alle tragen“ — doch erwähnt er beispielsweise, daß die von der Hebamme vollzogene Nottaufe nicht für voll angesehen wurde und daß einige Weiber dem Taufwasser noch immer eine gewisse Heiligkeit beimäßen und es nicht auf die Straße gießen wollten. Ausführlich schildert er sodann, wie ers beim Gottesdienst halte. Bei der Messe lasse er alle bisher bräuchlichen Zurüstungen weg, spreche knieend vor dem Altar in deutscher Sprache ein kurzes Sündenbekenntnis, ein Vaterunser und den Glauben, erhebe sich dann, weihe mit „Christi nackten Worten“ Brot und Wein und teile beides aus. Die Taufe halte er im Haus, zur Krankenkommunion bringe er das Brot mit, doch den Wein nehme er, wie er ihn im Hause finde; beides weihe er angesichts des Kranken — lauter Neuerungen, die, man merkts dem Schreiber an, auf vielfachen Widerspruch stießen. Zum Schluß wird dem Grafen das vielsagende Lob erteilt: „Er ist ein aufrichtiger, feingebildeter Mann, er macht beständig Fortschritte im Evangelium und ist Dir (Luthern) gewogen.“

Das Jahr 1524, in dem dieser Brief geschrieben wurde, war für das kirchliche Leben Wertheims ungemein bedeutungsvoll. Die neue Lehre hatte Boden gefaßt, man gann sich endgiltig in ihr einzurichten, insonderheit der

Graf war in vollem Zuge, seine Landeskirche nach allen Seiten auszubauen, so daß mit einigem Recht ein Chronist behaupten kann: „Anno 1524 hat die evangelisch Lehr hie angefangen". Alle Pfarrherren erhalten jetzt Befehl, dem Volk „zutraulich das Evangelium lauter, rein und christlich zu predigen, es in der Lieb Gottes und des Nächsten, auch gegen ihrer Obrigkeit zur Gutwilligkeit und Gehorsam anzuweisen, von Ufruhr, desgleichen von Zutrinken, Fullerey und Gotteslästerung und allen andern Lastern abzuziehen."

Gleich aus dieser ersten kirchlichen Verordnung können wir ersehen, daß in Wertheim wie anderwärts Hand in Hand mit der Einführung der neuen Lehre das Streben ging, die Sittlichkeit zu heben. Der Graf erkannte in der Sittenbesserung geradezu seine oberste Aufgabe; Zeit seines Lebens hat er für dies Ziel mit größtem Fleiß gearbeitet, wie zahlreiche Verordnungen beweisen und sein Grabstein ausdrücklich hervorhebt.

Im Jahre 1524 war auch, bezeichnend für die religiös erregte Zeit, das neue Schimpfwort „Ketzer" aufgekommen. Es ist dem Grafen „sonderlichen entgegen, denn einer, der allein durch die Gnad unseres Herrn selig zu werden verhofft, der wird von denen, die sich Christen nennen, unbillig ein Ketzer geacht; welcher aber vermeint, durch sein gute Werk den Himmel zu erlangen, dem sollen wir seine guten Werk billig danken und ihn als unsern Bruder nit verachten; wann aber jemand fürhat, seinen Bruder bessers zu unterrichten, das soll er thun mit freundlicher und bürgerlicher Bescheidenheit, wie dann einem Christen geziemt." Gewiß ein schönes Zeugnis für des Grafen Duldsamkeit und billigen Sinn.

Einen wahren Ingrimm hatte Georg gegen die Trunkenheit, „daraus alle Laster entspringen", vor allem gegen die damals weitverbreitete Unsitte des sogen. „Zutrinkens" ganzer Humpen, die neuerdings auch in seinem Lande um sich gegriffen hatte. Um den Grafen nicht für allzu engherzig zu halten, muß man wissen, daß gegen dieses nationale Leiden auch von anderen deutschen Obrigkeiten mit allem Nachdruck angekämpft wurde. Hatten

doch in eben diesem Jahre viele Fürsten und Herren auf einem Gesellenschießen in Heidelberg vereinbart, dies Modelaster in ihren Landen aufs strengste zu verbieten.

Des Grafen religiös gar feinem Gefühle waren fernerhin die großen „Gottesschwüre" zuwider, „in denen alles, so unser Herr umb unserer Erlösung gelitten, sampt dem Namen Gottes mit greulicher Stimm bei dem Wein und in den Gassen von den trunken Buben gleich einem sauren Bier ausgerufen wördet". Er verbietet dieselben mit beweglichen Worten.]

Desgleichen hat er „mit besonderer Beschwerung seines Gemüts die Zankworte vernommen, also daß einer den andern leichtlich eines Diebstahls oder dergleichen Bösewichtsstücks zeiht"; mit dem Turm will er derartige Verunglimpfung in Zukunft strafen, „denn solch Hadern hat ein Aufsehen, als ob unser Unterthanen männlicher und guter Herzen mangeln".

Dr. Draco hatte vor Jahresfrist die Wertheimer Armenpflege gerühmt (s. S. 18); damit nun „desto baß der Armen in der Herrschaft möcht gewartet werden, verordnete jetzt der Graf, „daß man fürhin kein Zigeiner oder Heiden in der Grafschaft Flecken oder Dörfern lägern lasse, sondern die von Stund an us der Grafschaft und den nächsten Heimweg weise".

Der Aufschwung des Handels hatte in jener Zeit, besonders in den Städten, eine bisher unbekannte Wohlhabenheit erzeugt. In den großen Kaufmannshäusern herrschte fürstlicher Luxus, und davon wurden auch die anderen Stände mehr oder weniger angesteckt: jedermann erhob größere Ansprüche an das Leben. An und für sich war das gewiß eine erfreuliche Erscheinung, denn feinere Gesittung, Sinn für veredelten Lebensgenuß erwachte ja gleichzeitig damit. Aber dieser gesteigerte Wohlstand hatte auch seine sehr großen Schattenseiten, besonders für die Volksschichten, welche mitthun wollten und nicht konnten. Und daß die Reformatoren in ihrer streng sittlichen Anschauung mehr die Schatten- als die Lichtseiten des wirtschaftlichen Aufschwungs sahen, war nur zu natürlich. So treten uns denn überall, wo reformatorischer Geist das Ge-

fühl für die sittlichen Aufgaben geschärft hatte, Luxusgesetze entgegen, die oft reichlich eng und streng sind. Die Fürsten, die sie gaben, verkannten bis zu einem gewissen Grade ihre Zeit, sie suchten in der doch unmöglichen Rückkehr zu mittelalterlicher Einfachheit das Heil ihrer Völker; aber das darf uns nicht hindern, ihrer edlen Absicht vollste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zu diesen Eiferern für der Väter schlichte Sitten zählt auch unser Graf Georg. Seine Regierung ist, wie wir sehen werden, auffallend reich an Luxusgesetzen aller Art. Das älteste, von dem wir Kunde haben, fällt in das Jahr 1524 und suchte einer entschiedenen Unsitte zu steuern, indem es befahl, daß bei Kindtaufen nicht „über vier Weiber mit der Kindbetterin essen“, und daß die Weisungen (das sind Geschenke an die Wöchnerin), „welche dem armen Volk ein großen, unnützen Kosten gemacht, hinfüro gar abgestellet werden sollten“.

Das Jahr 1524 war es auch, welches den Buchdrucker Georg Erlinger nach Wertheim übersiedeln sah. Dieser hatte vorher in Augsburg, dann in Bamberg seine Druckerei gehabt und besonders an letzterem Orte durch den Druck evangelischer Flugblätter und Predigten der neuen Lehre wesentliche Dienste geleistet. Der päpstliche Nuntius sah sich Ende 1523 veranlaßt, den Bambergern zu befehlen, sie sollten „ihren verkehrten Buchdrucker bessern, welcher, als zu glauben, mit Geld durch die Lutherischen verruckt ist“. Erlinger mußte hiernach seinen Stab weitersetzen und wurde nun vom Grafen Georg für Wertheim gewonnen. In gräflichem Auftrage druckte er hier 1524 eine Evangelien-Harmonie mit Benutzung der lutherischen Uebersetzung. Es war ein stattlicher, mit des Grafen Wappen versehener Quartband, den bei der zweiten Auflage Melanchthon einer Vorrede würdigte, ein Werk, das den Bedürfnissen des kräftig erwachten kirchlichen Lebens in erfreulichster Weise entgegenkam. Aber auch diesen bedeutenden Geschäftsmann beherbergte Wertheim nur kurze Zeit; sobald er konnte, kehrte er nach Bamberg zurück.

Während so im Innern die junge Kirche sich ausbaute, mußte sie auch nach außen sich vor Beeinträchtigung ihrer

Entwickelung zu wahren suchen. Auf dem Nürnberger Reichstage vom Jahre 1524, wo der Graf sich „als standhafter Bekenner mit dargestellt hatte," war bestimmt worden, man wolle dem Wormser Edikt (von 1521) „so viel möglich geleben," zugleich aber hatte die Versammlung die Forderung nach einem Concil wiederholt; die Stände sollten inzwischen zuhaus ihre Ratschläge über eine endgültige Entscheidung der Religionsfragen vorbereiten und noch im nämlichen Jahre zu Speyer sich beraten, wie man es bis zu jenem Conzil zu halten habe. Dieser merkwürdige Beschluß hatte der öffentlichen Besprechung von Glaubenssachen, welche durch das Wormser Edikt ausdrücklich für strafbar erklärt war, wieder freie Bahn eröffnet. Alsbald entfalteten denn auch die evangelischen Stände Frankens eine eifrige Thätigkeit, sie begriffen, daß sie der Zeit wohl wahrzunehmen hätten. Am 24. August traten sie zu Windsheim zusammen. Graf Georg mit seinem jugendlichen Sohne Wilhelm war auch zur Stelle. Casimir von Ansbach legte 23 Artikel vor, als Auszug dessen, „was in allen neuen Lehren und Büchern disputierlich befunden." Man beschloß, diese Artikel in den verschiedenen Herrschaften „etlichen ehrbaren, geistlichen und weltlichen Räten vorzulegen, welche ihren Ratschlag nach gemeinsamer Beratung in Schrift verabfassen sollten." Am 12. Oktober gedachte man dann zu Rothenburg diese verschiedenen Ratschläge zu vergleichen und daraus einen „ansehnlichen" gemeinsamen Ratschlag des fränkischen Kreises für den kommenden Reichstag zu verfassen.

Mit bestem Gewissen war man bei der vom Reiche selbst verordneten Arbeit — da fuhr ein kaiserliches Machtwort dazwischen, das von Ausführung der Nürnberger Beschlüsse abzustehn befahl und jede öffentliche Besprechung der Kirchenfrage verbot. Aber wer gab dem Kaiser das Recht, so gegen alles Herkommen eine in bester Form zu stande gekommene Anordnung des Reiches umzustoßen? Bekamen nicht damit die Stände einen Vorwand, sich auch ihrerseits um des Kaisers und Reiches Ordnungen nicht zu kümmern? So war es. Auch die fränkischen Herren und Städte wußten es mit ihrem Begriff von Gehorsam

zu vereinbaren, daß sie nun doch im Oktober zu Rothenburg zusammentraten und ihre inzwischen gefertigten Ratschläge austauschten. Diese Ratschläge sandten sie sich später gegenseitig zu, und so ist uns der Wertheimische in demjenigen Exemplare erhalten, das Graf Georg im Namen „verschiedener Grafen und Herren" dem Grafen von Henneberg überschickte, nachdem er es mit einem eigenhändigen Vorwort und mehrfachen Randbemerkungen versehen hatte.

Dieser Ratschlag ist weniger eingehend, auch minder eigenartig in Form und Inhalt, als z. B. der entsprechende Ratschlag der Ansbacher, der Luthern „fast wohl gefiel und ihm eigene Münze und des rechten Schlages deuchte." Doch zeigt auch er eine staunenswerte Kenntnis der Schriften alten und neuen Testaments, die in höchst gewandter, schlagfertiger Weise verwertet werden. Bezeichnend für dieses Wertheimer Glaubensbekenntnis ist ein ungewöhnlich bestimmter, stellenweise geradezu stürmischer Ton, der es uns, wie auch sonst mancherlei, nahe legt, daß unter den „gelehrten Personen," von denen Georg den Ratschlag zugestellt erhielt, in erster Linie an unseren Kolb zu denken ist.

So recht in Kolbs Sinn wird gleich eingangs ein Hauptnachdruck darauf gelegt, daß die Kirche „an dem klaren göttlichen Wort ohne alle menschliche Zusatz hafte." Ebenso erkennen wir Kolbs Geist in der eindringlichen Art, wie für alle gottesdienstlichen Handlungen die deutsche Sprache gefordert wird: „Ist denn die lateinisch Sprach heiliger denn die deutsche, da doch weder Christus noch die Apostel lateinisch Meß gehalten haben? Nein, jede Versammlung soll in eigener, verständiger Sprach das Evangelium brauchen, damit die ungelehrten Umstehenden mögen mit Verstand Amen sagen, sunst ist ihnen kein Nutz, denn sie werden nichts daran gebessert."

Wir erfuhren bereits (s. S. 20), daß Kolb den Gebrauch von Monstranzen verwarf. So erklärt er sich auch im neunten Artikel des Ratschlags mit größter Entschiedenheit dafür, daß „das Sakrament in Gegenwart des Hungrigen mit Sprechung göttlichen Wortes konsekriert werde, denn der Mensch solle tausendmal mehr aufs Wort denn auf die sichtigen Zeichen achten."

Luther „achtete es nicht zu verdammen, so jemand Bildlein malen läßt oder hätte, sintemal auch Christus die Münze des Kaisers gehen ließ und auch selbst gebrauchte, da doch Bilder aufstunden." Die fränkischen Stände dagegen, in alttestamentlicher Strenge, erklärten einstimmig, „kein steinlein oder hülzen Bild soll man haben zum christlich Wesen gehörig," und besonders eifert Kolb in seiner nüchternen, vielfach an Zwingli erinnernden Weise dagegen: „Dieweil das alte Testament mit allen Cerimonien fast gar äußerlich und leibliche gewesen und nichts desto weniger Bildnus zu halten verboten war, wieviel weniger werden sie dann itzt im neuen Testament zu gedulden sein, wie dieses gar geistlich und innerlich sich allein im Geist und Wahrheit hält." „Sprechen aber etlich, die Bildnus reizen zur Andacht. Antwurt: es muß eigentlich eine hulzern und steinen Andacht sein, die von hulzen und steinen Götzen ins Herz gegeben wurt ..." „Und was ist das anderst dann Holz und Stein für Gott anbeten, so wir das bei einem Götzen suchen, das uns allein der einig Gott geben kann, als da ist ein andächtig und inbrünstig Herz, gute Gedanken und Besserung unsers Lebens. Der Mensch mag sich nit bessern, ihn bekehr denn Gott und wir suchens bei Holz und Stein. Pfui zum Teufel mit der lästerlich und gleißenden Abgötterei!"

Der friedliche, stetige Fortgang des Wertheimer Reformationswerks erlitt im Jahre 1525 eine schwere Störung; der Bauernkrieg fuhr über das Land. Ihn müssen wir, da Graf Georg in hervorragender Weise darein verwickelt wurde, etwas eingehender behandeln.

Der Bauernkrieg. So erfreulich im allgemeinen das Bild war, das wir früher von der rechtlichen Stellung und Wohlhabenheit der Wertheimer Bürger entwerfen konnten, so traurig war fast ausnahmslos die Lage der halbfreien Bauern und der an die Scholle gebundenen Knechte auf dem platten Lande. Sie mußten den Großen weltlichen oder geistlichen Standes Hand- und Spanndienste thun, mußten ihnen, wenn sie pürschen gingen, womöglich über den eigenen Acker das Wild zutreiben, wenn

nicht gar noch schlimmere Frohnden leisten. Vor allem waren sie verpflichtet, einen ansehnlichen Bodenzins, den Zehnten ihrer ganzen Ernte, ungezählte andere Abgaben zu entrichten, die von harten Herren nach Willkür in die Höhe geschraubt werden konnten. Wenig kümmerte es den Gutsherrn, ob ein Wetter des Bauern Ernte vernichtet, ob unter seinem Vieh eine Seuche gewütet — mit Spießen trieb er wohl gar seine Renten ein und war mit Pfändung seines Schuldners rasch bei der Hand. In seiner Not verkaufte der Bauer sein Getreide auf dem Halm oder nahm zu ungeheuren Zinsen (80 und mehr %) Geld beim Juden auf, — viel Land blieb ungebaut, weil der überschuldete Bauer doch nichts beim Anbau für sich verdient hätte.

Und wie wenig Rechte besaß der kleine Mann! Nicht einmal heiraten durfte er nach Gutdünken; starb er aber, so verschlang die Erbschaftssteuer ein Drittel und mehr seiner Ersparnisse, und jedenfalls fiel das beste Stück seines Nachlasses dem Herrn zu. Die Großen der Erde fochten Fehde über Fehde aus — der die Zeche hüben wie drüben bezahlte, war wiederum der Bauer. Aber das Schlimmste war doch, daß er das Bewußtsein hatte, von den anderen Ständen mißachtet zu sein, bei ihnen vielfach nur für einen Zwitter zwischen Mensch und Tier zu gelten, gegen den jede Mißhandlung erlaubt sei. Die Kirche, welche christliches Verhalten gerade gegen diese Aermsten hätte lehren sollen, auch sie hatte den rechtlosen Bauern im Stich gelassen. Nicht einmal unter dem Krummstab war für ihn gut wohnen, ja die geistlichen Herren erwiesen sich oft als die unbarmherzigsten.

Im Tauberthale war die Lage der Bauern so drückend als nur irgendwo sonst in Deutschland. Die ländliche Verschuldung scheint hier besonders groß gewesen zu sein; die Landlose waren ungewöhnlich zersplittert, so daß der Bauer kaum auf die Kosten des Anbaues kam. Aus einer Verordnung des Grafen Georg vom Jahre 1528 ersehen wir, daß in der That viele „Hofreiden" in der Grafschaft trotz aller Strafandrohung ungebaut blieben. Und wenn wir ferner hören, daß vom Grafen Johann III. während

seiner 43-jährigen Regierung (1454—97) mehr als 100 Fehdebriefe ausgestellt wurden, so bedeutet das nach Obigem eine ungeheure Last Kriegsschäden für seine Bauernschaft. Thatsächlich ist denn auch der Taubergrund ein Hauptherd der agrarischen Gährung, die schließlich zum großen Bauernkriege führte; hier wetterleuchtete es schon 50 Jahre früher in der allerbedenklichsten Weise.

Etwa zwei Stunden oberhalb Wertheims liegt an der Tauber das freundliche Dorf Niklashausen, von Rebbergen eingesäumt. An einem Sonntage verbrannte hier Hans Böheim, ein unwissender Hirt, der vordem auf Kirchweihen aufzuspielen pflegte, vor der Ortskirche seine Handpauke, womit er früher zu Tanz und Lust geladen hatte, und begann von Stund an zu predigen „wider die Obrigkeit und Klerisei, auch spitzige Schuh, ausgeschnittene Goller und lange Haare." Alles „Sondereigen" erklärte er für sündhaft; der Kaiser ist ihm ein Bösewicht, „auch mit dem Papste ist es nichts." Es war husitischer Sozialismus, „böhmisches Gift," das er mit feuriger Lebendigkeit dem armen Volke beibrachte. Rasch verbreitete sich der Ruf des neuen Propheten, der so unerhört kühn eine völlige Umwälzung auf politischem und sozialem Gebiete zu fordern wagte. Er selbst erzählte von Erscheinungen, die ihm geworden, das Volk von Wundern, die der „heilige Jüngling" vollbracht haben sollte. Aus immer weiteren Fernen kamen die „Waller" nach dem Tauberdorfe gezogen, lagerten zu vielen Tausenden auf freier Wiese und lauschten dem „Evangelium" des Mannes, der Abhilfe versprach von den schweren Schäden, die sie alle bedrängten. Zogen die Wallfahrer dann heimwärts, so brachten sie wohl eine Reliquie von dem neuen Heiligen mit, jedenfalls aber die volkstümlichen Lieder, in die der „Pauker" seine Umsturzlehren geschickt zu kleiden wußte. Diese „Kreuzlieder" verbreiteten das Gift bis in die fernsten Lande; nicht nur Würzburg zitterte vor den Heerscharen der Waller, selbst in Rom schauderte man eine Zeit lang vor dem fränkischen Bauernjungen. — Das Ende des Propheten war kläglich und bar jeder Größe. Sterbend verleugnete er sein Werk. Und doch, und obgleich seine Lehre sofort mit allen Mitteln

erstickt wurde, mancher Klang, den er den „armen Teufeln" vom gleichen Recht für alle gesungen, kam ihnen nie wieder aus den Ohren.

Nach dieser Sturmpredigt war es lange scheinbar ruhig; doch die Ruhe war voll Gewitterschwüle, voll Ahnung einer nahen, schrecklichen Entscheidung. Immer mehr erwachte der gemißhandelte Stand zum Bewußtsein seiner Lage; dazu kam der erschütternde Eindruck, welchen der von Luther begonnene Kampf gegen böses Herkommen auf die breiten Massen machte. Die Bauern glaubten sich auch für ihre Sache auf das Evangelium berufen zu können, ihre Bewegung bekam etwas wie religiöse Weihe.

Im Jahre 1525 brach es los. Nahe den freien Bauerngemeinden der Schweiz im äußersten Süden Deutschlands begann der Aufstand und wälzte sich von da, lawinenartig anschwellend, nordwärts. Als die Aufrührer ihre Haufen ins unermeßliche wachsen sahen, da wurden sie bald zügellos; schlimme Gesellen setzten sich an die Spitze der Bauernscharen, die nun fürchterlich hausten, Burgen und Klöster zerstörten, Ritter und Geistliche zu Tode marterten.

Anfangs Mai zog von Rothenburg der „helle", von Amorbach der „schwarze Haufe" gegen Wertheim heran. Auch die gräflichen Bauern waren bereits von der Bewegung angesteckt, hatten die Klöster des Landes geplündert, auch dem Grafen selbst viel Schaden gethan und im festen Mauerkranz der Dorfkirche von Dertingen ein Lager bezogen. In dieser Not, umringt von Feinden, bedroht von den eigenen Unterthanen, ohne Aussicht auf Hilfe, entschloß sich der Graf, „der Bauern Lied zu singen." Viele seiner Standesgenossen hatten in gleicher Bedrängnis dasselbe gethan; beim Amorbacher Haufen traf er bereits einen seiner adligen Lehensmänner, den durch Göthe so berühmt gewordenen Götz von Berlichingen. Sie waren alte Bekannte. Götz verkehrte viel in Wertheim, er hatte seinem Lehensherrn noch kürzlich bei dem Strafvollzuge gegen einen Raubritter gute Dienste geleistet. Schon Georgs Eltern hatten mit Götzens in regem Verkehr gestanden, hatten nicht nur Briefe politischen Inhalts, sondern gelegentlich auch Kochrezepte ausgetauscht; die Götzin hatte

noch unlängst eine Probe gebrannten Wassers an die Gräfin gesandt und sich dafür, „denn ihr ist nichts umsunst," ein „Schwein Wildbret" ausgebeten, das Graf Michael, „der nit als gern Säu aß," schwerlich abschlug. Kurz, die beiden Familien standen sich nahe, und als nun Georg nach Amorbach entboten wurde, um sich mit dem „Haufen" zu vertragen, da ritt ihm Götz bis Miltenberg entgegen. Sie klagten hier einander ihre Not: „dem Grafen," so erzählt Götz in seinen Denkwürdigkeiten, „ist es wahrlich ein Kreuz gewest, sich mit dem Volke zu vertragen, so er doch zur Enthaltung seiner Herrschaft nach Rat seiner Verwandten Vertrag an müssen nehmen." Sie hätten beide gesucht, „die Sach uf gut Weg zu bringen," aber der „ziemliche Vorschlag," zu dem sie die Aufrührer vermocht hätten, sei dann später durch böse Gesellen wieder umgestoßen worden. Schade, jammerschade, daß die Aufzeichnungen des alten Reitersmannes mit der eisernen Hand nicht immer zuverlässig sind, sonst wäre Georgs Uebertritt zu den Bauern keinerlei Mißdeutung ausgesetzt gewesen. Aus anderen, dem Grafen weniger holden Quellen erfahren wir nämlich, daß er dem Bauernheere Geschütz und Munition stellte und an der Spitze eines Fähnleins, des besten, wie er selbst wohl rühmte, mit gen Würzburg zur Belagerung des Frauenberges zog. Eine Zeit lang scheint es ihm hier großer Ernst um die Sache der Bauern gewesen zu sein, ja man kann sich nicht ganz des Eindrucks erwehren, daß er sich von seinem Bündnis mit den „heillosen Leuten" vorübergehend wohl gar persönlichen Vorteil versprach.

Die Belagerung des Frauenberges zog sich hin, Entmutigung begann unter den Aufrührern sich zu regen, Mißtrauen gegen die Führung wurde laut. Auch Georg erfuhr den schnöden Undank der enttäuschten Menge, tief gekränkt über gemeine Verdächtigung verließ er das Bauernheer. Es war die höchste Zeit, denn bereits war die Sache der Bauern unaufhaltsam im Niedergang begriffen. Bei Königshofen an der Tauber wurden ihre zuchtlosen Scharen vom Truchseß von Waldburg aufs Haupt geschlagen, und nun begann die unmenschliche Rache, die gegen 100,000 Menschen das Leben kostete und weite Gebiete verödete.

Von den Adeligen, die der Sache der Bauern sich angeschlossen, wurde nur Götz zur Strafe gezogen. Er erzählt uns selbst, wie er kurz vor dem Termin seines Verhörs zu seinem „gar vertrauten und gnädigen Herrn Georg“ nach Wertheim kam: „Gegen dem Abend, da wir schon zu Nacht gessen hetten, schickt Herr Graf Jörg einen zu mir in die Herberig, daß ich sollt am Morgen zum fruhsten droben im Schloß bei ihrer Gnaden sein; das thät ich, fand auch ihre Gnaden schon auf mich warten, denn er war ein emsiger Herr in seinen Sachen, und bot mir die Hand, empfing mich und fragt in allem Guten und treuer Meinung, ob ich mich stellen wollt gen Augsburg oder nit. — Da sagt ich: ja. — Da widerriet er mirs ... und sagt, ob ich mich aber stellen wollt. — Da sagt ich, ich will mich stellen, sollt ich wissen, daß sie mich zu unterst in Turn werfen, denn ich weiß mich der bäurischen Ufruhr halben unschuldig. — Da fuhr er weiter heraus: er wollt mich nit verhalten, daß Befehl von den Bundesständen verordnet wär, alsbald ich in der Herberig absäß, so sollt man mich nehmen und in Turn werfen. Wie mir,“ so schließt Götz seinen Bericht, „der gut fromm Graf sagte, also ging mirs später.“

Georg hat seinen Genossen vom Bauernkriege her auch vor der Welt nachträglich nicht verleugnet, so groß auch sein Interesse sein mußte, jeglichen Zusammenhang mit dem Aufruhr und dem vielfach anrüchigen Götz abzubrechen. Beispielsweise hat er sich bei seinem Schwager, dem Truchseß, in einem noch erhaltenen Briefe aufs wärmste für den Ritter verwendet; doch seine Vorstellungen drangen nicht durch, und so wurde an Götz ein Exempel statuiert.

Georg selbst, der Günstling des Kaisers, der Schwager des Truchsessen, entging jeglicher Strafe. Der Markgraf von Ansbach und andere mächtige Freunde hatten mit Erfolg für ihn gut gesprochen. Zwar wurde am 27. November 1525 beim Kammergericht eine Klage gegen Georg eingereicht, doch dieser erwiderte, seine Unterthanen seien die ärgsten gewesen, er habe sich nicht anders zu helfen gewußt, wobei sich das Gericht beruhigte. Noch in demselben Jahre finden wir ihn auf dem Reichstage zu Augs-

burg; er schreibt wohl von dort seinem Vater: „Gott geb Gnad, der Reichstag wird Uffsehens bedurfen," doch ging alles gut. Und als zwei Jahre später der Kurfürst von der Pfalz auf einem Tage zu Heidelberg die vielfachen Irrungen, die zwischen Würzburg und Wertheim infolge des Bauernkrieges entstanden waren, beizulegen suchte, da wußte Georg auch ihn zu überzeugen, daß er „us bezwungener Notdurft gehandelt habe und nit anders, dann wie einem frummen Grafen zugestanden."

Während anderwärts die niedergeworfenen Bauern in blinder Wut hingerichtet oder unerhört gebrandschatzt und nun erst recht mit Abgaben belastet wurden, hat Georg, vielleicht mit im Gefühl der eigenen Schuld, „große Mildigkeit erzeigt dem thörichten Volk, welches sich zu Zeit der Ufruhr wider die fromme Herrschaft erregt, also daß er mit hoher Vernunft die Unschuldigen von den Schuldigen unterscheidet." Auch hat er als guter Landesvater nicht Mühe noch Kosten gescheut, um seine Unterthanen zu befreien „von der beschwerlichen Schatzung der anstoßenden Herren, welche unträglich wäre gewesen dem armen Volk in diesen Jahren." So war er eifrig und weise bemüht, die schlimmen Nachwehen dieses wilden Krieges seinem kleinen Lande möglichst zu ersparen. Und bald sehen wir ihn auch wieder mit erneutem Eifer bei seiner Lieblingsarbeit, dem Werke der Reformation, thätig. Waren schon seine früheren Mitarbeiter, ein Strauß, ein Kolb, bedeutende Persönlichkeiten, wie man sie in dem kleinen, abgelegenen Städtchen kaum suchen sollte, so gilt das erst recht von Kolbs Nachfolger;

Johann Eberlin von Günzburg a. d. Donau (1470[?] bis 1531[?]). Nächst Luther und seinen Wittenberger Genossen hat in der ersten Reformationszeit kaum einer so tief auf das deutsche Gemüt eingewirkt, wie dieser Eberlin. Gleich Luther trat auch er aus der Klosterzelle heraus unter das Volk, nachdem er wie jener in eifrigster Abtötung des Fleisches Gerechtigkeit gesucht und nicht gefunden hatte. Eine begeisterungsfähige Natur, war er als junger Barfüßer-Mönch für die Lehre des hl. Franziskus

Feuer und Flamme gewesen und hatte sie unter großem Zulauf des Volkes an mehreren Orten gar „abenteuerlich“ angepriesen. Da erhob Luther seine Stimme — und aus dem großen „Pfaffenpreiser“ ward wie mit einem Schlage ein Todfeind der Papstkirche. Wie Schuppen fiel es ihm plötzlich von den Augen, entsetzt sah er die trostlose Verkommenheit seines bisherigen Ideals; in leidenschaftlicher Entrüstung und mit aller Unduldsamkeit, die er in der Mönchskutte gelernt hatte, fuhr er nunmehr gegen seine früheren Standesgenossen los.

Verjagt aus dem Orden, ein „ausgelaufener Mönch“, zog er seit 1521 durch die deutschen Lande, überall die neue Lehre verkündend, nirgends lange von der weltlichen und geistlichen Obrigkeit geduldet. Aber das Volk lief dem eigenartigen, grundehrlichen Schwaben jetzt mehr zu denn je. Besaß er doch in seltenstem Maße die Kunst, auch den Kleinen im Geiste verständlich zu sein, also daß seine Gegner klagten, „er könne eine ganze Provinz verführen.“ Große Gelehrsamkeit war nicht seine Sache; aber durch heiligen Eifer für die Wahrheit, durch herzliche Wärme und unverwüstlich gute Laune, durch eine große Begabung für anschauliche, lebensvolle Darstellung packte er unwiderstehlich. So war Eberlin ausgestattet mit allen Gaben eines hinreißenden Volksredners, aber nie erniedrigte er sich zum gewissenlosen Volksverführer. Durch sein ganzes Wesen geht ein vornehmer Zug, der ihn jederzeit glücklich vor der Beteiligung an gemeinen Bestrebungen bewahrte.

Gedrückte Stimmung war dem Vielverfolgten fremd: „Hindurch mit Freuden,“ „Ich hoff' und harr',“ „Zeit bringt Röslein,“ das waren die Wahlsprüche dieser liebenswürdigen Natur. Weder eine harte, elternlose Jugend, noch ein verfolgtes, ja gehetztes Wanderleben haben diese freudige Zuversichtlichkeit zu knicken vermocht.

Vielleicht noch mehr als durch seine Predigten ergriff Eberlin die Zeitgenossen durch seine volkstümliche Schriftstellerei, worin er Muster und Meister war. Selbstverständlich schrieb er deutsch; nicht von den Gelehrten, sondern von der ganzen „teutschen Nation“ wollte er gelesen sein. Ueber 20 Druckschriften, z. T. in mehrfachen Auflagen,

schickte er in die Welt. Flugblätter waren es, jene weithin wirkenden Zeitungen des 16. Jahrhunderts, die so wesentlich die neue Zeit heraufführen halfen. Wie Luther weiß auch Eberlin in diesen Blättern Ernst und Spott, Scherz und Andacht, Geschichte und Fabel gar anmutig zu mischen. Seine Schreibweise hat noch für uns etwas Fesselndes. Höchst anschauliche, liebevoll ausgemalte Bilder, Fragen und Antworten in munterem Wechsel beleben die Rede, ein unleugbarer Hang zum Seltsamen, der sich schon in der Wahl der Titel kund giebt, reizt die Neugier. Aber die Hauptsache war, daß seine Schriften alle Fragen, welche des Volkes Seele damals aufs tiefste ergriffen, in eigenartiger Weise ohne „Furcht vor den großen Hansen" zur Sprache brachten. Eberlin darf hierin entschieden mit Luther selbst verglichen werden, zu dessen Schriften sich die seinen oft wie ein getreues Echo verhalten. Er kommt Luther in vielseitiger Erfassung der Zeit- und Streitfragen ganz nahe, er geht in seinen Reformvorschlägen sogar weiter, freilich auch manchmal zu weit.

Eberlin erkannte „des armen Mannes Beschwerde" wohl und sie ging ihm „nahe zu Herzen." Er denkt wie Luther viel über die wirtschaftlichen Aufgaben seiner Zeit nach, er sammelt fleißig Zahlenangaben über Bevölkerungsdichtigkeit, über Aus- und Einfuhr und ähnliches, um seine Reformvorschläge damit zu stützen. So führt eine seiner anziehendsten Schriften den Titel: „Mich wundert, daß kein Geld im Lande ist" und behandelt den angeblichen Geldmangel in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts. Eberlin wie alle seine Zeitgenossen verkannte nämlich, daß der gesteigerte Ertrag der deutschen Silberbergwerke an der Entwertung des Geldes und dem damit zusammenhängenden Preisaufschlage schuld war. Nach seiner Ueberzeugung hatten vielmehr die Kaufleute, welche soviel Geld für fremdländische Luxuswaren ins Ausland führten, das Elend hauptsächlich verschuldet; gegen sie, „die uns so heimlich verleckern," verlangt er strenge Einfuhrverbote; desgleichen will er die „Fuggereien", jene großen, die Einfuhr fremder Waren betreibenden Gesellschaften, gänzlich abthun, die Zahl der müßigen Bürger, als Pfaffen, Mönche,

Landsknechte möglichst beschränken, auch den Zinskauf und die Gült auf liegende Güter, weil der Ackerbau dadurch leide, verbieten.

Lebhafte Teilnahme wendet er der Armenpflege zu. Spenden für die Armen erklärt er für nützlicher als Geldsteuer zu Kirchenbauten. Die „marmelsteinernen Tempel" sind ihm ein Aergernis, so lange es mangelt an Siechhäusern für das kranke Volk. In diesen sollen kranke „Ehehalten" (das sind Dienstboten) zwei Monate umsonst verpflegt werden.

Wie dieser menschenfreundliche Vorschlag, so mutet uns noch vieles andere bei Eberlin ganz modern an. Beispielsweise erhebt er allerhand gesundheitspolizeiliche Forderungen, denen selbst heute noch nicht allerwärts genügt wird. Die Kirchhöfe weist er vor die Stadtmauer, in den Städten dringt er auf Verbreiterung der Gassen; fremde Bettler sollen, um keine ansteckenden Krankheiten einzuschleppen, vor der Stadt gespeist und beherbergt werden.

In Eberlins Vorschlägen zur Neuordnung des geistlichen und weltlichen Standes überrascht das durchaus moderne Bestreben, dem Gemeinwesen der Zukunft eine möglichst einfache Einrichtung und Ordnung zu geben. Weit eilte er seinem Jahrhundert voraus, wenn er unter anderem progressive Einkommensteuer und einheitliche Gestaltung von Maß und Münze für alle deutschen Lande forderte.

Von geradezu grausamer Strenge ist Eberlin gegen jede Unsittlichkeit und manche Uebertreibung hat er sich auf diesem Gebiete zu schulden kommen lassen, wie es überhaupt dem hohen Schwunge seines Geistes wohl passiert, daß er Unausführbares in Vorschlag bringt. Ehebrecher z. B. sollen nach Eberlin getötet, wer dem Zutrinken fröhnt, ertränkt werden, Gotteslästerer sollen aller Ehre bar sein, wer falsch schwört, öffentlich mit Ruten gezüchtigt werden. Die „reizlichen, schandbaren Kleider" an Mann und Frau sind abzuthun. Und wie eifert er gegen den Müßiggang, diese „Pfütze aller Laster!" Von staatswegen will er ihn bestraft wissen. Natürlich sind in seinen Augen Wallfahrten „unrecht", wie alle dem Müßiggang verwandten Andachts-

übungen: „Blibst am Werktag wohl daheim an deiner Arbeit, hast nüt in der Kirchen zu schaffen.“ Bei Kopfabhauen verbietet er außer dem Paternoster andere, zeitraubende Gebete zu lehren.

Er will ein arbeitsames, mäßiges Volk; darum soll unmäßige „Zehrhaftigkeit“ angezeigt und ihr bald entgegengetreten werden. Desgleichen ein mutiges, mannhaftes Volk; „welcher nit williglich stirbt, den soll man nit begraben zu andern Christen.“ „Bei großer Pein sollen alle Mann lange Bärt tragen, keiner soll sein Angesicht glatt haben als wie ein Weib.“ Das Tanzen will er dem jungen Volk nicht ganz verwehren, doch nur an drei Nachmittagsstunden eines Wochentags, nicht an den Sonntagen sei es zu gestatten. An diesen mag nach Tisch „ein Biedermann zu dem andern in Freundschaft gehen oder aber sonst spazieren.“

Luxus ist ihm überall verhaßt, auch wo er, wie in den Kirchen, gleichsam Gottes Ehre dient. Er konnte nicht vergessen, wie das gewissenlose Geldeintreiben für den römischen Prunktempel den Anstoß zur Kirchenreform gegeben hatte. In schärfstem Gegensatz zum prachtliebenden Rom verlangt Eberlin, „alle sundere Kostlichkeit soll von der Kirche ab sein.“ Hohe Türme, Glasgemälde, Chorgestühl und Meßgewänder, ja selbst die Glocken sind ihm eitel Luxusgegenstände. Den Ulmern mutet er unbedenklich zu, ihren stolzen Dom in ein „lustig Spital“ umzubauen, und was dergleichen mehr. Glücklicherweise dachte Luther weniger nüchtern und rettete unserem Gottesdienst wenigstens einen Teil des künstlerischen Schmuckes, durch den die alte Kirche so manches Gemüt bezauberte und noch bezaubert.

Eberlin ist als warmer Freund des gedrückten armen Mannes ein grimmiger Feind aller derer, die von des Volkes Not sich nähren. Auf die Juristen, welche die Rechtshändel über ein Jahr hinausziehn, war er ebenso erbost wie auf die Bettelmönche, welche alljährlich so viele Tausende außer Landes tragen. Er nimmt keinen Anstand, sich zu der alten, seit Hans Böheim nicht mehr verstummenden Bauernforderung zu bekennen, daß „Gewild, Vögel und Fisch jedermann gemein sein soll für sein Not

zu fahen; auch Holz soll jedermann freistehn für seine Notdurft sich zu hauen.“ In seinem heiligen Zorn gegen die „Trügereien“ des Klerus hat er manchen Ausspruch gethan, der wenig geeignet war, die im Volke schlummernden Keime des Klassenkampfes zu ersticken. So erklärte ers in einer seiner Schriften für unausbleiblich, „daß die Bauern einmal erhenken und ertränken alle Pfaffen, gute und böse mit einander, und daß die frommen Deutschen alle Bettelmönche zu Tode schlagen oder wieder dem Papst heimschicken, daß er sie halte in seinem Lande.“ Gewiß hat er solche Zornausbrüche nicht als Aufforderungen zum Priestermord gemeint, vielmehr nur als Prophezeiungen, die sich ja auch in der Folge schrecklich erfüllten. Auch hat er gleichzeitig gar eindringlich vor dem großen Frevel gewarnt, „daß man Mutwillen wolle decken unter dem Namen Christi, daß man der Pfaffen Gut nachstelle, so doch ein so böses Gut sei, daß kein Nutzen daraus folgen mag.“ Aber ein Erbitterter hört nur, was er hören will; Eberlins Poltern war bei den damaligen Zeitläuften höchst gefährlich, den Vorwurf können wir ihm nicht ersparen, das hat er auch selbst bald in bitterer, doch heilsamer Reue sich gestanden.

So leidenschaftlich aufbrausend, so übertrieben in seinen Reformplänen, so geneigt auf „jähe, scharfe Handlung“ war Eberlin, als er nach vielen Irrfahrten in Süddeutschland 1522 nach **Wittenberg** kam. Seinem Naturell sagte von den Dortigen zunächst Karlstadts abenteuerliche Lebhaftigkeit am meisten zu, doch bald siegte Luthers und Melanchthons Einfluß. „Ich kam gen Wittenberg und meinte, ich wüßte viel im Evangelio, aber da ich mich mit den Wittenbergischen besprach, da kund ich nichts.“ Er wird bald an Melanchthons Tische zugelassen, „wo jeder Tischgenoß, der einen Fluch oder Schelten begeht, einen Pfennig geben muß.“ „Ich danke meinem Gott,“ schreibt er später, „daß er mich geführt hat zu dem frommen Herrn Melanchthon, der die Schwarmgeisterei in mir gestraft hat und mich treulich gelehrt Bescheidenheit. Und welche Luthers Lehre und Bücher fleißig lesen, die werden auch nichts anderes darinnen finden.“ „Ich habe Luthers Predigt

oft und viel gehört, bei ihm lange gewohnt und habe erfahren, daß er ein ehrbares, bürgerliches Leben führt, ein hochgelehrter Mann ist." „Alle, welche nicht geblieben sind auf Luthers Lehr und Straße, die haben nit viel Gutes ausgerichtet. Auf das Fundament, von Luther gelegt, möchten wir wohl bauen gute christliche Lehre, ehrbare, züchtige Sitten, aber ich habs an mir selbst erfahren, daß der Teufel treibet zu solchem Poltern, auf daß er guten Glimpf habe, unsere Lehre gar abzutreiben. Der geringste Teil ist nicht so weise, so klug, so gelehrt, so erfahren, so fromm, so bewährt, als Luther ist."

Der Aufenthalt zu Wittenberg in unmittelbarem, trautem Verkehr mit den großen Reformatoren leitete für unsern Eberlin in jeder Hinsicht einen neuen Lebensabschnitt ein. Kein schöneres Zeugnis läßt sich für Luthers und Melanchthons hohe Größe denken, als die läuternde Wirkung ist, die sie auf den doch nicht mehr jungen Eberlin ausübten. Andererseits spricht die Wärme, die neidlose Bewunderung, mit der sich dieser dem Einflusse der gleichaltrigen Männer hingab, für Eberlins grundbescheidenes Gemüt. Wie schon bemerkt, sein voriges Wesen war ihm jetzt bitter leid. Schonungslos geht er mit sich und seinen früheren Schriften um: „Ich wollte, ich hätte meine Predigten mit dem Munde allein ausgerichtet und nicht mit der Feder. Mir gefällt fast übel an mir selbst und an andern das verfluchte Schelten in Geschriften und in Worten; ich hab viel Schiff damit verführt. Täglich seufze ich, wie ich möge im Christentum frömmiglich leben, aber es geht leider noch wenig von statten."

Luther sandte ihn 1524 nach seiner lieben Stadt Erfurt, wo viel Streit unter den Evangelischen selbst entbrannt war, viel Neigung zu weiterem „Pfaffenstürmen" (s. S. 17) sich in der Bürgerschaft bemerklich machte, überhaupt die denkbar unerquicklichsten Zustände herrschten. Hier sollte sich der geläuterte Eberlin bewähren. Auf unbesoldetem Posten wartete er hier ein Jahr lang, „wohin ihn Gott berufen, wozu er ihn haben wolle." Des Argwohns und böser Verläumdungen wegen heiratete er jetzt auch. „Blutedel, aber arm, doch sittig und hübsch" war sein Weib.

Er ist zu Erfurt, wie er selbst von sich sagt, „ganz sanft“ geworden und läßt Gott walten; damit schaffe er mehr Nutzen denn mit allem Schelten und Toben. Seine Einstandspredigt zeigt in der That, daß alles Poltern überwunden ist, daß es ihm jetzt einzig auf die Besserung seiner Hörer ankommt. Er lehrte vor allem die zu Erfurt seltsame Weisheit, daß „mehr gehört zu einem Christen als Pfaffenschelten und Nichtbeichten.“ Die sichere Ruhe des auf fester Ueberzeugung fußenden, geprüften Glaubens ist jetzt über diesen unruhigen Wanderprediger von ehedem gekommen. Eine schöne Schrift, die er in Erfurt verfaßte, zeigt so recht die ungeheure Wandlung, die mit ihm vorgegangen ist. Er betitelte sie: „Wie sich ein Diener Gottes in all seinem Thun halten soll, sonderlich gegen denen, welchen das Evangelion zuvor nicht gepredigt ist, daß sie sich nicht ärgern“ und giebt darin eine vollständige Anleitung zur Seelsorge, frei von aller streitlustigen Schärfe, nur aufbauend, nicht einreißend, ein Kleinod von ungeschminkter Menschenliebe, voll Mildigkeit und Bescheidenheit. Fast auf jeder Seite finden wir Ansprechendes, was bei Schriften aus jener Zeit nicht gerade häufig der Fall ist. Ein paar Proben mögen das zeigen.

Eberlin rät, „daß man anfänglich nicht zuviel auf einmal umstoße, denn bescheiden solle der Anfang evangelischer Lehre sein. Das unsinnige Abreißen aller Ceremonien heißt dem Teufel ein Ei braten, und wollen alle Ceremonien verjagen ist auch eine Ceremonie.“

Hoch denkt Eberlin vom Predigerstand: „Wenn ihr rechte Prediger hättet, in kurzen Jahren hättet ihr ein wohlgezogenes, christliches Volk, denn alles Unheil kommt von der Unkenntnis des Evangeliums ...“ „Es gehet gar wohl zu Ohren, wenn man von dem sanftmütigen, demütigen Christo sanftmütig und freundlich redet. Man soll in Sanftmütigkeit ernst sein ... Dazu sind die Prediger verordnet, daß sie söllen täglich Christum ins Leiden bringen. Sie müssen jeglichem sein Sünd fürbilden, daß also ein Zuhörer gleichsam vermeinen mög, der Prediger hab ihm ins Herz gesehen ... Sind die Zuhörer frech und mutig, so erzähle er von Gottes Zorn über unsere Sünde. Wenn

aber die Gewissen wohl erschreckt sind, so predige er von Gottes Gnade ... Bei der Predigt bedenkts vorhin wohl, obs den Zuhörern diene oder nicht."

Zu ihrer Vorbereitung empfiehlt er den Predigern auch die Schriften berühmter Redner, eines Cicero, Erasmus und Melanchthon zu lesen, vor allem aber und täglich in der Bibel. „Ohne vernünftige Ordnung schaffet ihr gar nichts," darum schlägt er eine Reihenfolge vor, in der die biblischen Bücher am besten gelesen würden; er rät zur Anlage von Registern, zu fleißiger Vergleichung der Konkordanzen. „Habt großen Fleiß, daß ihr nicht mit wenigerm Ernst die hl. Schrift leset, denn wenn ihr das Sakrament empfahet. Kein Geist ist in dem Menschen, der nicht ob Gottes Wort erschrickt. Was ihr in der Schrift leset, das nehmet an für euch selbst, es gehet euch am meisten an ... Man soll sich mehr befleißen fromm zu werden aus der Schrift, denn gelehrt; viele Leute thun nichts denn fragen und fragen und wollen doch nicht geweiset werden, sondern mehr gesehen sein für andern, das ist Teufelsdreck."

Die höchsten Anforderungen stellt er an die Prediger als Seelsorger: „Es soll kein Mensch in euerm Pfarrspiel sein, der nicht Dienst, Rat, Hilfe und Trost von euch empfahe ... Keinem sollt ihr seine fürgetragene Not verlachen, denn einem jeglichen dünkt sein Anliegen das größte zu sein ... Wisset ihr nicht zu raten nützlich, so schweiget lieber still, daß ihr niemand verführet. Ein Pfarrherr soll die letzte Zuflucht sein der Betrübten und Geängsteten auf Erden, sonderlich wo es die Gewissen belanget; also, ob einer keinen Rat noch Hülfe bei euch fände, daß er dennoch einen freundlichen Gruß, ein herzliches Mitleiden und einen geschwiegenen Mund bei euch gewarten möge; Heimlichkeit schweigen aber ist eine große Kunst." —

Das Jahr 1525 kam heran, mit ihm der Bauernkrieg. Ungeheuer gährte es auch in der Erfurter Gegend, und im Frühjahre zogen 4000 Bauern vor die Stadt, in der jetzt auch das Stadtvolk sich bedrohlich rottete. Der Rat in seiner Not bat Eberlin schier kläglich, „als Biedermann" zu helfen. Der war gleich bereit und ging alsbald zum Augst-Turm, wo der Pöbel sich versammelt hatte. Er giebt

sich dem Haufen zu erkennen: sie legen ihr Fähnlein nieder. Er heischt sie an: „Kniet und bittet um Gnade, so will ich euch mehr sagen!“ Sie knien alle vor dem Gewaltigen. Dann mahnt er zu maßvollem Wesen, es könne auf Erden nicht zugehn wie im Schlaraffenland, und Aufruhr sei ganz ein unfähig Mittel Frieden zu bekommen. „Ich will,“ rief er endlich, „sterben am Kreuz des Gehorsams gegen die Obrigkeit. Welcher es mit mir will halten, der hebe einen Finger auf!“ Alle thatens, und also war Friede in der Stadt.

Darnach ging er auch, was keiner der Prediger gewagt hatte, hinaus vor die Stadt zu den Bauern. Den „Schwaben“ allein wollten die Aufrührer hören, doch waren sie weniger empfänglich für seine Worte als die Bürger. Sie schwuren wohl, niemand zu belästigen; als aber der Rat die thörichte Schwachheit beging, sie in die Stadt zu lassen, verwüsteten sie alles Eigentum des Mainzer Erzbischofs schonungslos. Eberlin wich nicht vom Platze; „wo er Pfaffen und Mönchen mochte nutz sein, war er des beflissen.“ Täglich machte er die Runde bei den Bauernhaufen und vermahnte zum Gehorsam. Die Bauern begehrten seinen Rat, ob ihre Artikel, die berühmten 12 Bauernartikel, zur Bibellehre stimmten. Da scheute er sich nicht, sie zu warnen vor den Artikeln als vor dem Tod. Sie seien unrecht, das Evangelium helfe nicht dazu. Mit „großer Fährlichkeit“ hält er ihnen vor, warum sie „aus so vielen Sprüchen wider Aufruhr fechtende nit doch etlich wenige für sich genommen hätten.“ Das Toben und Schinden der Tyrannen und Wucherer müßten sie als Christen so lange leiden, als es Gott gefalle, ihm allein sei die Rache. Zehenden geben, Zins reichen, Frohnden leisten schade niemand an Gewissen. Auch in schweren Dingen sollten Unterthanen mit Geduld gehorsam sein, auch ungeschlachten und bösen Herren. „Gott will länger Haut und Haar geben, denn alle Tyrannen schinden und scheren mögen.“

Welcher Mut gehörte dazu, solch unwillkommene Belehrung beutelustigen, verbitterten Leuten zuzurufen, die bereits die Süßigkeit der Zügellosigkeit und Selbsthilfe ver-

schmeckt hatten! Das konnte nur ein Mann wagen, dem die Volksseele instinktiv vertraute, ein Mann, der keine Furcht noch Selbstsucht kannte, ein Mann endlich, der durch die Gottesgabe herzbezwingender Rede eine fast übernatürliche Gewalt über die Massen besaß. Und diesen seltenen Mann, der so mitfühlen konnte mit dem armen Volke und doch ein abgesagter Feind von sozialem Umsturz war, den das dankbare Erfurt selbst mit den glänzendsten Pfründen nicht zu fesseln vermochte, den nannte Wertheim seit Ausgang 1525 den seinen!

Was er dreißig Jahre lang gesucht und nicht gefunden hatte, einen ruhigen Wirkungskreis von Dauer, das bot ihm jetzt Georg II. Eberlin ward Superintendent der Grafschaft, deren 19 Pfarreien ihm unterstanden. Was er früher nur in Gedanken und auf dem Papier reformiert hatte, das durfte er jetzt ins Leben übersetzen. Gern ließ er von nun an die früher so behende Feder ruhen — „es will kleiner oder kein Nutzen in Bücherschreiben sein" — und widmete sich ganz seiner praktischen Aufgabe.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung war es für das kleine Ländchen, daß ein Mann wie Eberlin sein Reformator wurde, ein Mann von weitestem Blick, der einen regen brieflichen Verkehr mit seinen früheren Gemeinden im Süden wie im Norden Deutschlands unterhielt, der mitten darin stand im zeitgenössischem Leben, der als Vertrauter der Wittenberger die neue Lehre gewissermaßen aus erster Hand zu den Wertheimern brachte. Dem Grafen empfahl er sich besonders noch durch die Stellung, die er zum Bauernkrieg und zu den sozialen Fragen eingenommen hatte. Noch immer gingen ja „viel unruhiger Leut im Land umb, welche rieten, man solle sich den Verlust des vorigen Jahres (1525) nit lassen abschrecken." Zur Besänftigung der erregten Gemüter auch seiner Unterthanen versprach sich der Graf viel, ja alles von seinen evangelischen Geistlichen, und Eberlin wenigstens hat seine Erwartungen nicht getäuscht. „Ich halt dafür," konnte Georg später wohl zu ihm sagen, „hätt' ich in alle meine Flecken evangelische Prediger geschickt, ich wollte der Ufruhr überhoben gewesen sein."

Eberlin führte ein straffes Kirchenregiment. Wie uns erhaltene Briefe zeigen, war er scharf und streng im Dienst und ließ sich mit Untergebenen nie in Erörterungen ein. Kurz vor seinem Ende durfte er von sich rühmen: „Mir giebt mein Herz Zeugnis, daß ich allwege der Herren und der Unterthanen Heil und Glück gesucht habe," und noch zwanzig Jahre nach seinem Tode wird ihm das schöne Lob erteilt: „Treu leitete er die Kirche in der Stadt des berühmten Grafen von Wertheim, und wir wissen, daß er große Kämpfe und Gefahren wegen des Evangeliums auf sich genommen hat."

Die Obrigkeit war nach Eberlins Ueberzeugung zu „gewaltiger Handhabung christlichen Lebens" berufen. Nun hatte er das Glück, an Graf Georg einen Herrn zu besitzen, der außerordentlich hoch von seinen Pflichten als Landesvater und insbesondere als Landesbischof dachte. Das wollen wir jetzt genauer ins Auge fassen.

Graf Georg II. (1487—1530). Schon im Früheren war von Georg mehrfach die Rede, so daß seine Persönlichkeit uns keine fremde ist. Doch lohnt es sich, einige zeitgenössische Urteile nachzutragen, die unser Bild von dem ungewöhnlichen Fürsten noch um manchen schönen Zug bereichern. Beginnen wir mit seinem Privatleben. „Er ist," sagt Eberlin, „seinen Eltern aufs fleißigst gehorsamb gewesen all sein Lebtag, hat sie geehret, gefürchtet als einem frommen Kinde zugehöret."

Der gute Sohn war auch ein guter Gatte und Vater. „Gott gab ihm Weisheit, daß er mochte sein ehlich Gemahl und liebe Kinder ziehen zur Forcht Gottes, zur Lieb seines hl. Worts, zu einem eingezogenen, züchtigen Wandel, zu schlechter, einfältiger Kleidung und Nahrung, zu fleißiger, nutzer Arbeit."

Das häusliche Glück des wackeren Mannes war leider vielfach getrübt. Sein einziger Sohn erster Ehe starb in jugendlichem Alter, sein Weib Margarethe, geborene Gräfin von Montfort, im Jahre 1523, und als er selbst die Augen zuthat, hinterließ er sein Land einem halbjährigen Kinde. So hat er „viel Angst, viel Traurigkeit, viel Sorg in

seinem Herzen duldet und sich doch hierin also gelind, sanft und geduldig allzeit erzeigt, daß man geprust hat, Gottes Geist sei bei ihm."

Auch an seinem eigenen Leibe „hat er viel Blödigkeit und Krankheit von Jugend auf erlitten;" er ahnte sein frühes Ende und sagte oft zu Eberlin: „Ich weiß nit, ob ich diese Stund überleb, darumb will ich nichts aufschieben, was Gottes Ehre zugehört."

Wie bei Weib und Kindern, so hielt Georg auch bei seiner Dienerschaft auf gute Sitte und gottgefälliges Leben. „Er hat durch oftere Gebot sein Gesind dahin gehalten, daß sie sich mußten vergleichen den Burgern. Kein Diener, wie nutz er mochte sein im Zeitlichen, war ihm lieb, der nicht Gottes Forcht und Zucht achtete." Andrerseits war er von einer für seine Zeit ungewöhnlichen Güte gegen Untergebene. Als einmal auf der Reiherbeize seine Büchse unversehens losgegangen war und den Fährmann des Jagdbootes zu Tode getroffen hatte, da gab er der Witwe des Verunglückten aus freien Stücken eine „Verehrung". Uns scheint das freilich selbstverständlich, den Zeitgenossen aber fiel es so sehr auf, daß in einer Chronik „denkwürdiger Händel" ausführlich davon gehandelt wird.

Gleich dem biederen Götz (s. S. 31) weiß auch Eberlin viel davon zu rühmen, „wie fleißig der Graf in seiner Arbeit war von morgen frue bis tief in die Nacht mit Schreiben, Lesen, Verhören, Bescheidgeben; wie er sein Schlaf hindert und brach, um seines Volkes Wohl zu fördern, denn, sagte er wohl, ich bin dazu geboren, daß ich den Leuten solle Guts thun." In echt christlichem Sinn und wiederum ganz anders, als es die damalige Zeit gewohnt war, beschränkte er seine Wohlthaten nicht auf die eigenen Unterthanen, sondern half auch denjenigen, „welche allein von Armut wegen mußten aus andern Herrschaften weichen; auch hat er denen, welche vorhin in ihrem Glücke ihm Uebels geredt und gethan, darnach in ihrem Unglück Lieb und Freundschaft erwiesen; hat auch manchen frembden Mann errettet von den Straßenräubern." In teuren Jahren half er mit Korn- und Brotspenden, „be-

suchte auch selbst die Spital und verschaffte den Armen Nahrung aus seinem Säckel."

Eine geradezu leidenschaftliche Freude hatte Georg am Regieren und Verordnen. Die Kleinheit seines Gebiets brachte es mit sich, daß er, um seinem Thatendrange zu genügen, sich um jede Kleinigkeit höchst selbst bekümmerte. Ganz hausväterlich war daher sein Regiment, hausväterlich auch Sprache und Ton seiner landesherrlichen Verordnungen; es sind keine wortkargen, straffen Gesetzesparagraphen, sondern das Herz des Landesvaters kommt überall voll zu Wort; er begründet seine Befehle gern als Ausflüsse seiner persönlichen Bekümmernis, er spart nicht mit väterlichen Vermahnungen, er ziert seine Erlasse wohl gar mit Sprichwörtern und Bibelstellen aus.

Ein großer Zug an Georg ist, daß er wenig danach fragte, ob seine Handlungsweise jeweils den Machthabern und großen Herren wohl gefiel. „Ueble Nachred hat er sich nie geweigert zu erdulden," unbeirrt durch schwächliche Rücksichten ging er seinen Weg, wie Pflicht und Gewissen ihn vorschrieben. Zumal seine Stellungnahme zur Reformation bekundet den Mann von Charakter und Ueberzeugung. Daher war denn auch sein Einverständnis mit Eberlin ein völliges. Ueber ängstliche Unschlüssigkeit, wie sie Luther so oft an seinem Kurfürsten erleben mußte, hatte Eberlin bei seinem Grafen nie zu klagen. „Er hat sich," wie er ihm nachrühmt, „durch kein Schrecken, Drohen, Liebkosen, Verheißen lassen abtreiben von der Beförderung göttlichen Worts; er war, wie sein Grabstein meldet, des wiedergewonnenen Evangeliums erster Verteidiger, obgleich nicht geringe Gefahren sich ihm in den Weg stellten."

Gott hat ihm nach Eberlins Zeugnis „große Lieb zu seinem hl. Wort geben, zu hören, lesen, fragen, zu fördern mit allem Fleiß ... Er ist mit Weib und Kindern andächtig zur Predig kommen, hat das Nachtmahl Christi christlicher Einsetzung gemäß sampt ihnen oft empfangen ... Hat auch zur guten Reformation der Kirchenceremonien mit gutem Rat geholfen und gefördert alles, was zur Folge christlicher Lehr dienet." Selbst die altem Herkommen so sehr widerstreitende Priesterehe „hat er ufs

höchst gelobet und geehret, ist sogar persönlich zur Hochzeit seiner Prediger gekommen," kurz er hat sich „allweg gestellt, als einem Liebhaber des Worts Christi zustehet."

Im Kirchenregiment war Georg streng und bestimmt, wie in allem, was er in die Hand nahm. „Wenn er sahe, daß ein Pfaff uf der Pfarr nit wollt gut thun, stieß er ihn davon bald oder schickt uf seine eigenen Kosten rechtschaffene Prediger dahin, denn, sagte er, ich bin meinem armen Volk schuldig zu schaffen, daß sie Gottes Wort haben, und wenn ich nit mehr dann einen Tag zu leben hätte."

Man kann sich denken, wie freudig Eberlin seine reife Kraft in den Dienst eines so gesinnten Fürsten stellte, und wie glücklich andrerseits der Graf an seinem energischen, zielbewußten Superintendenten war. Eberlin war bald des Grafen rechte Hand. Dieser zog ihn gern zu Tisch, erbat sich oft seine Begleitung auf Spazierwegen. „Frue, spat, hie, ufm Land" war Eberlin um ihn, er durfte oftmals mit erleben, „wie züchtig, wie mäßig, wie holdselig Georg uber Tisch gewesen, wie anschlägig und umbsichtig im Spazieren, darin er mehr sahe, was zu Nutz dienet in Feld oder Stadt, dann wie er Lust davon hätte." Gern erging sich der hohe Herr mit seinem vertrauten Diener „in ernstlicher, freundlicher Red von der Fürderung der christlichen Lehr, von Besserung des Lebens und guten Geboten, von allem, das eim Menschen, wasserlei Standes er ist, wohlansteht." Gemeinsam berieten die beiden Männer, die sich im innersten Wesen verwandt waren, alle Regierungsmaßnahmen; kein Wunder daher, daß des Grafen Verordnungen seit 1526 entschieden Eberlinschen Geist atmen.

Durch ein auffallendes Mißgeschick, das wohl nie ganz wird aufgeklärt werden, sind fast alle Akten, welche die Regierung Georgs betreffen, verloren gegangen. Nur ein Statutenbuch hat sich erhalten, das ums Jahr 1530 von einem städtischen Beamten angelegt wurde. Nach den Notizen dieses Biedermanns wollen wir nun versuchen, die Regierungsthätigkeit Georgs, soweit es noch nicht geschehen, zu schildern.

Im Jahre 1525, das die Heimsuchung des Bauernkriegs über die Grafschaft gebracht hatte, wurde wahrscheinlich eine neue „Ordnung zum Feuergeschrei und zugleich zu den Waffen- und Feindengeschrei" erlassen. Sie enthält genaue Vorschriften über Thorschluß und Alarmplätze, über Besetzung der Türme und Aufstellen von Feuerpfannen, übers Schießen, Bereithaltung von Wasser 2c., endlich über die Feuerschau. Da heißt es u. a.: „Kein Burger soll sein Weib, Kind, Magd oder Knecht bei Nacht mit Beschrei strafen noch dieselbe zu schreien verursachen" bei Strafe des Turms. „Ein jeder Burger hüte sich, daß er keinen schreienden Hund habe bei der Straff zwanzig Pfennig." „Auch ob unsere Feuermeister Holz in den Ofenlöchern fünden, so sollen sie 15 ₰ zu Buß fordern und nehmen." Wir sehen, die landesväterliche Fürsorge Georgs ging sehr ins Einzelne.

Eine tief einschneidende Verordnung des Jahres 1525 war die vom Weinverbieten. „Nachdem von alter Gewohnheit bräuchlich Herkommen, daß man Heiraten, auch andere freundlich Taidung (Veranstaltung), dazu Kaufwechsel und schier alle Handlung bei dem Wein und mit Weintrinken als mit einer gewissen Urkund bestätigt, daraus denn folget, daß leichtfertige Personen, so zu der Faulheit geneigt, wann sie ihre Nahrung vertrunken, andere Leut zu berauben Wege suchen . . . und dieweil nun Trunkenheit ein Anfang aller Laster, so soll hinfort niemand in die Wirtshäuser noch andere Ort dem Wein und leichter Gesellschaft nachwandern oder jemand zu Hause laden. Aber ein jeder mag den Wein bei dem Weinschenken holen, und daheim in seinem Hause trinken." Man kann sich kaum vorstellen, daß eine solche Verordnung, welche alle herkömmlichen, lieben Bränche des Verkehrs- und Geschäftslebens plötzlich aufhob, überhaupt ertragen wurde. Natürlich sah sich der Graf täglich bestürmt, das Verbot wiederum abzuschaffen, und mußte sich bald zu einer „Mäßigung" bequemen, wonach der „Weinkauf" wenigstens bei fremden Leuten wieder zulässig war, und Zechgesellschaften an Feiertagen von 12 bis 4 Uhr nachmittags gestattet wurden. Wer „über diese Zeit beim

Wein sitzt," dem droht der Graf mit schweren Bußen, auch will er bei Vergehen die Trunkenheit nicht mehr als Milderungsgrund gelten lassen, vielmehr „Bußen, so hinter dem Wein verwirkt, zwiefach fordern."*)

Zu allen Zeiten spielte in Franken die Kirchweih eine große Rolle. So gedrückt auch ein Bäuerlein war, an der Kirchweih ließ es was darauf gehn, da stellte jedes Haus, wie noch heute, ungewohnte Fülle zur Schau. Schon vor 1525 muß Georg diesen ausgelassenen Freudentag für die Grafschaft verboten haben, jetzt wehrte er seinen Unterthanen auch den Besuch fremder Kirchmessen „bei zehn Gülden unabläßlicher Straf." Gleichzeitig will er die „unnützen Kosten der Hochzeiten geringert und abgeschafft haben" und befielt dem Hochzeiter, „drei Tisch oder weniger seiner gesippten Freund zum Morgenessen zu laden." Lauter gut gemeinte Verordnungen, welche dem unnützen Geldausgeben wehren und dem durch die Kriegszeit schwer geschädigten Volkswohlstand wieder aufhelfen wollten — aber, wir müssen zugeben, etwas gar straff angezogen. —

Im Jahre 1526 versäumte Georg nicht, den Speyrer Reichstag zu besuchen, wo zum ersten Male eine stattliche Anzahl deutscher Fürsten sich unumwunden zu Luther bekannte. Mit diesen empfing auch unser Graf am 30. Juli das Abendmahl in beiderlei Gestalt und that damit der ganzen deutschen Welt in feierlichster Weise seinen Uebertritt zum neuen Glauben kund. Der Abschied dieses Reichstags verlieh den evangelischen Ständen thatsächlich das Recht, die kirchlichen Angelegenheiten in ihren Gebieten so zu ordnen, wie sie es für angemessen hielten. Man kann sich denken, wie freudig Georg dieses günstige Ergebnis begrüßte, wie freudig auch Eberlin, der ja kurz zuvor in seine Dienste getreten war.

Die gräflichen Verordnungen des Jahres 1526 verraten sofort Eberlins Einfluß. Schon im Jahre 1521 hatte er in einer Schrift alle Stiftungen an die tote Hand

*) Dieselbe Strenge in der Ahndung von Trunksuchtsvergehen hatte schon 1524 das Reichsregiment dem Nürnberger Reichstag vorgeschlagen, um des hartnäckigen Uebels endlich Herr zu werden.

mißbilligt, weil man dadurch seine Angehörigen beraube, die Kirche aber keines Geldes bedürfe, außer um es an Arme zu verteilen. Er hatte damals vorgeschlagen, daß niemand ohne Wissen des Vogts für Kirche, Schule und Spital testieren dürfe, damit sie nicht zu reich würden, und daß eine Summe festzustellen sei, „wieviel man soll Guts in die Klöster bringen und nit mehr." Dem entspricht nun des Grafen Verordnung „von Testamenten": „Niemand soll hinfür bei lebendigem Leib oder in Todesnöten, weder den Geistlichen noch an die Kirch irgend etwas, wie solches Namen haben mag, ohne unser Vergünstigung testieren." Wer ohne natürliche Erben stirbt, darf bis zu 10 Gulden, wer Kinder hinterläßt, nur bis zu 2 Gulden, sofern deren mehr als 200 in der Hinterlassenschaft sind, ohne Vergünstigung dem Gotteshaus vermachen; wer sich nicht hienach richtet, dessen „Satzung" will der Graf umstoßen.

Vielleicht aus demselben Jahr stammt der Befehl, „kein Burger soll sein Kind weihen noch geistlich werden lassen ohn Wissen und Vergönnung unseres gnädigen Herren, oder welche Burgerskind nit Vater und Mutter hätten, auch selbst nit thun bei schwerer Straf." Wer aber geistlich geworden, der habe sein elterliches Erbe in der Stadt ebenso zu versteuern, wie andere Bürger. Auch in diesem Gesetz glauben wir Eberlins Einfluß zu erkennen, denn dieser hat in mehr als einer Schrift das Elend der Unglücklichen geschildert, die in unzurechnungsfähigem Alter ins Kloster gestoßen würden, ehe sie ihren Beruf dazu erkannt hätten; er hatte schon vor Jahren beantragt, daß man „kein Münch noch Nunn laß drei Gelübde thun, ehe sie dreißig Jahr alt werden." Und daß auch das Privilegium der Abgabenfreiheit, welches die „Heiligenfresser" genossen, ihm ein Dorn im Auge war, ist nach allem, was wir sonst von seinen wirtschaftlichen Ansichten wissen, zweifellos.

Wir sahen früher (s. S. 34), daß Eberlin sich lebhaft für die Frage interessierte, woher die damalige Teuerung zu erklären sei, und daß er u. a. den Zinskauf und die Gült auf Liegenschaften als einen Hauptgrund derselben möglichst eingeschränkt wissen wollte. Dem entspricht eine

gräfliche Verordnung, die ins Jahr 1527 zu gehören scheint, „Erwerb und Kaufhändel betreffend.“ Der Graf verbietet darin, daß „niemand den andern mit Kaufen oder Verkaufen unziemlich beschwer; und sonderlich soll niemand kein Frucht auf dem Feld, Gült oder Geldzins ohn Wissen unser und unser Amtleut kaufen.“ Dieselbe Verordnung bestimmte ferner: „Es soll auch niemand borgenshalben Frucht, Gewahret (d. i. Gutsinventar) oder anderes nit, ausgenommen teurer, denn dieselbige Ware ungefährlich um bar Geld auf dieselbige Zeit verkauft wird, kaufen oder verkaufen.“ Eine unsinnige Bestimmung, die übrigens auch anderwärts vorkommt und klar beweist, wie man damals alles Heil in möglichster Verhinderung jeglichen Darlehens erblickte. Der letzte Abschnitt unserer Verordnung lautet: „So wer Bürgen umb obgemelte verbotene Käuf und Hantierungen versetzt hat, denen (den Bürgen) soll gegen den Schuldnern nicht Rechts verholfen und sie, wenn sie unser Herrschaft Unterthanen seind, gestraft werden.“ Besonders dieser letzte Satz zeigt so recht, wie ganz und gar die damalige Zeit das Wesen und die Berechtigung des Kredits verkannte und von seiner Vernichtung, nicht von seiner Hebung Besserung der Notstände erhoffte. Auch Luther hat gelehrt, es geschehe einem Bürgen recht, wenn er ins Unglück komme, denn er traue auf Menschen und auf sich statt auf Gott, während er doch keinen Augenblick seiner Habe könne sicher sein.

In das Jahr 1527 scheint auch eine Verordnung zu gehören, welche gegen die Unsitte ankämpfte, bei fremden Juden Geld zu nehmen und ihnen die Pfandobjekte durch fremde Personen zuzuschicken, auch allen „Wucher bei Jüden und Christen zu nehmen und zu geben,“ verbot. Der Judenwucher bildete für Georg beständig einen Hauptgegenstand seiner Sorge; schon im Jahre 1513 hatte er zu Mainz und Würzburg Geld aufgenommen, um damit einige seiner Unterthanen aus der Hand wucherischer Juden loszukaufen, und auch späterhin hat er „kein Müh, kein Kosten gesparet, um das Volk zu erlösen von dem großen Landschaden des Judenwuchers, dardurch viel armer Leut schier gar verdorben waren und zu Bettlern worden.“

Als 8 Jahre nach seinem Tode ein Jude sich in Wertheim „niederthun" wollte, um zu wuchern, da richtete die ganze Stadt eine „Supplikation" an die Gräfin-Witwe: Sie möge bedenken, „wie Graf Jörg seliger Gedächtnus seine armen Unterthanen in dem hoch bedacht habe, sich zum förderlichsten in große Schulden gestoßen, auf daß er der Jüden Unrat damit vorkomme." Die Gräfin wisse ja auch, „daß seit der Zeit die Burger und Landschaften an dem Ihren groß aufgestiegen und zugenommen haben" rc. Man sieht, die Juden müssen es damals arg getrieben haben; aber die Behandlung, die ihnen von seiten der Christen widerfuhr, war auch danach. Das beweist z. B. eine von Georg für die Mainfähre erlassene Ordnung, nach der bei gewöhnlichem Wasserstand der einzelne Bürger ohne Fuhrwerk frei war, jeder Fremde 1 ₰ zahlte, „ein Jüde aber für seinen Fahrlohn 6 ₰ zu geben hatte."

Im Jahre 1528 erließ der Graf eine alte „Beckenordnung" in erneuter Form. Jeder Bäcker mußte sorgen, „daß sein Bank ohn Brot nit funden wird"... „Beschähe es, daß der Bäcker einem sein Back verwahrloset, der soll ihm ein ander Back in drei Tagen recht backen."... „Kein Bäcker oder seine Frau soll unsern Brotwägnern nachreden, anders soll man die Frau ins Halseisen stellen, den Mann 10 Stunden einsperren." Wichtig, weil bezeichnend für die Zeit, ist die Bestimmung, daß alle 8 Tage nach dem durchschnittlichen Marktpreis ein „Mehlzettel" aufgestellt werden solle, und zwar, wie uns eine spätere Urkunde vom Jahre 1530 belehrt, soll der Schultheiß mit den Brotbesehern und Mehlmeistern und dem Rat den Zettel machen und dem Grafen zur Begutachtung vorlegen. Wir haben es also mit einer obrigkeitlichen Taxation zu thun, wie sie die Sozialisten von damals gern auf alle Gegenstände ausgedehnt gesehen hätten. Dabei ist diese Taxation immerhin noch eine verständige zu nennen, indem sie ja nicht den Preis künstlich drücken wollte, sondern den wirklichen Preisen folgte. Eberlin war in jüngeren Jahren selbst nicht vor dem Wahnsinn von Maximalpreisen zurückgeschreckt und hatte z. B. gefordert, man solle immer wenigstens so viel Brot um einen halben Pfennig be-

kommen, als „ein starker Mann auf einen Imbiß essen möge."

Die Genußsucht seiner fränkisch frohlebigen Unterthanen machte dem Grafen auch in diesem Jahre viel Sorge. Er mußte hören, daß trotz seines Verbots vom Jahre 1525 noch immer „die Kaufwechsel und andere Geding bei dem Wein gemacht und auch mit dem Weinkauf bestätigt werden." In seinem Zorn befiehlt er, „daß hinführo solche Weinhandlung vermieden und auch des Worts Weinkauf nicht gedacht werde." Auch das böse Zutrinken war nicht auszurotten, besonders glaubten scheints die jungen Bürgersöhne und Dienstknechte ein Privilegium hierin zu haben. Doch das spricht ihnen der Graf rundweg ab, rät ihnen auch, die „Schlupferken" (Winkelkneipen) zu meiden, „anders er wohl einmal mit seinem Gesind kommen, Wirt und Gäst mit einander ufheben und in Turm werfen und ihrer vier Wochen darin vergessen wolle." Auch wurde der Graf berichtet, daß etliche seiner Unterthanen, denen es im puritanischen Lager zu Wertheim offenbar zu eng wurde, „dem Wein und leichter Gesellschaft nach außer der Herrschaft von einem Dorf in das andere liefen. Die will er seinerzeit gewißlich suchen."

Eberlin rühmt von Georg, daß er in seinem Leben abgestellt habe das Spielen, „aus welchem folgt Zorn, Mord, Verlust der Zeit, des Guts, Verderben von Weib und Kindern." Auch Eberlin hatte eine entschiedene Abneigung gegen alle Hazardspiele: „das jung Volk mag keglen, schießen, barlaufen oder kurzweilig Komedias fürhalten, aber alle Karten und Würfelspiel umb Geld soll ihnen verbotten, allein das Brettspiel zu ein Kurzweil erlaubt sein. Die Alten mögen spielen zu ziemlichen Zeiten an einem Ort, do man die Spieler mag sehen, doch uber ein Krützer in ein Schanz nit halten." Noch viel strenger ist Georg. Er verbietet ums Jahr 1528 „das Bibbappen (Knobeln), Kugeln und alle Spiel, wie die genannt oder erdacht werden, außer Scheibenschießen." Am Schluß dieser Verfügung steht ein Satz, der tief blicken läßt, daß nämlich „alle Bußen hinfüro einer Gemeind zu Nutz verbauet und nit vertrunken werden sollen."

Wie Luther so hatte auch Eberlin sich in wirtschaftlichem und sittlichem Interesse schon längst für Einschränkung der unsinnig zahlreichen Feiertage ausgesprochen: „Viel Feiertag,“ so sagte er, „schadet Leib, Gut und Seele.“ Gewiß geschah es mit auf seine Anregung hin, daß Georg im Sommer 1528 eine wesentlich beschränkte Zahl von Feiertagen festsetzte. Es bestand nämlich „Zweiung zwischen den Meistern und Hausvätern und ihrem Gesind, da solch Gesind nit allein alle Wochen den guten Montag, den sie also nennen, sondern auch die Hagel- und andern Feiertag haben wöllen, und aber etzlich Meister ihr Gesind zu übermäßiger Arbeit ohn alle Unterschied halten wöllen.“ Georg befahl bis auf weiteres außer den Sonntagen nur — 21 Feiertage zu halten! Auch im nächsten Jahre beschäftigt ihn diese Zwietracht zwischen den Meistern und ihrem Gesind; der Schultheiß, so befiehlt er, solle über unaufschiebbare Arbeit am Feiertag erkennen, aber jedenfalls dürfe man erst arbeiten, „wenn vorhin Gottes Wort in der Kirchen gehört ward.“ —

Im Jahre 1529 versammelte sich der Reichstag wiederum in Speyer; aber diesmal gelang es der katholisch gesinnten Mehrheit, den für die Protestanten so günstigen Abschied vom Jahre 1526 (s. S. 48) wieder umzustoßen, jeden weiteren Abfall von Rom unter schwere Strafe zu stellen und auch einige andere Bestimmungen zu treffen, welche die evangelische Kirche selbst da, wo sie bereits bestand, zu untergraben gestatteten. Wenn die Evangelischen sich diesem Beschlusse unterwarfen, war es um ihre Zukunft geschehen. So erfolgte denn am 19. April die berühmte Protestation. „Für sich und anderer Grafen wegen“ hat damals zu Speyer auch Georg sich feierlich gegen die katholischen Ratschläge verwahrt, desgleichen den Tag von Schmalkalden besucht, wo im November dieses Jahres über die Begründung eines Bundes aller Evangelischen, zunächst freilich ohne Ergebnis, verhandelt wurde. Auch daheim arbeitete der Graf emsig weiter am Ausbau seiner Kirche, unbeirrt durch den bösen Wind, der neuerdings im Reiche blies und dem „kleinen Häuflein“ der Protestanten die baldige Ausrottung zu bedeuten schien

welche Eltern nit Leid sondern Freud von ihrer Kinder Ehe in ihrem Alter haben sollten, nach so viel müheseliger Arbeit, die sie mit Erziehung der Kind gehabt."

Daß Eberlin an dieser Eheordnung mitgearbeitet hat, ist an sich wahrscheinlich, verrät aber auch Artikel 10, worin der Graf den Pfarrern, „damit ein jeglicher hierinnen nichts versehe," anempfiehlt, sich mit dem Pfarrer zu Wertheim (d. i. Eberlin) zu bereden. Noch nicht überall in Deutschland scheint es damals solche Eheartikel gegeben zu haben, denn Eberlin bemerkt dazu: „Sie sollten wahrlich ein Exempel sein allen Herren und Städten, in solchem gemeinen Verfall der irrigen, unruhigen Welt zu hülf zu kommen, denn so der Ehestand richtig und ruhig ist, so sind alle andern Händel desto glücklicher und ruhiger."

Außer dieser Eheordnung brachten die letzten Lebensmomente des Grafen noch eine ausführliche Gefängnisordnung. Georg hatte den Eindruck, daß seinen Unterthanen bisher „nachlässige Straf viel Schadens bracht habe," darum zieht er die Zügel der Polizeigewalt kurz vor seinem Ende noch einmal um vieles straffer an. Wegen etlicher geringer Sachen, als Lässigkeit im Steuerzahlen, kleine Schulden, „böse Wort, Fluch, oder so jemand denen, so befohlen Amt tragen, widerspricht," der wird zur Strafwache auf die Stadtmauer entboten. „Umb namhaft Schulden und ob etliche wund uf der Gassen funden, auch die, so der Herrschaft Gebot ohn Wissen ubertreten," die werden in Eichelturm gesperrt. „In den spitzigen Turm befehlen wir zu legen die Gesellen, so man des Nachts uf der Gassen und beim Wein ufhebt und die ohnenotdurftig Geschrei verursachen oder mit Wissen die Geboten der Herrschaft übertreten." In den Diebsturm kommt, wer „peinliche Straf verwurkt hat. Frauen aber und Jungfrauen sollen sich vor aller Straf fleißig verhüten, denn sollich Strafen verursachen viel Reden, die weiblichem Geschlecht schädlich sind. Weil aber gute Wort nit allwege helfen, so befehlen wir auch ungehorsame Weiber vorberührtermaßen mit Gefängnis zu strafen."

Außerdem enthält diese Verordnung „von der Straf" noch die denkbar eingehendsten Vorschriften über Dienst, Tracht und Dienstabzeichen der Stadtbüttel.

Einen schönen Abschluß findet des Grafen gesetzgeberische Thätigkeit mit folgendem Erlaß: „Wir mögen nit leiden, daß die Burger zu Wertheimb zwieträchtig sein von wegen der ungleichen Lehre, den Glauben betreffend, mit unfreundlichen Scheltworten unter Augen oder hinterwärts Uneinigkeit erzeigen; dann wiewohl uns allweg fast ubel gefallen, daß die Wort und Gnad unsers Herrn Jesu Christi, der allein unser Seeligkeit ist, zum Teil gar veracht worden, so haben wir doch niemand von seinem Glauben fürgenommen zu dringen; aber das wöllen wir von einem jeden, wesserlei Glaubens er ist, hiermit ernstlich anfordern, daß er gehorsam ist gegen ordentliche Obrigkeit und unter seinen Beiwohnern burgerliche Zucht mit höchstem Fleiß furdern und erhalten helf."

Bei aller Anerkennung, die des Grafen Bemühungen wahrhaftig verdienen, ist es doch nicht zu verwundern, daß er manche Enttäuschung erlebte. So dankte mans ihm wenig, daß er „unmäßig Arbeit, Verdruß und Mühe erlitten, um Beschuldigte und Kläger selbst zu verhören," daß er wohl fünf und mehr Stunden zu Gericht saß, „um genugsam jeglichem gebührenden Bescheid zu geben." Nicht alle wußten es zu schätzen, „daß sie so große Fürdernus hätten von ihrer Obrigkeit zue allen guten Ordnungen, die man ihnen in die Hand hineingab." Im Gegenteil, vielen bereitete es Verdruß, daß, während früher die Polizei frei nach Herkommen gehandhabt worden war, jetzt alles durch Verordnungen fest bestimmt werden sollte und ihr ganzes Thun und Lassen in Ueberwachung und Bevormundung genommen wurde. Manche Erlasse, wir wollens nicht leugnen, forderten durch übertriebene Strenge den Mutwillen geradezu heraus. Ja selbst Eberlin, der doch sonst mit allen Maßregeln seines Herrn sich einverstanden zeigt, verrät, daß eine Einrichtung des Grafen, nämlich das „Werk der Verhör," auch von ihm nicht völlig gebilligt wird. Es scheint dies eine Art Beicht und Christenlehre für Erwachsene gewesen zu sein, die der Graf obligatorisch gemacht hatte. Jeder Zwang zu derartigen Uebungen war aber dem evangelischen Sinne Eberlins zuwider; „In der Beicht," so läßt er sich vernehmen, „komme der Sünder

von keinem Menschen getrieben, sondern von eigener Not." Darum ist diese Verhör, „die der fromme Herr so fleißig befohlen, ihm und andern Pfarrherrn sehr beschwerlich aus vielen Ursachen. Dieweil aber unser Herr solches für nützlich und zuvorkommend viel Unraterheit vorgenommen, haben wir sollen und wollen keine Müh hierinnen sparen. Kein gottsfürchtiger Mensch tadelt solches, kein Biedermann sperret sich, er ehret seiner Herrschaft gut Fürnehmen, ob er auch nit weiß, worumb es geschieht."

So dachten aber natürlich nicht alle, selbst die nicht, „welche sollten vorstehen;" viele hatten geradezu eine Lust, des Grafen Verordnungen zu hindern. Sein Tod wurde von ihnen als Wiederkehr der alten Ungebundenheit begrüßt, und Eberlin hatte bitter zu klagen über allerlei Mutwillen, der am offenen Sarg des Landesherrn losgebrochen war.

So bleibt Menschenwerk beim besten Streben eitel Flick- und Stückwerk.

Das Schulwesen. Ueberall, wo die Reformation Boden faßte, nahm auch das Schulwesen einen erfreulichen Aufschwung. Ist es doch je und je ein Ehrentitel der neuen Lehre gewesen, daß sie die Bildung nicht fürchtet, sondern geflissentlich hegt und pflegt. Wie stand es in dieser Hinsicht im evangelisierten Wertheim?

Eberlin hatte als Superintendent auch das Schulwesen unter sich, und Eberlin war ein begeisterter Pädagog. „Glaubt das sicher," rief er seinen Landsleuten zu, „daß die größte Besserung der Christenheit liege an fleißiger Wartung und Unterweisung der Kinder. Lasset ja die Lehrschulen nit abgehen!"

Seine Schulreformpläne hatten anfangs viel Abenteuerliches. So verlangte er 1521: „Die Kinder mögen auf Gemeindekosten vom dritten bis achten Jahre Unterricht erhalten im Evangelium und den paulinischen Briefen, in Latein und Deutsch, obenhin auch in Griechisch und Hebräisch." Offenbar war er damals gänzlich ohne Fühlung mit praktischen Lehraufgaben, sonst hätte er ein so unsinniges Programm nicht aufstellen können. Auch gegen

die vielfach auf Abwege geratene Wissenschaft der Hochschulen hat er sich in seinem Eifer für Abthun allen verstaubten Wesens wohl hie und da übertrieben ausgesprochen. So will er einmal, daß keine Philosophie mehr gelehrt, „kein Scholastikus Doktor fürhin gelesen werde denn allein zur Verachtung.“ Oder er eifert gegen das Lesen in den Kirchenvätern: „Ein gläubig Herz läßt sich an der Biblia genügen und lernt von menschlichen Künsten nur soviel, als ohne große Arbeit und ohne viel Zeit gelernt werden kann.“

Doch dieser Zorn gegen die gelehrten „Schattenlieger“ ist nur eine vorübergehende Anwandlung, die, wie so vieles, 1522 zu Wittenberg durch Luther und Melanchthon gründlich kuriert wurde. In Wertheim schrieb er später das schöne Wort: „Wir haben keinen Gefallen an denen, die unter dem Schein christlicher Einfalt die Leute vom Studium abziehen und zu Blöcken und Stöcken machen wollen. Die Erfahrung lehrt, wie sehr der Mangel an Künsten unserm Lande schadet.“

Höchst überraschend, weil ganz modern gedacht, ist Eberlins Forderung allgemeinen Schulzwangs und die damit zusammenhängende weitere Forderung, daß die Gemeinde die Unterrichtskosten zu tragen habe. Außer Lesen und Schreiben solle man „alle Kind lehren ziemliche Saitenspiel, die Kunst des Messens, Rechnen und Sternen kennen; auch soll man sie lehren gemeine Kräuter unterscheiden und gemeine Arznei wider gemeine Krankheit.“ Erinnert nicht auch in diesem Lehrplan manches an die allerneusten Forderungen unserer heutigen Pädagogik?

Schon im Jahre 1521 verlangt er — man staune! — die Einrichtung von Sonntagsschule und Kinderlehre: „Unter der Vesper soll der Kaplan eine kurze Vermahnung thun den Kinden, sie zu lehren christenlich Zucht;“ und später ruft er seinen Amtsbrüdern zu: „Es ist mein getreuer Rat, daß ihr die jungen Kinde in der Woche einmal oder dreimal zusammenberuft und ihnen von Zucht, von Ehrbarkeit und von den Geboten Gottes deutlich, klar, kindlich saget, denn sie mögen sonst eure Predig im Tempel nit wohl verstehen, sie sind zu blöde.“

Mit gewiß berechtigtem Zorn erfüllte es Eberlin schon frühe, daß die Nonnen, „die doch Latin nit verstohn, sollen alle Tag zehen Stund mit Latin umbgehn. Und sag mir nit, verstond sie es nit, so verstohts aber Gott und die Engel. Ich sage dir, dein Red ist Wasser und Luft, denn sollichen ganzen Unverstand ihr ganz Leben lang approbiert Gott nit." Als echter Praktikus will er, daß man in den Frauenklöstern „die Kinde auf Haushalten und Arbeit ziehe, also, ob sie einmal Ehefrauen werden, daß sie wissen Haus zu halten."

Was das höhere Schulwesen betrifft, so ist er gleich Melanchthon ein Gegner des toten Gedächtniskrames, wie er damals vielfach den Schülern zugemutet wurde: „Es gefällt uns nicht, die Jugend durch so vielen, wüsten Schlamm zu führen." Eine Kurzweil müsse das Lernen sein, denn aus dem Lernzwang gehen knechtische, bäurische Leute hervor. Er kann es auch nicht mit derjenigen Schulrichtung halten, der es in einseitiger Weise auf das Lateinsprechen als letztes Ziel ankam. Er fordert Realien, er fordert — man höre, wie modern! — Einleitung in die Rechtsverhältnisse. Freilich aus einem etwas andern Grunde, als dies heute wohl geschieht, nämlich aus Haß gegen das neu eingeführte römische Recht, in dessen ausbeuterischem, hinschleppendem Verfahren Eberlin gleich den meisten Volksfreunden nur eine andere Gestalt der bestechlichen Rechtspflege der römischen Kirche sah. „Darum wisse ein jeglicher sein Billiges und Unbilliges; kein Jurist, kein Fürsprecher soll fürhin sein."

Die alten Klassiker schätzt Eberlin nicht zum wenigsten wegen der historischen Belehrung, die sie bieten. Seine Flugblätter wimmeln von Beziehungen auf oftmals sehr entlegene Schriften. Neben Cicero und Xenophon hat er sich besonders mit Tacitus und Quintilian beschäftigt, auch aus Vergil führt er mehrfach Stellen an.

Schließlich sei erwähnt, daß schon Eberlin ein warmer Verfechter des „Handfertigkeitsunterrichts" war: „Befleißigt euch," ruft er einmal aus, „irgend eine Arbeit zu lernen zur Uebung des Leibes und zu verzehren nützlich die Zeit, darin ihr zu andern Uebungen unlustig seid. Arbeiten ist

ehrlich, so daß man auch etliche Fürsten findet, die das Drechslerhandwerk und dergleichen lustige Arbeit mehr gelernt haben, die Zeit dadurch zu kürzen. Denn ohne Arbeit mögt ihr nit lange ohne Schaden eurer Sinne warten. Ihr müßt zuletzt auslaufen, hin- und herspazieren, welches ohne merklichen Schaden nit wohl geschehen kann. Auch wird Handarbeit euch nützlich sein im Haus zu eurem Gebrauch. Ihr vertreibt euch damit viel melancholische Phantasie" u. s. w.

Wie stand es nun unter Eberlins Verwaltung mit den Schulen zu Wertheim? Ein Gymnasium gab es noch nicht, das sollte erst durch Georgs Sohn Michael III. im Jahre 1543 gegründet werden. Wohl aber rühmte sich die Stadt einer blühenden Lateinschule, wo von geistlichen Lehrern die sieben Hauptwissenschaften des mittelalterlichen Schulunterrichts den Knaben beigebracht wurden. Wie im einzelnen Unterricht und Schulzucht damals in der Grafschaft gehandhabt wurden, ist uns leider nicht überliefert; doch wird der Schluß gestattet sein, daß ein so begeisterter und selbständig denkender Bildungsfreund wie Eberlin bestmöglich für das Unterrichtswesen des Landes gesorgt haben wird. Und mit Eberlin unser Graf Georg, dessen Eifer für Schule und Schulbildung kein geringerer als Luther dem ganzen deutschen Adel als Muster vorgehalten hat. In einer Predigt — es war im Todesjahr des Grafen — kam er nämlich darauf zu sprechen, daß „die Schreiberei so feindselig ist bei vielen Hansen. Laß sie fahren," so schloß er, „und sieh dich um nach feinen, frommen Edelleuten, wie Graf Georg von Wertheim und dergleichen Selige (ich will der Lebendigen schweigen); an denselben labe und tröste dich."

Ein Zeugnis für Georgs wissenschaftliches Interesse dürfen wir ferner darin erblicken, daß Eberlin eine Uebersetzung der Germania des Tacitus, welche er zu Wertheim verfaßte, gerade ihm gewidmet hat. Es ist dies die älteste Uebersetzung der Germania, die es überhaupt giebt. „Ein zamengelesen Buchlin von der teutschen Nation Gelegenheit, Sitten und Gebrauche, durch Cornelium Tacitum verzeichnet" lautet ihr Titel. Sie macht auf Vollständigkeit

und Genauigkeit keinen Anspruch, ist aber unterhaltend zu lesen wegen der gelungenen Seitenblicke auf die Zeitverhältnisse des Verfassers, auch wegen der mißlungenen Wortableitungen, die Eberlin hie und da zum besten giebt. In der Vorrede beklagt er „den großen Schaden teutscher Nation, folgend aus dem, daß so viel köstlicher Thaten, Reden und Lehren, so ohn Zweifel durch die Teutschen geschehen, in Vergessenheit gestellet seien"... Schon vor Jahren hatte er sich ähnlich vernehmen lassen: „Darumb sollen alle Menschen sich fleißen, heilsam, christlich, nützlich Ding in Teutsch zu bringen, alles das dienen mag zu Fürderung des Evangeliums und zu Treu und Redlichkeit; denn wo teutsche Nation wieder ufgericht wird mit ihrem Kaiser, mögen sie darnach der ganzen Welt nützlich und behilflich sein zu erlangen die Wahrheit." Man beachte den patriotischen Sinn, der sich hierin kundgiebt.

Graf Georg war es endlich, der Eberlin beauftragte, einen „Furschlag" auszuarbeiten, „wie ein gutherziger, verständiger Herr oder Vater seinen Suhn solle zur Schule dem Meister befehlen," eine Dienstvorschrift für den künftigen Erzieher des Erbgrafen, die dem Grafen selbst in den Mund gelegt wird. Sie verrät große Vertrautheit mit den griechischen und lateinischen Schriftstellern und den damals maßgebenden Handbüchern über Erziehungswesen und enthält eine Fülle trefflicher Gedanken, die Eberlins erzieherischem Blick alle Ehre machen. Es heißt da u. a.: „Ein ungelehrter König ist gleich einem gekrönten Esel"... „Es ist auch einem Regenten und seinem Lande schädlich, so er muß sehen und hören, ja auch reden mit fremden Ohren, Augen und Mund und sich bei der Nase führen lassen wie ein Büffel... Bedienet euch der Methode Erasmi und Melanchthons, welche lehren Frömmigkeit mit Verstand vereinen, daß man nicht durch eitle Künste zu einem Heiden werde, noch durch tolle Grobheit der papistischen Mönche Weise erbe... Kato vor seinem Sohne nichts sprach, was er nicht auch vor einer Klosterfrau hätte reden dürfen... Stellt die Pferde nicht hinter den Wagen, indem ihr das Schwerste zuerst vortragt... Dem Kinde legt nit viel, noch vielerlei vor, macht ihm auch alles

möglich leicht und klar ... Redet vor dem Kinde in gutem, deutlichem Deutsch ... Was ihr ihm einmal vorgebt, das soll täglich wiederholt werden, wie ein rein Tierlein thut, also daß ihr immerdar das Vorhergehende knüpfet an das Gegenwärtige, daß also für und für eine starke Kette der rechten Lehre daraus werde" 2c.

Der einzige Sohn Georgs, Michael III., war allen Zeitgenossen ein Wunder durch seine feine Bildung. Mit vollem Verständnis vermochte der 15-jährige den Vorlesungen Luthers, Melanchthons und anderer Gelehrten zu folgen; in elegantem Latein wußte er mit 16 Jahren seinem Oheim aus Leipzig über seine dortige Studienzeit zu berichten, die er im Hause des berühmten Humanisten Camerarius verlebte. Wie dieser erzählt, kam Melanchthon mehrfach blos dazu nach Leipzig herüber, um mit Michael, den er wegen seiner Bescheidenheit und schönen Begabung wahrhaft väterlich liebte, gemeinsame Stunden zu verleben — kurz alles ist einig im Lobe der feinen Bildung dieses jungen Grafen, und wir dürfen gewiß auch hieraus einen günstigen Schluß ziehn auf die Hochschätzung und Pflege, welche Wissen und Wissenschaft, Unterricht und Schulzucht in Wertheim damals fanden. —

Gedächtnisfeier für Georg II. Am 27. April 1530 starb Graf Georg II., erst 43 Jahre alt, zu Breuberg im hessischen Odenwald und wurde im nahen Sandbach begraben. Acht Tage nach seinem Tode veranstaltete Eberlin eine Gedächtnisfeier für seinen „wohlgebornen Herrn und lieben Vater." Die Feier, die er für des Grafen Witwe Barbara aufgezeichnet hat, verlief in folgender, durchaus eigenartiger Weise.

Früh um 7, als sich das Volk in der Stadtkirche versammelt hatte, trat Eberlin auf den Predigtstuhl, die 19 Geistlichen der Grafschaft auf den Lettner mit den Apostelbildern (s. S. 4). Wohl eine halbe Stunde predigte Eberlin über Evangelium Johannis am 20. „Viel sei," fuhr er dann fort, „von dem frommen Herrn Georg zue reden, nit allein darumb, daß es ihme ehrlich ist, sondern auch, daß es Gott loblich und den Zuhörern besserlich. Aus

dieser Ursach sollt man ein Legend von ihme schreiben, die in frembden Landen gelesen würde, ja auch von unsern Nachkömmlichen, dieweil solcher ehrlicher Helden Exempel, gehört oder gelesen, sehr reizen zue Tugenden."

„Ich hab gesagt, viel seye von ihme zu reden, darumb auch solches einem Menschen nit wohl müglich ist." Bei diesen Worten kehrte sich Eberlin nach den Pfarrern um und forderte sie auf: „Sag jeglicher diesem Volk etwas zue Trost und Besserung von unserm frommen Herrn und lieben Vatter."

So geschah es. Nach der Ordnung trat „jeglicher herfür, da die Apostel stehen" und las von einem Zettel, den er zuvor von Eberlin empfangen hatte, sein besonderes Lob des Grafen vor, so daß nach und nach alle landesväterlichen Bemühungen Georgs, wie wir sie kennen, zur Sprache kamen. Nach dem fünften, zehnten und fünfzehnten Geistlichen sang die Gemeinde je einen oder mehrere Psalmverse.

Zum Schluß, „als das Volk Thränen vergoß, und große Klag war auch von denen, welchen man solches nit zugetrauet," da stund Eberlin wieder auf und erzählte in seiner kernigen, herzlichen Weise noch manch hübschen Zug, manch menschenfreundliche Aeußerung seines gnädigen Herrn, dem er als vertrauter Berater so oft ins treue Herz geschaut hatte. Eberlin schloß mit dem Gelöbnis, seinen Dienst auch fernerhin treulich zu versehen, „selber und durch andere wie bishero, ja will Gott ernstlicher und fleißiger als vorhin. Also hab ich Befehl von Gott durch unsere fromme Herrschaft. Ich förcht mich auch nit, ich bin gewesen ein redlicher Diener des ehrlichen Herrn Grafen Jörg in einer löblichen rechten Herrschaft, der ich will anhangen mit allen Biederleuten bis in Tod und will helfen bitten für diese Obrigkeit und ihrer Land Wohlfahrt allezeit ... Seid getrost, liebe Freund, in Gottes Genad, es wird baß gehen, denn alle bösen Geister sehen mögen."

Es ging in der That besser, und sicherlich hat eben diese Totenfeier, bei der die junge Kirche aufs stattlichste vor das Land hin- und für ihr Bekenntnis eintrat, nicht wenig dazu beigetragen, daß die Gefahren, welche bei Georgs

Tod die Reformation in seinem Gebiet bedrohten, glücklich abgewehrt wurden. Gewiß war Eberlins Zuversicht berechtigt, daß „dies Begängnus noch uber viel Jahr nit würd vergessen werden, also daß die Eltern solches würden noch anzeigen ihren Kindern."

Ja, es kam besser, weit besser, als unser Eberlin zu hoffen gewagt hatte. Zwar er selbst, der treue Eckart der jungen Wertheimer Kirche, sank gar bald nach seinem Herrn ins Grab, mit ihm, wie Gustav Freytag sagt, „ein gutes Stück von der Poesie der ersten Reformationszeit." Doch die Vormünder des Erbgrafen Michael wie seine Mutter hielten auch nach Eberlins Tod an der neuen Lehre fest; sie ließen noch im selben Jahre die Augsburger Konfession von den Kanzeln der Grafschaft verlesen und bekannten sich auch auf den nächsten Reichstagen und Religionsgesprächen ebenso standhaft zur Politik der evangelischen Reichsstände, wie einst Georg. Und als dann im Jahre 1548 der junge Graf Michael III., von seinen Wittenberger und Leipziger Studien heimkehrend, die Regierung seines Landes selbst antrat, da setzte er in allen Stücken seines Vaters Werk nachdrücklich und voll inniger Begeisterung fort.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die weiteren Schicksale der evangelischen Kirche Wertheims zu schildern. Freuen wir uns, daß sie aus allen Stürmen, die in ferner oder naher Zeit ihr Bestehen bedroht, siegreich hervorgegangen ist und noch heute in Kraft steht, eine einsame Warte des Protestantismus inmitten viel katholischen Landes.

Doch „halte was du hast, daß niemand deine Krone nehme!" Das sei auch dir zugerufen, du traute Main- und Tauberstadt. Deine Bürger rühmen sich treuer Anhänglichkeit an die Heimat, viel gilt auf dem historischen Boden, was durch alten Brauch von Väter Zeiten her geweiht — bewahre solche Treue auch deinen stolzesten und heiligsten Ueberlieferungen! Du bist ein Erstling protestantischen Bekenntnisses — zeige stets dich wert solchen Ruhmes! Deine Blütezeit ist die Zeit der Reformation

Dr. Pommer Bugenhagen

und

sein Wirken.

Dem deutschen Volke dargestellt

von

H. Meinhof,
Pastor in Carnitz bei Treptow a. Rega.

Halle a/S. 1890.
Verein für Reformationsgeschichte.

I. Kapitel.

Wie Bugenhagen das helle Licht des Evangeliums gefunden hat.

In allen evangelischen Schulen des preußischen Staates hängt seit dem 10. November 1883 ein Bild, wie Dr. Luther die Bibel übersetzt. Da sitzt er keineswegs allein in seiner Zelle, sondern es sind eine Reihe von Männern um ihn geschart, Melanchthon, Justus Jonas und wie sie alle heißen. Diese alle helfen mit durch ihr Wissen, ihren Glauben, ihre Lebenserfahrung die rechten Worte zu treffen, um unserem deutschen Volk das heilige Gotteswort in gutem, klarem Deutsch darzubieten. Einer unter ihnen und, wie uns die Geschichte lehren soll, nicht der letzte, ist unser Dr. Pommer Johannes Bugenhagen.

Die deutsche Bibel, die ganze Reformation ist nicht eines Mannes Werk, viele haben mitgeholfen, neben Luther noch mancher gewaltige Mann. Aber freilich die deutsche Bibel und die ganze Reformation ist so aus einem Geist und einem Guß, daß jeder sehen muß, hier haben die Besten, die wahrhaftigsten Menschen die eine Wahrheit gefunden, die dem Menschenherzen Frieden geben kann, die Wahrheit, die Gott vom Himmel geoffenbart hat, und die Er jeden finden läßt, der ehrlich sucht. — Dieses erste Kapitel soll uns erzählen, wie es zugegangen ist, daß Johannes Bugenhagen den Dr. M. Luther gefunden hat.

Am 24. Juni 1485 ist Johannes Bugenhagen in Wollin, der alten Handelsstadt auf der Insel gleiches Namens geboren, wo sein Vater Ratsherr war. In Zucht und Gottesfurcht wurde er aufgezogen und hatte — wie er selbst bezeugt — die heilige Schrift lieb von Jugend auf. 1502 kam er nach Greifswald auf die Universität, wo er statt des mittelalterlichen Formelkrams

von Hermann vom Busche gründlich Griechisch und Latein lernte. Freilich seine niederdeutsche Behaglichkeit und Derbheit, seine Freude an Laune und Witz und die Neigung, sich ungehindert ins Breite gehen zu lassen, hat er dabei nicht verloren. Aber gelernt hat er dort den Ernst, das ehrliche Suchen nach Wahrheit, durch welches manche jener Humanisten — so nennt man die damaligen Lehrer des Griechischen und Lateinischen — Mithelfer der Reformation geworden sind.

Er wurde, erst 20 Jahre alt, 1504 als Rektor an der Schule zu Treptow a. Rega angestellt. Heinr. Boldewan, Abt des Klosters Belbuk, hatte ihn als Patron der Kirche und Schule zu Treptow dorthin berufen.*) Was hat Bugenhagen nun dort gelehrt? Während die Jüngeren den Glauben und die 10 Gebote lernten, las er mit denen, die schon mehr fassen konnten, die Briefe des Paulus an Timotheus und die Psalmen. Also seine Zöglinge in die Schrift einzuführen, das hielt der junge Rektor für seine Hauptaufgabe. Fromme Bürger, Priester und Mönche kamen bald, um den Stunden des schriftkundigen Rektors zuzuhören. Aber was sagte denn sein Abt dazu? 1505 berief er ihn, weil er mit allen geschäftlichen Sachen trefflich umzugehen wußte — was wir noch weiter hören werden —, zum kirchlichen Notar, dann richtete er Vorlesungen über die biblischen Bücher für die Mönche ein. Bugenhagen hatte diese Vorlesungen zu halten und hatte so Gelegenheit, viele, die später selbst Geistliche werden sollten, in die heilige Schrift einzuführen. Dergestalt wurde im Kloster Belbuk schon mehrere Jahre, ehe Luther seine Thesen an die Schloßkirche in Wittenberg anschlug, die

*) Nur durch eine kleine Wiese von der Stadt getrennt, auf einem Hügel, auf dem einst die heidnischen Wenden dem Belbog, dem Gott des Lichts geopfert hatten, ist Kloster Belbuk um 1180 gegründet. In der Mitte des 13. Jahrhunderts hatte es den Flecken Treptow vom Herzog von Pommern gekauft. Auf dem Hügel, wo vom Kloster nur noch der Wall und eine alte Mauer übrig ist, liegt jetzt eng zusammengedrückt das Dorf Belbuk, im Volksmund Beelzbuk genannt. Jeder der 22 Besitzer hat das Recht, eine Kuh auf den früher klösterlichen, jetzt königlichen Wiesen zu weiden.

heil. Schrift gründlich und ernstlich getrieben. Am 29. Juni hatte Bugenhagen die Festpredigt zu halten für St. Peter und Paul, die Schutzpatrone des Klosters; da eiferte er gegen die, die den Heiligen ebensoviel Ehre geben wie Gott. Er weist auf das Wort hin, welches Paulus von sich selbst sagt: „Am liebsten will ich mich meiner Schwachheit rühmen, auf daß die Kraft Christi in mir sei." Nicht nach Seelenmessen wird Christus am jüngsten Tage fragen, sondern das wird er sagen: „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist" u. s. w. Zum Schluß ruft er den Hörern zu: „Gehet hin und lernet was das sei: Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer!"

So lehrte und wirkte Bugenhagen noch ehe Luthers Name genannt war. Von der abergläubischen Frömmigkeit seiner Zeit, von der äußerlichen Werkgerechtigkeit, dem toten Formelkram war er schon los; heftiger Unwille über die äußere Verderbtheit der Kirche spricht aus seinem ganzen Wirken. In der heil. Schrift allein suchte er die Wahrheit und das Heil und einen offenen Sinn für die Wahrheit hatte er in seinem Herzen gepflegt. Da kam ihm Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft in die Hand. Als er sie durchgeblättert hatte, rief er heftig aus: „Schon viele Ketzer haben die Kirche angegriffen und ihr hart zugesetzt, aber noch keiner ist erstanden, der verderblicher wäre als dieser." Der erste Eindruck, den Bugenhagen von dieser Schrift Luthers bekam, ist also durchaus kein günstiger gewesen. Bis in die geheimsten Gewebe der päpstlichen Lügenherrschaft war Bugenhagens grader offener Sinn noch nicht eingedrungen, darum schienen ihm Luthers Keulenschläge gegen den Papst, das Haupt der Christenheit, — denn so hatte es ja auch Bugenhagen von Kind an gelernt — fast wie Gotteslästerung. Aber sein Wahrheitssinn ließ es ihm nicht zu, das Buch ungelesen fortzuwerfen, er nahm es, um gründlich zu prüfen, was der Augustinermönch lehrte. Nach einigen Tagen kam er zu seinen Freunden zurück und seine Antwort ist das beste Zeugnis für Bugenhagen sowohl, wie für Luthers Werk: „Was soll ich meine Meinung noch verbergen? Die ganze Welt ist blind; sie wandelt in einer tiefen

(cimmerischen) Finsternis; **Luther allein sieht die Wahrheit.“**

Wenn jemand sich eine Wasserleitung anlegt, dann fängt er an dem tiefsten Ende an zu graben, da wird alles zurecht gemacht, die Röhren gelegt und dann immer weiter aufwärts bis dahin, wo die Quelle entspringt, und wenn alles fertig ist, dann wird mit einem Spatenstich die letzte Erde weggehoben, die das Wasser noch hielt, dann giebts wohl erst ein Stürzen und Sprudeln, aber bald findet das Wasser seinen Weg durch die Röhre und in eilendem Siegeslauf fließt es die bereitete Bahn. So macht es Gott der Herr auch, so hat Er es auch mit Dr. Luther und der Reformation gemacht. Auch in Pommern waren die Bahnen längst bereitet. Bugenhagen und seine Schüler hatten längst gelernt, die heil. Schrift als den rechten Lebensweg zu erkennen und mit offenem Sinn nach Gottes Wahrheit zu forschen. Nun räumte Gott durch den Wittenberger Mönch das letzte Hindernis hinweg, da gabs freilich ein Sprudeln und Stürzen, wie durch die ganze Christenheit, so auch durch Bugenhagens Seele und dann floß in klaren Wellen die göttliche Wahrheit des Evangeliums in die Herzen, die längst dazu bereitet waren. Es war nicht Luthers Wort, was so zündete, es war die selige Wahrheit unseres Gottes, die erst an allen Orten die Herzen bereitet hatte, und die nun durch ihr besonderes Werkzeug in vollen Strömen hervorbrach.

Mein liebes deutsches Volk, und ihr lieben Pommern zumal, das war kein Zufall, daß soviel treffliche, gewaltige Männer zum Werk der Reformation und zur deutschen Bibel sich zusammen gefunden haben, und daß das ein Werk wurde — nicht von einem Mann und doch aus einem Geist und aus einem Guß. Das hat seinen Grund darin, daß Gott sich von allen Herzen, welche ehrlich suchen, finden läßt und daß alle, welche ehrlich suchen, unsern Gott, den lebendigen Gott finden in dem Evangelium, das unserm Volk durch die Reformation, durch die deutsche Bibel wiedergegeben worden ist, so wie Bugenhagen ehrlich gesucht und gefunden hat.

II. Kapitel.

Wie Dr. Luther den Bugenhagen gefunden hat.

Von welch gewaltigem Einfluß auf sein ganzes Leben die Luther'sche Schrift geworden ist, erzählt Bugenhagen selbst in seiner Auslegung zum 1. Psalm. Da heißt es: „Von Anfang meines Lehrens an gab Gott mir das Gemüt, daß ich mich fleißigte, meine Zuhörer wider die groben Laster mit göttlicher Schrift gerüstet zu machen und zu versehen, als da sind Geiz, Wucher, äußerliche Abgötterei u. dergl., auf daß sie also, mit dem Wort Gottes gerüstet und versehen, sich von Sünden enthielten und ihrem Schöpfer reine Seelen behielten. Was war aber dieses anders, denn eine pharisäische Gleißnerei lehren, dieweil ich doch selbst die Natur und Art des Glaubens nicht wußte, durch den allein die gemeldeten Stücke mögen geleistet werden? In der Blindheit bin ich nun gewesen, bis Gott sich aus der Höhe über die menschlichen Irrtümer erbarmet, hat durch den Geist Christi die apostolische Zeit und Predigt des heiligen Evangelio widerbracht. In dem hat er mich auch begnadet und auch seines Glaubens nach weise gemacht. Darum ich für diese Aenderung meines Wesens sage Dank, Ehr' und Preis dem Vater und unserm Herrn Jesu Christo in Ewigkeit, fleißlich bittend, daß Er mir Seinen Geist verleihe, damit ich „Willen und Lust habe an Seinem Gesetz, tichte und rede davon Tag und Nacht," auf daß ich im Geist befestigt, nicht dulde den Greuel und Anstoß der antichristischen Lehre, dulde aber durch die Liebe alle Anstoß der schwächeren Brüder, der ich selbst auch bin mit viel Schwachheit umgeben."

Nachdem Bugenhagen mit seinen Freunden, dem Abt Boldewan, dem Pfarrer Slutow in Treptow u. a., die Sache gründlich durchgearbeitet hatte, schrieb er an Luther um weitere Belehrung. Dieser schickte ihm die Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen." 1521 aber machte Bugenhagen selbst sich auf, nach Wittenberg zu ziehen.

Um zu hören und zu lernen ging er dorthin. Bald

aber sammelten sich einige Pommern um ihn, denen er zum Verständnis der Schrift helfen sollte.*) Aber als er bei der Erklärung des 16. Psalms angekommen war, war sein Zimmer schon viel zu klein. Melanchthon selbst nötigte ihn dazu, die Vorlesungen öffentlich zu halten, und so war in kürzester Zeit aus dem Mann, der nach Wittenberg ging um zu lernen, ein Wittenberger Lehrer und Mithelfer der Reformatoren geworden. 1522 nennt Martin Luther den Dr. Pommer den „ersten Professor in Stadt und Kreis nächst Philipp Melanchthon."

Als Bugenhagen seine Erklärung zu den Psalmen herausgab, schrieben Luther und Melanchthon selbst Vorreden dazu. Luthers Vorrede lautet verdeutscht so: „Johannes Pommer, Bischof zu Wittenberg nach dem Willen Gottes, unsres Vaters durch unsern Dienst, schenkt dir, lieber Leser, diesen Psalter aufgeschlossen mit dem heiligen Geist, welches ist der Schlüssel Davids. Es ist nicht not, daß ich dies Werk mit viel Worten herausstreiche, denn es wird dir überreichlich, das weiß ich, empfohlen sein nicht durch mein Zeugnis, sondern durch seinen eignen Wert, womit es dich zwingen wird, wenn du es liest, zu bezeugen: „Dies ist der Geist, welcher die Ge-

*) Vergessen dürfen wir nicht, daß Bugenhagen in der Zeit, als er in Treptow Rektor war, seinem Vaterlande Pommern einen wichtigen Dienst geleistet hat. Herzog Bogislav X. ließ ihn auf sein Schloß nach Rügenwalde kommen und gab ihm Auftrag und Vollmacht, die Urkunden der pommerschen Geschichte zusammenzustellen. So durchzog er Pommern von Oliva bis Stralsund und stellte in der „Pommerania" zusammen, was er gefuuden hatte. Wahrheitsliebe gegen Jedermann, auch bei Dingen, die nicht angenehm sind zu hören, gegen den geistlichen Stand, den Herzog selbst und ebenso gegen seine Pommern, Liebe zu seinem Volk, Gewissenhaftigkeit und sittlicher Ernst reden aus dem Buch. Er liebt seine Pommern, das fühlt man, wo er von ihren Tugenden, von ihrer Ehrlichkeit und Treue spricht und erzählt, wie der heil. Otto von Bamberg sich gewundert habe, daß es nicht Schloß und Riegel bei ihnen gäbe. Doch weist er auch altheidnische Sünden in mancher Unsitte des Volkes nach, im Strandraub, der heidnischen Völlerei, Trunksucht u. a. m., wodurch der Name der Pommern in vergangener Zeit einen üblen Flecken erhalteu hat.

Das Gymnasium in Treptow führt nach ihm den Namen „Bugenhagen-Gymnasium".

heimnisse redet, die soviel hundert Jahr verborgen waren.“ Denn wenn man es mit allen alten und neuen Auslegern vergleichen will — so wage ich zu sagen — wenn ich auch manchen damit verletzen werde, — es ist von Niemandem bisher, dessen Bücher wir haben, der Psalter wirklich ausgelegt worden; dieser Pommer ist der Erste in der Welt, der wirklich ein Ausleger des Psalters genannt zu werden verdient. Die Andern haben ihre eigenen, ganz ungewissen Gedanken in dies schönste Buch hinein getragen. Hier aber wird das gewisse Urteil des Geistes dich Wunderherrliches lehren.

Auch ich selbst habe angefangen, viel Fleiß auf dies Buch zu verwenden, aber die Tyrannei des Papstes ließ ... es mir nicht zu. Christus aber hat mich herrlich gerächt. Denn an meiner Stelle, dessen Tröpfeln Satan nicht dulden wollte, platzt jetzt daher ein Regen, große Gewittergüsse und Wasserstürze, so daß eben recht geschieht, daß ich abnehme und jene wachsen. Das sage ich nicht, lieber Leser, damit du auf meinen Psalter warten sollst, sondern freue dich mit mir, jubiliere und sage Dank Christo, unserm Heilande, daß Er statt eines armen und schwachen Luther dir Aussicht giebt auf David, Jesaias, Paulus, Johannes, vor allem Ihn selbst und nicht blos Aussicht, sondern schon die reiche Fülle, nun offen und klar sie zu sehen, zu hören und davon zu reden, nicht blos durch eines Mannes Feder und Zunge, sondern mit großen Scharen Evangelisten, wie der 67. Psalm sagt.“

Bald that Dr. Pommer selbst einen eigenen gewichtigen Schritt für die Reformation. Längst hatte Dr. Luther gegen den Cölibat, d. h. daß die Geistlichen nicht heiraten sollten, geeifert. Aber grade in alteingewurzelten Unsitten ist vom Reden bis zum Thun ein weites Stück. Noch war kein Pastor von den Anhängern des Evangeliums thatsächlich in die Ehe getreten; da war es nach Bernhardi und Justus Jonas der Priester Johann Pommer als einer der ersten, der furchtlos und grade auch im Leben durchführte, was er gründlich und besonnen als recht erkannt hatte. Am 13. Oktober 1522 fand zu Wittenberg

seine Hochzeit statt mit einer 22jährigen Jungfrau Walpurga; ihr Vatersname ist uns nicht genannt. Im selben Jahre noch ward Bugenhagen vom Rat und Vertretern der Gemeinde zum ersten Pfarrer an der Stadtkirche zu Wittenberg gewählt und von Luther als solcher feierlich von der Kanzel der Gemeinde verkündigt.

So hat Dr. Luther mit schnellem Blick herausgefunden, was er für seine Sache an dem Pommer hatte und hat ihn auf den rechten Platz gestellt. Hier hatte Bugenhagen zuerst Gelegenheit, seine besondere Gabe zu zeigen. Die alten, abergläubischen Formen der Kirche waren durch den neuen Geist abgethan; aber es fehlte viel, daß nun auch gleich neue gute Ordnungen da gewesen wären. Die Schwarmgeister hatten noch neue Verwirrung hinein gebracht, so galt es, der Wittenberger Gemeinde gute äußerliche Ordnungen in Kirche und Schule zu geben; dazu war Dr. Pommer der rechte Mann. Man sagt es dem pommerschen Volksstamm nach, daß er überhaupt die Gabe habe zu organisieren. Der Mitteldeutsche ist feuriger, genialer, der ruhigere, besonnenere Pommer dagegen versteht es, für die großen ewigen Gedanken die äußerliche Form, die zeitlichen Mittel zu finden, die passen, damit sie hier im Leben wirksam werden. Ob das Urteil über die Pommern im allgemeinen richtig ist, will ich nicht sagen, denn ich bin auch ein Pommer, aber über den Dr. Pommer ist es richtig — und so helfe Gott der Herr, daß wir auch solche rechten Pommern werden, wie er einer gewesen ist. An Geisteskraft und Feuer ist Luther der weit größere. Aber in der Organisation der Gemeinde, in der Kirchenordnung, deren die Reformation bedurfte, nachdem die alte Ordnung dem Evangelium feindlich geworden war, steht Bugenhagens Wirken an erster Stelle. Daß sein Wirken weit über Wittenberg hinaus, über die ganze niederdeutsche Evangelische Christenheit ging, wird uns das nächste Kapitel zeigen.

Aber doch nicht blos den praktischen Ordner hat Luther an ihm gefunden, zugleich auch den treuen Seelsorger für die Wittenberger Gemeinde und — für seine eigene Person. Es ist wohl kaum zuviel gesagt, wenn

wir meinen, Bugenhagen hat mit Melanchthon dem Luther von all seinen Freunden persönlich am nächsten gestanden. Des Pommern grade, kräftige, manchmal derbe Art war dem Mansfelder Bergmannssohn besonders wert. Wie oft hat er in schweren Stunden Luther durch kräftige Ermahnungen aufgerichtet. So rief er ihm einst zu, als Luther zagend und zweifelnd werden wollte: „Ei, Gott ist ganz ungehalten über euch, und denkt, was soll ich doch mit diesem Menschen machen? Ich habe ihm so viele großer und herrlicher Gaben gegeben, und er will doch an meiner Gnade verzweifeln." 1531 schreibt Luther an Bugenhagen: „Man hat den Lübeckern genug gedient, besonders durch Eure Person, dessen Abwesenheit mir endlich unerträglich zu werden anfängt... Ich kanns nicht erwarten."

Daß Bugenhagen bei der Bibelübersetzung in diesen Jahren wacker mitgeholfen hat, wissen wir schon, aber hinzufügen müssen wir, daß Bugenhagen sogleich die Lutherbibel auch ins Plattdeutsche übersetzte, denn er wollte, daß auch die Niederdeutschen, voraus seine lieben Pommern, ihre Bibel lesen können in der Sprache, wie das Kind mit seiner Mutter redet. Heute ists beinahe, als wenn unsere plattdeutsche Sprache nicht mehr gut genug sein soll zu geistlichen Dingen und zum Beten. Das ist nicht gut, denn so wie ein Kind zur Mutter redet, grade wie's ihm ums Herz ist und wie's ihm über die Lippen kommt, so ist es doch auch beim Beten das Natürliche. Dr. Pommer hat gepredigt und geschrieben, wie er mit seiner Mutter geredet hat, auf gut pommerisch Platt.

Dieses Kapitel hat uns erzählt, wie Dr. Luther den Bugenhagen schnell gefunden hat, die beiden nächsten werden uns zeigen, wie andere Leute auch gemerkt haben, was an dem Dr. Pommer war.

III. Kapitel.

Was Braunschweig, Hamburg und Lübeck beim Dr. Pommer gesucht haben und wie sie nicht getäuscht worden sind.

Der Blitzstrahl, der dies Feuer angezündet,
Fiel nicht herab auf uns allein,
Am Himmel hat's der Widerschein verkündet:
Es schlug auch and'rer Orten ein!

Nicht in Wittenberg, nicht in Belbuk allein, durch die ganze Christenheit ging damals ein gewaltiges Regen. Die evangelische Wahrheit brach sich Bahn, die abergläubischen, abgöttischen Formen verschwanden von selbst, aber nun galt es, wenn nicht unruhige Köpfe alles verderben, oder ängstliche Gemüter Schaden nehmen sollten, neue evangelische Ordnungen zu schaffen. Dazu bedurfte es eines Mannes, der, im tiefsten Herzen von der Wahrheit des Evangeliums durchdrungen, eine furchtlose Entschiedenheit besaß, der damit einen klaren Einblick in das Wesen des Christentums und eine ruhige, unerschütterliche Besonnenheit verband, der mit Leuten umzugehen wußte und auch „in allerlei Welthändeln wohl erfahren" war; kam es doch zugleich auch darauf an, den Rechtsbestand der Kirchen und Klöster und ihre Kassen- und Vermögensverwaltung völlig neu zu regeln.

Solch ein Mann war neben den Predigern not, um dem Evangelium freie Bahn zu schaffen. Wir werden uns nach dem bisherigen nicht wundern, wenn sich von allen Seiten aus der deutschen Christenheit die Augen nach Wittenberg richteten. Da wars aber nicht Luther, der begehrt wurde — er war in Wittenberg selbst unentbehrlich — da wars nicht Melanchthon, der gelehrteste Mann seiner Zeit, nicht Justus Jonas und wie sie alle heißen, sondern zu dieser Arbeit schien keiner geeigneter als Dr. Pommer. Die freie Reichs- und Hansastadt Hamburg war die erste, die ihn rief, aber schon ehe er nur hinkam, gab es Zwietracht, persönliche Kränkung und Schwierigkeiten aller Art. Das hat aber den Dr. Pommer nicht groß angefochten. Er solls uns selbst erzählen, wie alles zugegangen: „Ehrsame, Vorsichtige, Weise Herren und gute Freunde," so schreibt er an die Hamburger, „In dem vergangenen Jahre

1525 bin ich ernstlich gerufen und gefordert, daß ich bei euch sollte Pfarrer in St. Nikolaikirche sein; hierüber kam unsre Gemeinde (Wittenberg) zusammen und wollte mich nicht lassen; damit sie aber ein so gut Werk nicht verhinderte, erlaubte sie, daß ich ein halb Jahr bei euch möchte predigen; solches war mir zwar auf eine solche Zeit schwer zu thun, je dennoch gab ich mich in den Willen Gottes und war bereit zu kommen. Denn ich wußte nicht anders, als daß es Gott so haben wollte, des freue ich mich noch.

Hernach kam ein Bote mit Brief und Siegel, daß ich nicht kommen sollte, darumb, daß die ganze Stadt nicht hatte darin gewilligt, auch umb andere weltliche Sachen willen, die doch vor Gott nicht gelten, wenn man Seelen Seligkeit will ansehen." Der Hamburger Rat hatte nämlich geschrieben, sie könnten einen verheirateten Priester nicht unter sich dulden, besonders auch, weil es gegen des Kaisers Gebot sei, d. h. gegen den Nürnberger Reichstagsabschied. Hierauf antwortet Bugenhagen: „Die Herren thuen Unrecht und laufen wider Gott an, wenn sie um des kaiserlichen Gebots willen verbieten, Gottes Wort zu hören und zu lesen; man darf nicht dem Kaiser geben, was Gott gehört!

Doch muß mans ihnen zu gute halten und sie nicht verdenken, die solch Werk verhinderten, weil Gott auf dasmal nicht gewollt hat, auch ist es nicht im Menschen Vermögen, den Glauben zu haben, sondern wenn und wem ihn Gott giebt."

Mit welcher einfachen Entschiedenheit redet der Mann, so als wenn das gar nicht anders sein könnte, in welch herzlicher, gradezu gemütlicher Weise kann er über die erlittene Kränkung hinweggehen, welche Friedfertigkeit und welcher Mut wohnt in diesem Herzen, das sich und alle Dinge in Gottes Händen kindlich geborgen weiß! Er fährt fort:

„Ich weiß nicht anders (Gott sei gedankt), als daß ich mich in der Sache richtig gehalten habe, nach meinem Verstande vor Gott, und habe wieder geschrieben dem Ehrsamen Rate besonders und auch besonders der Gemeinde

in eurer Stadt, was mir deuchte christlich zu sein und mir gebührte zu schreiben ohne Heuchelei zu ihrer Seelen Seligkeit, dabei mich auch beflissen, daß aus meinem Brief keine Zwietracht unter euch entstehen möchte. Denn da ich nicht gegenwärtig mit dem heil. Evangelio bei euch möchte Nutzen schaffen, wollte ich auch mit meinen Briefen keinen Schaden thun, zumahlen ich durch Christum wohl weiß, daß ich sonsten Unrecht gethan hätte. Ich versehe mich, daß die redlichen Leute nichts anders in meinen Briefen gemerkt haben, sondern (als) was christlich ist und daß ich derjenigen Seligkeit gemeinet habe, denen ich zuschrieb, sowohl des Ehrsamen Rats als der andern.

Wiewohl ich nach Gottes Willen nicht bin zu euch gekommen und doch bei euch bin ein erwehlt Pastor und Prediger, der ich doch gegenwärtig nicht zukommen kann, so ist es nicht unbillig, sondern göttlich, daß ich mit Gottes Wort nach dem von Gott verliehenen Verstande euch durch Schrift zur Seelen Seligkeit zu vermahnen, als auch der heil. Paulus und andere Apostel thaten, wohin sie nicht mit ihrem Leibe kommen könnten, dahin kommen sie doch durch ihre Episteln oder Briefe."

Wie also einst St. Paulus an die Christengemeinde zu Rom seinen Römerbrief schrieb und ihr schriftlich sein Evangelium darlegte, weil er selbst nicht kommen konnte, so sandte nun Bugenhagen in einem ausführlichen Schreiben seine Gedanken über Kirchenordnung an die Nikolaigemeinde in Hamburg (1526).

Schon im nächsten Jahre kam ein Ruf der Hansastadt Danzig an Bugenhagen, aber diesmal ließ ihn die Wittenberger Gemeinde nicht ziehen, ebenso wurde eine Bitte der Braunschweiger im Jahre 1527 abgeschlagen, weil Bugenhagen an der großen Kirchenvisitation in Kursachsen teilnehmen sollte. Im nächsten Jahre wurden aber die Wirren in Braunschweig immer größer; der Herzog von Braunschweig wollte das Evangelium nicht dulden, stürmische Geister unter den Evangelischen schritten zur Gewaltthat, Magister Winkel, der erste Geistliche der Stadt, sonst ein trefflicher Mann, war der Sache nicht gewachsen, man brauchte jemand, der des Dinges Meister werden

konnte. Da ward von allen Seiten wieder nur Bugenhagens Name genannt. Diesmal ließ man ihn ziehen. Am Tage vor Himmelfahrt zog er in Braunschweig ein und ließ sich noch am selben Tage von sämtlichen 13 Predigern der Stadt als berufenen Mitarbeiter durch Handauflegung und Gebet beglaubigen, denn er hielt darauf, daß von Anfang an alles „ehrlich und ordentlich" in der Gemeinde zugehe. Von Himmelfahrt bis Exaudi begann er nun mit Predigten Tag für Tag das Werk auf Gottes Wort zu gründen, denn man würde sehr fehl gehen, wollte man meinen, er habe bei seinem Sinn für äußere Ordnung nicht doch vor allem das Predigtamt als das erste und wichtigste Stück der Evangelischen Gemeinde gehalten und selbst gepflegt. Bis draußen auf die Straße drängten sich die Leute zu den Predigten, so daß noch ein besonderer Prediger zu den Draußenstehenden reden mußte. Außerdem legte Bugenhagen für die Reiferen den Römerbrief aus und die Briefe an Timotheus. Das Volk wie die Gebildeten gründlich einzuführen und zu vertiefen in das göttliche Wort, das war ihm wie Luther der notwendigste und wichtigste Teil seiner Aufgabe. Daneben fand sich viel stille Arbeit, als zu ihrem Seelsorger und Berater der Gewissen kamen Hunderte zu ihm. Doch „Arbeit hat ihn nie müde gemacht," wie er selbst sagte, so behielt er Muße, nach seiner „liberalischen und fröhlichen Gemütsart" in allen Ehren an den Gastmählern teilzunehmen, zu denen die Vornehmen in der Bürgerschaft einluden. Und trotz alledem ging das große Werk, zu dessen Ausführung er hergerufen war, in kürzester Zeit vorwärts, am 1. September war die „Braunschweigische Kirchenordnung" vollendet.

Sie ist ein Vorbild geworden für die Verfassung und Ordnung vieler Kirchenkreise und kann wohl als Bugenhagens Hauptwerk bezeichnet werden, weil sie seinen späteren Kirchenordnungen zu Grunde gelegt worden ist. Wir werden eine von diesen hernach noch genauer kennen lernen, es ist die, welche seine Landsleute, die Pommern, besonders angeht und die denselben lieb und wert geworden ist, ja die sie auch in treuer Dankbarkeit sich bewahrt haben bis

auf diesen Tag. Am 5. September nahmen der Rat und die ganze Gemeinde einträchtig die Ordnung an, wie Bugenhagen sie geschrieben hatte und am Sonntag wurde in allen Kirchen das Tedeum gesungen. Die Braunschweiger wollten nun gern den Dr. Pommer ganz oder doch wenigstens noch ein Jahr in ihrer Stadt behalten, aber ein neues, noch wichtigeres Arbeitsfeld that sich ihm auf.

Hamburg bat jetzt zum zweiten Male um Bugenhagen und Johann Boldewan.*) Die Nicolaigemeinde war wacker vorwärts gegangen mit der Durchführung der Ratschläge, die Bugenhagen ihr schriftlich übersandt hatte. Dann schlossen sich auch die 4 andern Parochieen an, es wurden 36 Vertrauensmänner gewählt, kurz, die Sache der Reformation gedieh in der mächtigen Hansastadt weiter. Da rief man noch einmal den Mann, zu dem man das größte Vertrauen zur Herstellung evangelischer Ordnung hegte. Und als Bugenhagen nun dem Ruf folgte, und zwar begleitet von seiner Ehefrau, da nahm auch hieran niemand mehr Anstoß, er ward mit einer ehrlichen Bewirtung der Förderer der Reformation, sowie von den drei Bürgermeistern, ja auch von den am meisten gegnerisch gesinnten Domherrn festlich und feierlich begrüßt, auch mit einem fetten Ochsen, einem Ohm Wein, und zwei Tonnen Hamburger Biers Willkommen geheißen.

Aber schwere Arbeit wartete seiner — es galt, zwischen den erregten und verbitterten Gemütern Frieden zu stiften, so daß er selbst fast zweifelnd werden wollte, ob hier das große Werk gelingen könne. Er ging aber nach dem Satz: „Die Sachsen, d. h. die Plattdeutschen lassen sich nicht zwingen, sondern führen“ und so konnte er am 8. März 1529 seinen Freunden schreiben: „Es hat Schweiß gekostet, Christo sei Dank nicht umsonst!“

Nach 3 Jahrhunderten hat die Hamburger Bürgerschaft noch wohl gefühlt, wie viel sie diesem Manne ver-

*) Boldewan war, wie oben erzählt ist, Abt des Klosters Belbuk. Nach Aufhebung des Klosters wurde er Pfarrer von Belzig in Kursachsen.

dankt. An der Stelle, wo er im Johanniskloster die lateinische Schule gegründet hat, hat ihm die Nachwelt im Jahre 1885 ein Standbild gesetzt. Nachdem Bugenhagen noch in Flensburg auf Einladung des Königs Friedrich von Dänemark mit einem Schwarmgeist Melchior Hofmann verhandelt hatte, kam er nur auf kurze Zeit nach Wittenberg zurück, denn schon am 28. Oktober 1530 ist er in Lübeck, wo um des Evangeliums willen Druck und Gewaltthat von der einen Seite, Empörung und Bürgerkrieg von der andern drohten. Wer genaueres darüber wissen will, muß sich ein Büchlein kaufen, worin von Jürgen Wullenwever, dem Führer der Lübecker Bürgerschaft, der endlich auf dem Schaffot geendigt hat, erzählt wird. Jedenfalls mußte Bugenhagen hier aufs neue beweisen, daß er ein „in Welthändeln erfahrener und geschickter Mann“ sei, wie Dr. Martin Luther von ihm rühmt. Gleichwohl ist ihm auch in diesen wildbewegten Zeiten die Predigt und Lehre des göttlichen Wortes das Wichtigste gewesen. Viermal hat er in Lübeck den Katechismus durchgepredigt. Hier in Lübeck wars auch, daß Bugenhagen auf Luthers Anweisung die plattdeutsche Bibel herausgab.

In dieser Zeit, wo von allen Seiten schweres Kriegsgewölk sich zusammenzog, und vor allem der Zorn des Kaisers den Evangelischen drohte, war grade Bugenhagens Wort noch von ganz besonderem Gewicht für die evangelische Sache in einer sehr schwierigen Frage. Luther hatte anfänglich gemeint und gelehrt, ein Christ dürfe für das göttliche Wort nur leiden, nicht streiten. Bugenhagen war dem von Anfang an entgegengetreten, die Fürsten müßten den evangelischen Glauben mit dem Schwert schützen, wenn sie angegriffen würden, auch gegen den Kaiser. In Lübeck nun traf Bugenhagen im Juni 1531 mit einem Abgesandten des Kaisers, Wolfgang Brantner, zusammen. Da fragte ihn Brantner, ob Luther und die Wittenberger wirklich lehrten, daß man dem Kaiser nicht Widerstand leisten dürfe. Bugenhagen aber sagte, es habe seine Maße, d. h. seine Grenze, mit dem Willen eines Christen, von der Obrigkeit zu leiden, wenn er z. B. selbst durch ein Amt verpflichtet sei, d. h. der Kurfürst von Sachsen und die

andern evangelischen Fürsten müßten von Amtswegen den Glauben ihrer Völker schützen, wenn sie vom Kaiser angegriffen würden. 16 Jahre später, als der schmalkaldische Krieg ausbrach, dachte Bugenhagen an dies Gespräch. Da wurde es ihm klar, daß Brantners Frage nichts anderes als eine Falle war. Hätte er gesagt: „Ja wir werden uns gegen den Kaiser nicht wehren," so wären vielleicht damals schon die Evangelischen vom Kaiser überfallen, wie wehrlose Schafe des Landes vertrieben, und das Evangelium mit Gewalt unterdrückt worden. So hat Bugenhagens Rat damals — menschlich geredet — die Evangelischen Deutschlands vor gewaltsamem Ueberfall geschützt. Später ist dann auch Luther anderer Meinung geworden und hat dem Dr. Pommer Recht gegeben.

Die Niederdeutschen, die in den schweren Wirren einen in Gottes Wort selbständig festen, klaren Mann suchten, der der Unordnung und Verwirrung Meister werden möchte, und die deshalb an Dr. Pommer sich wendeten, sie haben sich in ihm nicht getäuscht!

IV. Kapitel.

Die pommersche Kirchenordnung.

Am Dienstag nach Misericordias Domini 1531 wurde Bugenhagen vom Wittenberger Rat durch einen Ehrentrunk wieder willkommen geheißen. Da ward nun ebenfalls die neue Kirchenordnung in Wittenberg eingeführt, da sorgte Bugenhagen für die 12 Bauerschaften, die nach Wittenberg eingepfarrt sind, da wurde festgesetzt, wie die Bauern jedesmal den Pastor abzuholen und wieder wegzufahren hatten. Dr. Pommer kannte seine Bauern, er wußte, daß bei ihnen alles, was fest ist und sein muß, klar und ohne Schwierigkeit geht und sie thuns auch gern; wenns aber nach Freiwilligkeit oder Willkür gehen soll, da ist Zank, Zwietracht und Hader ohn' Ende! Jetzt wurde Bugenhagen vom Kurfürsten zum ersten Obersuperattendenten (d. h. Generalsuperintendenten) für die kursächsischen Lande und endlich noch vor Beendigung der

großen Kirchenvisitation von den Wittenberger Theologen zum Doktor der Theologie ernannt. Während er so in vollster Wirksamkeit in Wittenberg weilte, rief 14 Jahre, nachdem er aus Pommern geschieden war, das Pommerland seinen Sohn, daß er das große Werk, das aus der stillen Saat seiner früheren Jahre erwachsen war, jetzt selbst vollende.

Der alte Herzog Bogislar X., ein zäher Verfechter der römischen Lehre, war tot. Sein Sohn Barnim und dessen Neffe Philipp, die Pommern unter sich geteilt hatten, standen zur evangelischen Lehre freundlich. Barnim hatte selbst in Wittenberg studiert. Dazu war das Evangelium in den mächtigen Städten, namentlich im trotzigen Stralsund, eine Macht geworden, die sich nicht mehr unterdrücken ließ. So entschlossen sich die Herzöge, selbst die kirchliche Erneuerung in die Hand zu nehmen, und auf den 13. Dezember 1534 wurde der Landtag zu Treptow a. R. im Einverständnis mit dem Bischof von Cammin und den Landständen einberufen. Das ist der Geburtstag der evangelischen Kirche in Pommern. Die Bugenhagen'sche Kirchenordnung wurde — freilich gegen lebhaften Widerspruch des Bischofs und vieler Adliger — endlich vom Landtage angenommen, sie bildet den Landtagsabschied und damit das erste Grundgesetz der pommerschen Kirche; sie ist es wert, daß man sie kennt!

Die „Kerken Ordeninge des gantzen Pamerlandes, dorch de hochgebaren Försten und Heren, Heren Barnym unde Philips, beyde Gevedderen, up dem Landdage to Treptow, to Ehren dem hilligen Evangelio beslaten" enthält drei Teile. „Dat erste Deel. Van dem Predigtamt unde wo it darmede schall geholden werden."

Da heißt es in dem Abschnitt „Van der Lehre":*)

Dat jo de Parners den Catechismum in Steden unde Dörpern flitichlick lehren, predikem unde driven, up dat	Daß ja die Pfarrer den Katechismus in Städten und Dörfern fleißig lehren, predigen und treiben, auf daß

*) Die Rechtschreibung ist zur Erleichterung des Verständnisses ein wenig geändert.

de Lüde, so tom Sacrament willen gaen, darut Rekenschop ehres Lovens weten to geven, Unde dat se ock de Husvedere unde Husmoderen vermanen ehre Kinder unde Gesinde, darhenn to holdende, dat se den kleinen Catechismum weten to vortellen unde her toseggen, dat se ock vaken se tom Sacrament führen, up dat se ehre Bothe unde Loven antögen, öven unde starken.

die Leute, die zum Sacrament wollen gehen, daraus Rechenschaft ihres Glaubens wissen zu geben. Und daß sie auch die Hausväter und Hausmütter vermahnen, ihre Kinder und Gesinde dazu anzuhalten, daß sie den kleinen Katechismus wissen zu erzählen und herzusagen, daß sie auch oft sie zum Sakrament führen, auf daß sie ihre Buße und Glauben anzeigen, üben und stärken.

„Van der Bicht" wird gesagt:

Wo woll de Christen mit der hemelicken edder Ohren-Bicht, alle Stücke bi Vordömenisse to vortellen, nicht beschweret edder vorstricket schölen werden, dennoch schall de hemelicke edder Ohrenbicht nicht afgedaen werden, sunder alse ein heilsame, Berathslaginge geholden werden, dar ein jeder sinem Bichtvader edder Prester gerne sine gebreken unde sonderlik anliggende Feill vormelden unde beklagen schall, Radt unde Trost unde endlik de Absolution van em entfangen, welkes gar heilsam is unde denet to der Stillinge unde Vorsekeringe der Conscientien unde tor Schuw, sick henforder

Wiewohl die Christen mit der heimlichen oder Ohren-Beichte, alle Stücke bei Verdammnis zu erzählen, nicht beschwert oder verstrickt sollen werden, dennoch soll die heimliche oder Ohrenbeichte nicht abgethan werden, sondern als eine heilsame Beratung gehalten werden, worin ein jeder seinem Beichtvater oder Priester gerne (d. h. aus eigenem Wunsch) seine Gebrechen und sonderlich anliegende Fehle vermelden und beklagen soll, Rat und Trost und endlich die Absolution von ihm empfangen, welches gar heilsam ist und dienet zur Stillung und Versicherung der Gewissen und zur Scheu,

vor solke Sunde to vorwaren. Unde is wol van nöden, dat me hier de Kinder, Gesinde unde grave Lüde, des Dages tovörne edder sus ehr se to dem Sacramente gaen, woll vorhöre, dar mit se weten, wat Sunde sy unde worinne se schuldich syn, dar mede se tor rechten Bothe, Geloven unde Absolution kamen.

sich hinfort vor solchen Sünden zu verwahren. Und ist wohl von nöten, daß man hier die Kinder, Gesinde und grobe Leute des Tages zuvor oder sonst, ehe sie zum Sakrament gehen, wohl verhöre, damit sie wissen, was Sünde sei und worin sie schuldig seien, damit sie zur rechten Buße, Glauben und Absolution kommen.

So wirds in Pommern noch vielfach bis auf diesen Tag gehalten.

„Vam Bann.“

De in apenbaren Sunden unde Lasteren leven, lathe wi nicht tom Sacrament, holden se ok nicht vor Christen beth so lange, dat se sik öpentlik beteren, also dat mennichlik sehe, dat se sik gebetert hebben, unde einen ehrliken Handel und Wandel hebben angenamen.

In börgerliken unde werltliken öpentliken Saken unde Handelingen kann man se nicht vormiden, Overst doch sonderliker Gemenschop Handels unde Wandels schall men sik ehrer entholden, wo St. Paulus 1. Cor. 5 u. 6 lehret: So jemande is, de sick let einen Broder nömen unde is ein Hurer edder ein Gyriger, edder ein Affgödescher, edder ein Lasterer, edder ein Drunkenbolt, edder

Die in offenbaren Sünden und Lastern leben, lassen wir nicht zum Sakrament, halten sie auch nicht für Christen bis so lange, daß sie sich öffentlich bessern, also daß männiglich sehe, daß sie sich gebessert haben und einen ehrlichen Handel und Wandel haben angenommen.

In bürgerlichen und weltlichen öffentlichen Sachen und Handlungen kann man sie nicht vermeiden, aber doch sonderlicher (d. h. privater) Gemeinschaft Handels und Wandels soll man sich ihrer enthalten, wie St. Paulus 1. Cor. 5 u. 6 lehret: So Jemand ist, der sich läßt einen Bruder nennen und ist ein Hurer oder ein Geiziger, oder ein Abgöttischer, oder ein Lästerer, oder ein Trun-

ein Röver, mit dem sulvigen schöle gy ock nicht ethen.	kenbold, oder ein Räuber, mit demselbigen sollt ihr auch nicht essen.

„Van der Besoldinge."

Wat von den Kerckengüderen bewechlick unde unbewechlick wechgekamen is in Steden unde Dörperen, schall wedder hentogebracht unde gefordert werden.	Was von den Kirchengütern beweglich und unbeweglich weggekommen ist in Städten und Dörfern, soll wieder hinzugebracht und gefordert werden.
Genamen geistlik Gut dyget nicht, it fret dat ander mit sik up.	**Genommen geistlich Gut taugt nicht, es frißt das andere mit sich auf.**
1. Cor. 9, 7—11; Gal. 6, 6!!	

Der „Visitatoren Ampt" ist es, darauf zu sehen, daß dies ausgeführt wird. Dieselben sollen denn bei der Visitation auch

flytich fragen den Parheren, Radt, Kastenheren, Börger, Buren, so da hen gefoddert, yffte se weten offentlike Laster in eren Kaspeln, offentlik Ehbruck edder ander Untücht, item Töverie, ungewanlik Ungehorsam der Kinder, alse dat se ere Oeldern vorslüket edder de Hende an se gestreckt hadden, edder yffte ock etlike slemmen, supen, spelen, nene Nerynge hebben, nicht arbeiden.	fleißig fragen den Pfarrherrn, Rat, Kirchenvorsteher, Bürger, Bauern, die dahin gefordert sind, ob sie wissen öffentliche Laster in ihren Kirchspielen, öffentlichen Ehebruch oder andere Unzucht, desgleichen Zauberei, ungewöhnlicher Ungehorsam der Kinder, also daß sie ihre Eltern verflucht oder die Hände an sie gestreckt hätten, oder ob auch etliche schlemmen, saufen, spielen, keinen Wohnsitz haben, nicht arbeiten.

Die Ausübung des Bannes oder der Kirchenzucht soll also den Visitatoren, der geistlichen Behörde zustehen, der Pastor hat nur mit der Gemeinde die Anzeigepflicht, „wo die Obrigkeit säumig wäre, mögen die Prediger den Uebelthäter, wenn das Laster offenbar und notorium ist, auf vorhergehendes Erkenntnis und Befehle des Consistorii excommunicieren."

„Dat Ander Deel. Van den Gemeinen Kasten" verordnet die Bestellung der Kirchen- und Armenkasse und das Amt der „Diaconen der Armen" oder „Kastenheren", die als Kirchenvorsteher die Kassen zu verwalten und für die Armen zu sorgen haben. Die Verwaltung soll öffentlich sein, die Kassenschlüssel in Händen mehrerer Mitglieder, geordnete Buchführung und Rechnungslegung soll gehalten werden, um allen bösen Schein und Verleumdung zu meiden. Die Armen, welche Gaben empfangen sollen, sind in einer Liste beschrieben.

Godtlosen, Leddichgengeren unde Tobringeren schal men nicht geven, Wi hebben doch framer Armen mehr denn genoch, it were denne wentlicke Noth, denn wi schölen ock unsen Fienden güdt dhon.

Gottlosen, Müßiggängern und Zuträgern soll man nicht geben. Wir haben doch frommer Armen mehr denn genug, es wäre denn dringende Not, denn wir sollen auch unseren Feinden gutes thun.

„Dat Drüdde Deel. Van Ceremonien" giebt die Ordnung der sonntäglichen und täglichen Gottesdienste.

In dem Abschnitt „Van der Begreffnisse der Doden" heißt es:

De Begreffnisse schölen ehrlik mit der Nabeschap unde Fründtschap geholden werden, dat wi bi solken Begreffnissen ertögen de Leve, de wi jegen de Unsen hebben, Unde bekennen dar meede unsen Geloven, dat se in Christo slapen unde werden wedder upstan unde dat wi se nich vorlaren, sunder vorheen gesandt hebben, Item dat wi dar ock beden, dat uns Godt eine gude Stunde geve, went wi van hier schölen scheeden, dorch Jesum

Die Begräbnisse sollen ehrlich mit der Nachbarschaft und Verwandtschaft gehalten werden, daß wir bei solchen Begräbnissen erzeigen die Liebe, die wir gegen die Unsrigen haben und bekennen damit unseren Glauben, daß sie in Christo schlafen und werden wieder auffstehen, und daß wir sie nicht verloren, sondern vorhin gesandt haben, desgleichen daß wir da auch bitten, daß uns Gott eine gute Stunde gebe, wenn wir von hier

Christum unsen Heren, Der wegen ock de Kerckhöve befredet schölen sin unde ehrlick geholden werden, wo vor gesecht, unde schal nicht gestadet werden, dat solcke Steden geunehret werden, Nicht dat wi der Stede sünderlicke Hillicheit geven, sunder dat solkt ehrlick, billick unde Christlick is.	sollen scheiden durch Jesum Christum unsern Herrn, deswegen auch die Kirchhöfe umfriedigt sollen sein und ehrlich gehalten werden, wie oben gesagt und soll nicht gestattet werden, daß solche Stätten geunehret werden. Nicht daß wir der Stätte sonderliche Heiligkeit geben, sondern weil solches ehrlich, billig und christlich ist.

Solche und viel andere rechte evangelische Ratschläge und Weisungen giebt Bugenhagen in der Kirchenordnung den Geistlichen, Küstern, Kirchenvorstehern, den Fürsten, dem Rat, Bürgern und Bauern. Je mehr man sich hineinarbeitet, je mehr man die geistlichen Bedürfnisse des Volkes, besonders auch in unserm Pommerlande ansieht und je mehr man sieht, auf welchen Abwegen viele noch bis auf den heutigen Tag in diesen grundlegenden Ordnungen sind, wie sie hin- und hertasten und damit mehr verderben als sie schaffen: desto herzlicher wird man sich freuen über die Evangelische Klarheit, die Kraft und Besonnenheit, mit welcher dieses erste Grundgesetz unsere pommersche Kirche geordnet hat.*)

Nun galt es aber, die neue Ordnung im Lande auch wirklich einzuführen. Bugenhagen begann die erste große Kirchen-Visitation in Rügenwalde, wo damals Herzog Barnim residierte. Aber die Mönche antworteten ihm: sollen wir das Alte nicht halten, so wollen wir uns auch um das Neue nicht kümmern. Dann zog die Visitation

*) Zu dieser Kirchenordnung wurde 1542 die Agenda hinzugefügt, verfaßt von Knipstroh und Paul a Rhoda, geprüft von Bugenhagen. 1563 ist die Kirchenordnung verneuert und vermehrt zu der Gestalt, die sie jetzt hat 1661 ist sie von der schwedischen Herrschaft bestätigt. Nach Einführung der preußischen Landes-Agende ist für Pommern der reichere und vollere Gehalt der pommerschen Agende zum Gebrauch frei gegeben worden.

nach Stolp, Schlawe und Stettin, überall gab's Schwierigkeiten und Widerstand genug. Die Kirchengüter einzuziehen waren die Städte sehr geneigt, aber nun evangelische Pfarren und Schulen damit zu besolden, keineswegs. Der alte pommersche Geschichtsschreiber Kantzow sagt: „Ehe man das irdische Gut verläßt, verließe man lieber den ganzen Himmel." Die Stadt Stettin hatte schon für 800 Gulden, d. h. 12,000 Mark Kirchenschmuck verkauft und wollte keineswegs das übrige zur Stiftung von Kirchen und Schulen herausgeben. Desgleichen hatten die Fürsten zwar die reichen Güter der beiden Domkirchen und der St. Jacobikirche eingezogen, aber die dafür gegebenen allgemeinen Versprechungen wurden nicht erfüllt. Am schlimmsten wars in Pommerns trotzigster Stadt, der mächtigen Stadt am Sunde (Stralsund), die sich dem Herzog selbst keineswegs fügen wollte. Knipstroh, später Generalsuperintendent in Pommern, hat oft erzählt, daß er in Stralsund nur durch den Nähverdienst seiner Frau davor geschützt sei, betteln zu müssen. Wir werden also verstehen, wie es kommt, daß Bugenhagen auf die Ordnung der Kassenverwaltungen und des Vermögens so besonderes Gewicht legt, und wenn ihm auch nicht alles gelungen ist, was er gewollt hat, so hatten doch die zähen Pommern an ihm einen Landsmann gefunden, der trotz des vielen Widerstandes das sicher zu stellen wußte, was zur Erhaltung der Kirchen und Schulen notwendig war. Wir verdanken es Bugenhagen, daß bis auf diesen Tag das Vermögen der pommerschen Kirchen und Schulen dem der bestgestellten Länder nicht nachsteht.

Dieser Widerstand in Pommern entstand übrigens keineswegs aus Anhänglichkeit an das päpstliche Wesen — Stralsund hatte ja längst das Evangelium angenommen — sondern zumeist aus dem Trotz der mächtigen Städte gegen die Herzöge und aus zäher Anhänglichkeit an das irdische Gut. Seitdem ist durch unseres Gottes Evangelium auch in diesem Stück in Pommern vieles anders geworden; auch in Pommern opfern jetzt viele Einzelne und Gemeinden willig und reichlich für die eigenen Kirchen, für die Mission und andere Gotteswerke. Aber es giebt

auch heute noch Herzen und Gemeinden, wo ein Bugenhagen dazu gehört, um das Notwendigste für Kirche und Schule aus den vollen Taschen herauszuzwängen. Gott bessere es!

Wie viel persönliches Vertrauen die Pommernherzöge zu Bugenhagen hatten, zeigte sich bei seiner Abreise. Herzog Philipp bat ihn, seine Werbung um Maria von Sachsen, die Schwester des Kurfürsten Johann Friedrich in Wittenberg, vorzubringen. Am 25. Februar 1536 fand die Vermählungsfeier statt; Luther hielt am Abend die Trauung, Bugenhagen erteilte tags darauf, weil Luther durch einen Schwindelanfall verhindert war, den Segen. Das Hochzeitsfest wurde mit aller Pracht und allem Reichtum gefeiert.

V. Kapitel.

Bugenhagen kommt zu hohen Ehren. Er krönt einen König und schlägt drei Bischofssitze aus.

Der Dr. Pommer sollte nicht blos Herzöge trauen und an hochzeitlichen Prunktafeln mit ihnen sitzen, er sollte noch höherer weltlicher und kirchlicher Ehren teilhaftig werden. Friedrich I. von Dänemark war gestorben, sein Sohn Christian, der Bugenhagen schon in Flensburg kennen lernte, als er wider Melchior Hofmann stritt, ward Herzog in Holstein und bald auch durch Wahl des Reichsrats König von Dänemark. Ihm widerstanden die römisch gesinnten 7 dänischen Bischöfe, mit Waffengewalt mußte er sich Gehorsam erzwingen und am 30. Oktober 1536 ließ er sie wegen Hochverrats ihrer Würden und Güter verlustig erklären und des Landes verweisen. Der versammelte Reichstag, die Herren vom Adel samt Verordneten des Bürger- und Bauernstandes stimmten dem Könige zu. Nun rief der König den Dr. Pommer, um die Kirche in den dänischen Landen evangelisch zu ordnen. Am 5. Juli 1537 traf Bugenhagen mit Weib und Kind und einer Zahl junger Hilfskräfte in Dänemark ein, „ein ergrauter, aber noch nicht ausgedienter Streiter" (miles canus, sed nondum veteranus), wie er selbst sich nennt. Am 12. Aug.,

des Königs Geburtstage, fand die feierliche Königskrönung statt. Mit der römischen Kirche hatte der König gebrochen, so ward Bugenhagen ausersehen, den König zu krönen. Zu der prächtig geschmückten Frauenkirche in Kopenhagen, wo Bugenhagen in der Mitte einer Schar von Predigern stand, zog der lange festliche Zug mit glänzendem Gefolge. Bugenhagen hielt die feierliche Handlung im evangelischen Sinn, redete auch dem König und der Königin ernstlich ins Gewissen, wie sie Pfleger und Schirmer der evangelischen Kirche sein, das Evangelium bekennen, die evangelische Kirche versorgen sollten. Martin Luther schrieb am 6. Dezember 1537: „Pomeranus hat den König und die Königin gekrönt als ein wahrer Bischof."

An Stelle der Bischöfe wurden nun evangelische Superintendenten gesetzt (man nennt sie in Dänemark seither evangelische Bischöfe). Ihm selbst wurde später auch eins dieser Bischofsämter angetragen, und schließlich noch einmal der sehr einträgliche Bischofssitz in Schleswig, aber der bescheidene Mann schlug ihn aus: „wenn ich das thäte, möchte es heißen, man stieße die päpstlichen Bischöfe vom Stuhl, um sich selbst wieder darauf zu setzen." Ihm wars nicht um hohe fürstliche Ehren und einträgliche Stellen zu thun, arbeiten wollte er für das Evangelium unseres Gottes und für die Städte und Länder, die das Evangelium begehrten.*) Die dänische Kirchenordnung,

*) Giftige Zungen haben Bugenhagen selbst als einen Mammonsknecht verschrieen, der im Geiz ersticke. Richtig ist, daß er zu rechnen und zu wirtschaften verstand; das danken ihm alle die Städte und Länder, denen er zuerst geordnete kirchliche Verwaltung gegeben hat, **das danken ihm die Hunderte von Armen** in diesen Städten und Ländern, **für die er zuerst eine geordnete Armenpflege geschaffen hat.** Ob aber des Mannes Herz am Gelde gehangen hat? Er hat die Rektorstelle in Treptow aufgegeben, um in den dürftigsten Verhältnissen, mit der Not kämpfend, in Wittenberg zu studieren, er hat das Bistum Ribe, den reichen Bischofssitz Schleswig, das hohe pommersche Bistum Cammin, eine reiche Versorgung des dänischen Königs ausgeschlagen, um in seinem Wittenberger Pfarramt zu leben, wo er anfangs dürftig, später auskömmlich gestellt war. Nun, lieber Leser, entscheide selbst, ob bei aller Sparsamkeit und Ordnung seiner Verwaltung sein Herz dem Mammon gedient hat, oder seinem Gott.

die Bugenhagen durchgesehen und vielfach verbessert hatte, ward vom König bekannt gemacht, auf dem dänischen Reichstag zu Odensee angenommen und mit dem Siegel der Reichsräte feierlich bestätigt. Bei der Durchführung der Kirchenordnung fand Bugenhagen viel Dank und Freude; der Universität Kopenhagen, die sehr in Verfall gekommen war, wurde noch besonders wieder aufgeholfen, und Bugenhagen wurde am 28. Oktober 1538 Rektor der Universität. Bugenhagen schreibt über die Zeit in Dänemark: „Ich zweifle nicht an dem glücklichen Erfolge, der auch bereits sich offenbart. Das Evangelium wird in diesem Reiche rein und mit Wirksamkeit gepredigt. Gott, welcher begonnen hat, schenke auch das weitere Gedeihen! Nirgends habe ich größeres Verlangen bemerkt, erbauliche Vorträge zu hören, als in Dänemark. Man versammelt sich auch an den Tagen, die nicht eigentlich der Andacht geweiht sind und auch im Winter vor Tagesanbruch, an den heiligen Tagen aber den ganzen Tag. Fleißig betet man zu Gott" u. s. w. Er habe dort Freude und Lust gewonnen, und wenn ihm auch zuweilen der Teufel den Braten zu sehr gesalzen habe, so sei doch alles zum Besten und zu Gottes Ehre geraten, der solle gelobt sein in Ewigkeit!

So ist er mit Lob und Preis gegen Gott und fröhlichem Herzen aus Dänemark geschieden, aber nicht hohe Ehren, nicht Königskrönungen und reiche Bischofssitze machten sein Herz so fröhlich, sondern daß er Herzen fand, die Lust hatten zu Gottes Gesetz, willig, das Wort der Wahrheit aufzunehmen, das war ihm Freude, hohe Ehre und Gewinn!*)

*) Auf Jägerpriis in Seeland steht ein Denkmal, das Ansgar, dem Apostel der Dänen, Luther und Bugenhagen gewidmet ist, darauf steht der Spruch: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz" u. s. w. Dan. 12, V. 3.

VI. Kapitel.

Dr. Pommer hält dem Dr. Martin Luther die Grabrede.

„Der Belt wollte am Charfreitag mit mir die Passio spielen, welches der Teufel gern gesehen hätte, aber es gefiel Gott anders," so schreibt Dr. Pommer von seiner stürmischen Ueberfahrt, drei Wochen dauerte hernach die Reise über Hamburg, Celle und Magdeburg nach Wittenberg. Dort hat er nun weiter in der gewohnten Weise treulich und ernstlich gewirkt. 1541 wurde er nochmals zur Bestellung der Holsteinschen Kirchenordnung nach Rendsburg berufen, hatte auf dem dänischen Reichstage zu Ribe noch Verbesserungen der kirchlichen Ordnung durchzuführen, wo der König von Dänemark selbst auf seinen Anteil am Zehnten zu Gunsten armer Kirchen und Gemeinden verzichtete. Als dann der schmalkaldische Bund, d. h. das Schutz- und Trutzbündnis der evangelischen Fürsten zustande kam, wozu Bugenhagens Rat auch viel gethan hat, und der Bund die freie Stadt Goslar gegen „Heinz von Wolfenbüttel" mit Waffengewalt schützen mußte, hatte Bugenhagen in dem eroberten Lande die evangelische Ordnung einzuführen. Welche Freude wars ihm, als er in der alten Bischofsstadt Hildesheim ein deutsches Lutherlied anstimmte, und die ganze Gemeinde sogleich mit einfiel. Da kam wieder ein Ruf aus seinem Vaterlande Pommern, der ihn dort zur höchsten kirchlichen Würde berief. Der Bischof von Cammin, Erasmus von Manteuffel, war gestorben. Da Bugenhagen in Pommern geboren und gebildet worden sei und ebendort durch sein Reformieren bischöflich gewirkt, erachteten die Herzöge von Pommern samt dem Dom-Kapitel von Cammin es für gebührend, daß das verlorene Schaf wiedergebracht werde, zumal soviel Zwiespalt zwischen den Landesfürsten durch seine Treue und Fürsichtigkeit verhütet werden möchte. Aber Bugenhagen lehnte den höchst ehrenvollen Antrag ab. Hohe Ehren und Reichtümer begehrte er nicht, auch fühlte er die Beschwerden des Alters, und Arbeit gab es in den nächsten wirren Zeiten in Wittenberg über und über genug. Schon einmal im Jahre 1537 hatte Bugenhagen Luthers

Beichte gehört, weil dieser sein Ende nahe glaubte, hatte ihn durch Absolution und manches tröstliche Wort aufgerichtet. Damals ging die schwere Stunde noch einmal glücklich vorüber. Am 18. Februar 1546 aber schied „der Prophet der deutschen Nation" Dr. Martin Luther und ließ das deutsche Volk verwaist. Dr. Pommer hat ihm in Wittenberg die Grabrede gehalten, hören wir ihn selbst, wie er in einfachen Worten mit vor Thränen fast erstickter Stimme ausspricht, was sein Herz und die ganze evangelische Christenheit bewegte.

„Lieben Freunde! Ich soll jetzt und will gerne bei dem Begräbnis unseres herzlieben Vaters Dr. Martini seligen eine Predigt thun; was aber oder wie soll ich reden, so ich vor Weinen nicht wohl kann ein Wort machen? Und wer soll euch trösten, so ich, euer Pfarrherr und Prediger, nicht reden kann? Wohin kann ich mich von euch wenden? Ich werde ohne Zweifel mit meiner Rede mehr Heulens und Traurens machen. Denn wie sollten wir nicht alle herzlich trauern, so Gott uns dies Betrübnis zugeschickt und den hohen teuren Mann, den Ehrwürdigen Dr. Martin Luther, von uns weggenommen, durch welchen er uns allen und allen Kirchen Christi in deutschen Landen, auch vielen in fremden Nationen unaussprechliche Gaben und Gnaden erzeigt hat, durch welchen er auch herrlich obgesiegt hat wider das Reich des Satans, hat uns offenbart im Evangelio das hohe, große himmlische Geheimnis, seinen lieben Sohn Jesum Christum, durch welchen unsern lieben Vater Christus sein Evangelium verteidigt hat wider den leidigen Papst und mancherlei Rotten und Tyrannen, ja wider alle Pforten der Höllen, welchem teuren Mann er gegeben hat den Geist der Kraft und Stärke, daß er niemand scheute, wie groß und mächtig er wäre und freudig ob dem Evangelio und reiner Lehre hielt ...

Aber ich hoffe, die Widersacher sollen sich nicht lange über seinen Tod freuen, denn die Person ist wohl in Christo verschieden, aber die gewaltige, selige göttliche Lehre dieses teuren Mannes lebt noch aufs allerstärkste.

Denn er war ohne Zweifel der Engel, davon in der Offenbarung Johannis 14. Kapitel steht, der da geflogen

hat mitten durch den Himmel und hatte ein ewig Evangelium. Wie denn der Text saget V. 6. 7. 8.

Dieser Engel, der da saget: fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre, war Dr. Martinus Luther. Und daß hie stehet: fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre, das sind die zwei Stücke der Lehre Dr. Martin Luthers. Zu welchen zweien er auch dies Stück hinzugesetzet hat (die Zeit seines Gerichts ist kommen) und hat gelehrt vom rechten Gebet und Anrufung gegen Gott den himmlischen Vater, im Geist und der Wahrheit, wie der Engel auch saget: Betet an den, der da gemacht hat Himmel und Erde rc.

Aber in diesem Betrübnis sollen wir auch billig erkennen Gottes Güte und Barmherzigkeit gegen uns und Gott danken, daß er nach hundert Jahren von dem Tode des heiligen Johannes Hus (welcher um der Wahrheit willen getötet ist anno 1415) balde uns erwecket hat durch seinen Geist, diesen teuren Dr. M. Lutherum ... Ihr bratet (saget Johann Hus) jetzt eine Gans (Hus heißt auf böhmisch die Gans), Gott aber wird einen Schwan erwecken, den werdet ihr nicht brennen noch braten; nach 100 Jahren will ich euch antworten. Das hat er redlich gethan durch unsern lieben Vater Dr. Lutherum und eben angefangen im folgenden Jahr nach 100 Jahren. Ja wir sollen Gott danken, daß er den teuren Mann uns erhalten hat und seiner Kirchen in dem heftigen Streiten, in so vielen harten Kämpfen, und daß durch ihn Christus so oft obgesiegt hat, nun fast bis in die 30 Jahr, dem Herrn Christo sei Lob und Ehr in Ewigkeit. Amen.

Wir sollen uns aber auch mit unserm lieben Vater Luther freuen, daß er also in dem höchsten Apostel- und Propheten-Amt, in welchem er seinen Befehl treulich ausgericht, hie von uns gegangen und abgeschieden ist zu dem Herrn Christo, da denn sind die heiligen Patriarchen, Propheten, Apostel und viele, denen er das Evangelium gepredigt hat, alle heilige Engel, Lazarus im Schoße Abrahams, das ist in der ewigen Freude aller Gläubigen.

Unser lieber Vater Dr. Martin Luther hat nun erlanget, das er ofte begehret hat, und wenn er jetzt wieder

zu uns sollt kommen, so würde er unser Trauern und Zagen strafen mit dem Wort Christi Joh. 16: So ihr mich lieb hättet, würdet ihr euch freuen; denn ich gehe zum Vater und würdet mir gönnen die ewige Ruhe und Freude. Christus hat den Tod für uns überwunden, was zagen wir denn? Der Tod des Leibes ist uns ein Anfang des ewigen Lebens, durch Jesum Christum unsern Herrn, der für uns ein edel, teuer Opfer worden ist. — — — — — — — — — — — — — —

Daß ihr aber auch einen kurzen Bericht habt, lieben Freunde, von unsers herzlieben Vaters Doktoris Martini seligen Abschiede; da er merket, daß seine Stunde kommen wäre, hat er also gebetet: O mein himmlischer Vater, ein Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt habe, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern; ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelichen befohlen sein. O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweg gerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleiben, und aus deinen Händen mich niemands reißen kann.

Und folgend hat er dreimal gesagt: In deine Hände befehl' ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott und desgleichen: Also hat Gott die Welt geliebt rc.

Und hat also seine Hände gefalten und in seiner Stille seinen Geist Christo aufgegeben; darum sollen wir uns billig mit ihm freuen, so viel wir für trauern können.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

So wir aber fürchten oder gedenken, daß Gott den teuren Mann um unser Sünde und Undankbarkeit willen weggenommen hat, so sollen wir unser Leben bessern durch Christum, Gott unsern himmlischen Vater herzlich anrufen, daß wir bleiben mögen in der seligen reinen Lehre vom Glauben. — — — — — — — — — — — — — —

Aber wir sollen auch bitten Gott den Vater, im Namen des Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi, daß er um seines Namens willen thun wolle und erfüllen und

wahr machen das epitaphium (d. h. Grabschrift) und Prophezei, welches ihm unser lieber Vater Dr. Martinus selbst gemacht hat:

pestis eram vivens; moriens tua mors ero, Papa.

Das ist auf deutsch: Papst, Papst, da ich lebte, da war ich deine Pestilenz; wenn ich sterbe, so will ich dir dein bittrer Tod sein.

Gott sei gelobt in Ewigkeit durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen."

VII. Kapitel.

Wie Bugenhagen Herzeleid, Kränkung und mancherlei Not gefunden hat und endlich zu seines Herrn ewigem Frieden eingegangen ist.

Luthers Heimgang war der schwerste Schlag für die deutsche Christenheit, und wenn sie auch im getrosten Glauben ihres Gottes harrte, so glaubte sie doch die Stunde des Gerichts gekommen. Und wirklich schwere Zeiten kamen jetzt über das Evangelische Volk, über Bugenhagen im besonderen. „Wenn es gewiß ist, daß der Kaiser die Stände (d. h. die Evangelischen Fürsten und Länder) wegen der Religion überziehen will, alsdann ist kein Zweifel, diese Stände thun recht, so sie sich und die Ihren ernstlich mit Gottes Hülfe schützen," so hatte Bugenhagen mit den andern Wittenbergern den Evangelischen Fürsten geraten, und nun brach im Sommer 1546 der Schmalkaldische Krieg los. Die Evangelischen wurden vom Kaiser geschlagen, der Kurfürst von Sachsen gefangen, sein Land erobert, Wittenberg belagert. Bugenhagen, als Pfarrer und Generalsuperintendent von Wittenberg, hatte noch während des Krieges ermuntert, den Feinden des göttlichen Wortes wacker entgegenzutreten, hatte an die Nachbarkirchen in Böhmen, Schlesien und Lausitz geschrieben und ihnen geraten, den Aufforderungen der Papisten, unter ihre Fahnen zu treten, nicht Folge zu leisten, „weil man überhaupt ungerechtem Ansinnen nicht folgen dürfe." Nun lag der Feind vor der Stadt und es fehlte nicht an Droh-

briefen, „man werde die Stadt schleifen und Dr. Pomeranum zerhacken, daß man sich mit den Stücken werfen möchte." Noch war Zeit zum Fliehen, sein Weib und seine Kinder schickte er in Sicherheit nach Zerbst. Er selbst aber blieb. „Dieweil ich Gott fürchte und hatte zuvor ausgeschlagen an vielen Orten groß Gut, Ehre und Gewalt allein darum, daß ich möchte bleiben bei dieser meiner Kirchen, so setzte ich mich nun in die Gefahr des Todes und blieb hier bei meiner Kirchen im Namen Gottes," so schreibt er selbst in seiner Historie „Wie es uns zu Wittenberg in der Stadt gegangen ist, in diesem vergangenen Krieg, bis wir durch Gottes Gnaden erlöset sind" u. s. w. Da hatte denn der treue, alte Pastor in dieser Zeit, wo draußen der Feind und in der Stadt die Seuche hauste, viel zu ermahnen, zu trösten und zu beten. „Da beteten wir also, daß mich Gott ließ fühlen, daß er unser Gebet und Flehen annahm." Mit manchem starken Psalmwort hat er sich und seine Gemeinde aufgerichtet und daraus den ruhigen Mut genommen, mit dem er in allen Stürmen feststand. Am 23. Mai wurde die Stadt dem Kaiser übergeben. Aber wider alles Erwarten ließ der Kaiser Milde und Gnade walten. „Wir haben es in diesen Landen viel anders gefunden, als uns gesagt ist," soll er geäußert haben; Bugenhagen ließ er ungestört weiter predigen über den Unterschied des evangelischen und des päpstlichen Glaubens. Moritz von Sachsen, der es zwar mit dem Kaiser gehalten hatte, aber selbst evangelisch war, wurde nun Kurfürst und gab sogleich die Versicherung, daß er die Universität in Wittenberg nicht verringern, sondern verbessern wolle. So war durch Gottes Gnade das Schwerste abgewendet, und Bugenhagen forderte denn auch auf, Gott für die Errettung zu danken und auch dem Kaiser dankbar zu sein.

Aber nun folgten der äußeren Not Kränkungen und Verdächtigungen von Seiten der Freunde. Man warf ihm vor, er habe seinen alten (gefangenen) Kurfürsten gar schnell vergessen, manche verlangten, er solle den neuen Kurfürsten in den Bann thun. Dazu kamen die Verhandlungen des Kaisers, der gern die Katholischen und Evan-

gelischen einigen wollte, wozu ihm namentlich auch die Wittenberger helfen sollten; aber wers in Glaubenssachen allen recht machen will, wirds schwerlich recht machen. So sagte der Volksmund bald: Das Interim (so nennt man diese Vermittelungen) hat den Schalken hinter ihm. In der Lehre blieben die Wittenberger Theologen bei dem reinen, klaren Evangelium fest, aber manche äußerliche Formen (brennende Kerzen, priesterliche Gewänder u. ähnl.) wollten sie den Katholiken zu lieb sich gefallen lassen. Sie hatten eben die schwere Kriegsnot erlitten, in Süddeutschland wurde die Predigt des Evangeliums mit dem Schwert unterdrückt, und wenns ihnen ganz gewiß nicht an Todesmut und Opferfreudigkeit fehlte, so hatten sie doch den heißen Wunsch, wenn möglich dem Volk die freie Predigt des Evangeliums zu erhalten. Aber bei vielen Evangelischen erregte das heftigen Anstoß. Namentlich die Jenaer Theologen Flacius und Amsdorf, die lutherischer sein wollten als Luther selbst, griffen Bugenhagen mit heftigen Schmähschriften an, er sei ein Verleugner des reinen Evangeliums, auch durch ihn sei die Voraussetzung Luthers in Erfüllung gegangen, daß nach seinem Tode von seiner Lehre abgewichen werden würde. Was sagte nun Bugenhagen hierzu? Melanchthon hat es uns erzählt: „Bugenhagen war in großem Schmerz nicht um seinetwillen, sondern um der Kirche willen, denn sein eigenes Gewissen war ganz unverletzt. Er hat weder im Krieg noch nachher an seiner Lehre und an seinen kirchlichen Gebräuchen irgend etwas verändert; er hat fest an der reinen Lehre gehalten. Deshalb achtete er die Verleumdungen nicht und richtete seinen Sinn auf das, was er in seinem Amt zu thun hatte. Aber um der Kirche willen that es ihm wehe, daß Haß und Zwietracht entzündet wurden, wo doch die Einigkeit um der höchsten Güter willen so notwendig war. Doch auch dieser Schmerz, den er als Pastor hatte, ward ihm gelindert durch Gebet und christliche Hoffnung und oft hat er das Wort wiederholt: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wirds wohl machen."

Zu alledem traf ihn in dieser Zeit auch im Hause

noch schweres Leid, wo er mit Weib und Kindern sonst manche Erquickungsstunde gefunden haben mag. Im Oktober 1547 wurde seine Tochter Sara, noch nicht 23 Jahre alt, Witwe. 1549 hat sie sich zum zweiten Mal mit Dr. Georg Krakow verheiratet, sein unglückliches Ende — er starb um des Abendmahlsstreitigkeiten willen im Gefängnis — hat Bugenhagen nicht mehr erlebt.

Wir wissen sonst von seinem Familienleben wenig.*) Aber aus der Art, wie er über den Segen der Ehe und des evangelischen Pfarrhauses in vielen Schriften sich ausgesprochen hat, wie er manchem in seinem Gewissen geängstigten Pfarrer zur Ehe verholfen hat, können wir merken, wie er auch im eigenen Hause den Segen des von Gott gesetzten Ehestandes reichlich erfahren hat. Ja bei seiner fröhlichen, allezeit gelassenen Gemütsart, mit der er gleich Luther jedes Ding, das mit gutem Gewissen gebraucht werden mag, mit Freuden wie ein Kind genoß, auch unter allem Ernst seines Berufs den fröhlichen Humor nicht verlor — ist es gewiß in seinem Hause ebenso traulich zugegangen, wie bei dem großen Reformator. Als er von Dänemark zurückkam, erzählte er, er komme aus einem Lande, wo die Leute Schmeer essen und Oel trinken. Smoer heißt nämlich auf dänisch die Butter und Oel heißt das Bier. Einst saßen Luther, Melanchthon und Bugenhagen bei Tische zusammen. Sie wollten sehen, wer doch das kürzeste und kräftigste Tischgebet machen könnte. Luther und Melanchthon sagten jeder einen lateinischen Spruch,**) Dr. Pommer aber sagte:

Dit und dat,
Drög und Natt
gesegn uns Godt!

---

*) Ein Sohn gleichen Namens wie der Vater wurde nach ihm Professor in Wittenberg.

**) Luther sagte:
Dominus Jesus
est potus et esus.
(Der Herr Jesus ist Speise und Trank).
Melanchthon: Benedictus benedicat.
(Der Gesegnete segne).
Melanchthons Wort gefiel den dreien am besten.

In einem Briefe an den König Christian von Dänemark scherzt er einmal zwei Seiten lang über die Speckseiten, die ihm die Bauern geliefert haben. Er schreibt: „Ich krieg E. M. brieff, darinne E. M. schertzett von einer seiten speckes und weil die seite nicht mitkam, kond ichs nicht gantz verstehen. Ich sprach aber zu meinem weib, wie es um das speck ist, kan ich nicht wissen. Ich sehe aber wol im brieff, das mein Gnädiger König lustig und fröhlich ist gewesen. Bald darnach sande mir Wobesar, der Heubtman, mein lieber Landsmann zwene solcher seiten, ich hatte schier specks dazu gesagt, der Bawer (Bauer) schemett sich die seiten zu verantworten, Mein Weib trostet in und sprach. Es ist recht, mein Freund, mein Herr hats gern, Königliche Majestät schertzet mit meinem Herrn, das er sihen soll, das ihr so böse Speck gebt eur Oberkeit. Das halte mir Ev. Majestät zu gut, mich dunkt, das der schreiber im königlichen Brieff zu viel geschrieben hat, da er nennet eine seiten s p e c k s. Den das s e i t e n sein, konnte ich bald sehen, aber s p e c k kan ich nicht darin merken, wen ich auch noch dreimal Doctor were, und sollte ich mich auch zu tote darnach sehen. Es ist je nicht Speck, sondern speck und spuck. Speck wie der reuchert haring. Speck wie eine dorre tunne da die sonne durchscheinet. Man machte ehr eine laterne davon den einen fetten Kohl. — — — —

Zum dritten, ich fürchte das ich dem Heubtmann Wobesar, meinem lieben Landsmann einen schaden habe gethan mit meinem tranckgelde, den der bawer wird die andern alle vermanen, solche seiten zu geben, weil es die Deutschen gerne haben und geben noch gelt zu ꝛc. Mag Ev. Majestät gedenken, wie müssig ist der Doctor, das er solchs schreibt. E. M. halte eins solches gnediglich zu gute. —

Geschr. zu Copenhagen, midwochens nach Elizabeth (19. November) MDXXXvij (1537).

E. K. M.

Diener

J o a n n e s B u g e n h a g e n

Pomer. Dr.

Darauf hat ihm der König mehrere Jahre später geantwortet, als er ihm den Bischofssitz in Schleswig anbot:

„Derhalben wollet ihr euch, wo es immer zu thun möglich, wiederum zu uns hereinbegeben. Denn wir gern einen solchen alten Pommer und Speckfresser hätten, der auch vielleicht die Luft dieser Länder besser als ein anderer ertragen könnte. Wir wollten auch denselben dermaßen versorgen, daß er uns zu danken haben sollte."

So hat Bugenhagen auch die Krankheiten und Beschwerden des Alters, die ihm nicht erspart geblieben sind, mit allezeit sanftem und heiterem Gemüt ertragen. Seit 1557 predigte er nicht mehr, besuchte aber den Gottesdienst, um am gemeinsamen Gebet der Gemeinde teil zu haben. Seine früher so stattliche Gestalt verfiel, ein Auge erblindete, aber Geist und Gemüt blieben ihm frisch erhalten. Besonders tröstete er sich viel mit dem Spruch Joh. 17: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen." Was er von frühester Jugend an mit aufrichtigem Gemüt gesucht hat, das hat er gefunden. In dem Gott und Heiland, den er sein lebelang gepredigt hat, hat er das ewige Leben gefunden und in solcher fröhlichen Zuversicht ist er in der Nacht vom 19. zum 20. April 1558 eingeschlafen zum ewigen Frieden seines Herrn.

„Er war beide des heiligen Evangelii und seines Vaterlandes nicht ein geringer Zier!"*)

Unseres Gottes Gaben sind gar mannigfach. Er kann jedes Volk, jedes Herz, jede Gabe mit dem Geist Jesu Christi heiligen, daß es Ihm gefällig wird und in Seiner Gnade Sein Werk treiben kann. Bugenhagen ist kein Luther geworden — er war ein Mann, ein Christ, als er nach Wittenberg kam — und Luther ist auch kein Bugenhagen gewesen. Jeder blieb in seiner Art, jeder hielt den andern hoch und wert, denn beide hatten den Gott gefunden, der sich in Christo geoffenbart hat, und der ein lebendiger Gott ist und darum auch reiches, mannig-

*) So schreibt der pommersche Geschichtsschreiber Kantzow von ihm.

faltiges Leben giebt und liebt; es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. So hat Gott sich bewiesen wie in der Zeit der Apostel, so in der Reformation an unserem deutschen Volk und unserem Landsmann Dr. Pommer. Er ist noch heute derselbe!

Er helfe denn, daß wir auch nach unsern Gaben und Kräften uns so ehrlich und unverwirrt durch Gottes Wahrheit leiten lassen! Unseres Volkes und Vaterlandes Schaden sollte es wahrlich nicht sein. Und gelüstets dich nicht, auch einst dort zu sein, wo mit den Patriarchen und Aposteln an den Werken Gottes und Seiner Wahrheit ewig sich freuen die deutschen Männer Dr. Martin Luther und Dr. Pommer?

Johannes Laski,

der Reformator der Polen.

Von

Adolf Henschel.

Halle a. S. 1890.
Verein für Reformationsgeschichte.

Unter den Männern höheren Standes, welche zur Zeit der Reformation Rang und hervorragende Stellung, glänzende Aussichten auf Ehre und Lebensglück ihrem evangelischen Glauben und Berufe zum Opfer brachten, und welche darum auch verdienen, von der evangelischen Christenheit in treuem Andenken bewahrt zu werden, ist keiner der letzten Johannes Laski, gewöhnlich der Reformator der Polen genannt, obschon er weit länger anderswo wirkte und nur den letzten Rest seines Lebens seinem Vaterlande widmen durfte.

I. Johannes Laski als Katholik in seiner Heimat.

Johannes Laski (a Lasco), im Jahre 1499 auf der Stammburg seiner Väter in dem etwa sechs Meilen von Petrikau entfernten Städtchen Lask geboren, stammte aus einer edlen polnischen Familie, deren Glieder in Staat und Kirche hohe Würden bekleideten und im In- und Auslande bedeutende Rollen spielten. Sein Oheim — auch ein Johannes Laski — saß auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Gnesen und gehörte in jenen Tagen zu den berühmtesten Persönlichkeiten am polnischen Hofe. Große Verdienste um sein Vaterland hatten ihm die hohe Stellung als Primas des Reichs verschafft, und er füllte diese Stellung wie ein Kirchenfürst und hervorragender Staatsmann in glänzender Weise aus. Nachdem er 1502 oberster Sekretär des Königs geworden, wurde er schon im folgenden Jahre Reichskanzler und erlangte im Alter von erst 54 Jahren die höchste Stelle im Reich. Er waltete seines hohen Amtes mit großer Klugheit und allezeit von warmer Vaterlandsliebe beseelt. In seinen Handlungen ließ er

sich in erster Linie von seinen Anschauungen als Pole leiten. Die Kirche war ihm nicht gleichgültig; fest und treu hing er an ihr. Er war wirklich der frommen Meinung, in geweihterem Boden zu liegen, wenn er sich Erde von Jerusalem und von dem Grabhügel des heiligen Gregorius mitbrachte und sie draußen vor der Kathedralkirche in Gnesen an der Stelle aufschütten ließ, wo einstmals seine Gebeine ruhen würden. Mit wirklicher Andacht nahm er die Reliquien in Empfang, die man ihm in Rom verehrte. Er ließ sie sich nicht gefallen, um mit solchem Gaukelspiel eine abergläubige Menge auszubeuten und reichen Gewinn für den eigenen Seckel zu ziehen, sondern trug sie als kostbare Andenken heim und war als der ersten einer bereit, ein Knie vor dem Heiligtum zu beugen. Mit allem Eifer trat er für die Rechte seiner Kirche ein und wollte sie vor dem Gift falscher Lehre schützen. Sein frommer, duldsamer Sinn bewahrte ihn vor dem Wahne, als ob ein solcher Schutz in dem Scheiterhaufen liege, der den Leib des Ketzers verzehrt. Als echter polnischer Kirchenfürst lebte der Erzbischof auf großem, glänzendem Fuße. Seine Stellung nötigte ihn, nicht nur in Gnesen Hof zu halten; auch in Krakau hatte er seine Residenz, in der die Höchsten des Reiches aus- und eingingen. Hierher ließ er seine drei Neffen übersiedeln, als die Jahre kamen, daß sie eine höhere Erziehung empfangen mußten, um sie für die Laufbahn tüchtig zu machen, die er in Beratung mit ihrem Vater für sie auserwählt. Die beiden anderen Brüder Hieronymus und Stanislaus waren für einen staatsmännischen Beruf bestimmt, während unser Johannes, wie es scheint, auch des Oheims Liebling, für eine kirchliche Laufbahn von früh an ausersehen war.

Das Haus des hochangesehenen Mannes bildete einen Sammelpunkt der gewähltesten Gesellschaft. Den Erzbischof suchten die Bischöfe des Landes auf, bei dem Primas begegnete man den Staatsmännern des Reiches und den Gesandten der fremden Höfe. Noch eine besondere Anziehungskraft übte seine Persönlichkeit aus. Seine große Gelehrsamkeit, sein reifes Urteil auch auf wissenschaftlichem Gebiete, der hohe Adel seiner Gesinnung, die ganze Tüchtigkeit

seines Wesens im Verein mit der Lust an geistvollem Umgang zog in das gastfreie, offene Haus, was an bedeutenden Männern des Wissens und der Kunst Krakau damals in seinen Mauern barg. Und das war in jener Blütezeit Polens keine geringe Zahl. In dieser Luft wurden die jungen Laskis gekräftigt und für den kommenden Lebensberuf tüchtig vorbereitet. Sie waren im Laufe der Zeit in die Jahre gekommen, wo sie, der häuslichen Erziehung entwachsen, auf einer Hochschule ihre letzte Ausbildung zu gewinnen hatten. Die polnische Universität zu Krakau wäre wohl imstande gewesen, ihnen dieselbe zu gewähren. Sie zählte die Zahl ihrer Studenten nach vielen hunderten, und ausgezeichnete Professoren in verschiedenen Fächern trugen zu dem Ansehen der Universität nicht wenig bei. Aber es war Brauch des Adels, seine Söhne nach dem Auslande zur Vollendung ihrer Studien zu senden. Paris, Bologna, Padua übten für die das Reisen in der Fremde liebenden Polen größere Anziehungskraft aus als die heimische Universität. Für unsere jungen Laskis lag die Entscheidung, wo ihre Studien fortgesetzt werden sollten, in der Hand des Oheims; seine Amtsgeschäfte in jener Zeit bestimmten die Wahl der Universität. Ende März 1513 mußte Laski als geistlicher Sendbote König Sigismunds für das in Aussicht genommene Konzil eine Romfahrt antreten; seine beiden ältesten Neffen, Hieronymus und unser Johannes, sollten unter seinen Augen in Rom ihre Studien fortsetzen; der erst zwölfjährige Stanislaus blieb zunächst bei dem Vater zurück. Gerade in den Jahren des Aufenthaltes unserer jungen Studenten in Rom besaß das schon vor über 70 Jahren dort gegründete Gymnasium beinahe hundert angesehene Lehrer, die ihre Vorlesungen über Gottesgelehrtheit, bürgerliches und kirchliches Recht, Arzneikunde, Sittenlehre, Logik und Mathematik hielten. Die Hauptaufmerksamkeit war aber auf das Studium der griechischen Sprache gerichtet. Hier schon wurde unser vierzehnjähriger Johannes in die Schriften des Plato eingeführt. Auch eigneten sich die sprachbegabten Jünglinge rasch die italienische Sprache an. Den Anblick einer gottentfremdeten Welt, in der gerade die Diener des

Höchsten am frechsten das Heiligtum dem Gespötte preisgaben und Greuel auf Greuel häuften, wie ihn Luther auf seiner Pilgerfahrt nach Rom erfahren, hat die geheimnisvolle Binde, die Gott selbst um das Auge der Jugend schützend legt, den Jünglingen verhüllt.

Der Oheim wünschte nicht, daß seine Neffen in Rom ihre Studien vollendeten. Zumal für Johannes war die nahegelegene, weltberühmte Universität Bologna wichtig, seinen Fachstudien im Kirchenrecht obzuliegen. Gegen den Schluß des Jahres 1514 erhielt der Erzieher der Jünglinge, Johannes Braniczki, die Weisung, mit ihnen nach Bologna überzusiedeln. Der kleine Haushalt bestand bald aus zehn Personen: den drei Neffen, — der jüngste Bruder Stanislaus war inzwischen von seinem Vater für alt und reif genug gehalten worden, seine Studien in Bologna fortzusetzen — zwei jungen Radziwills, zwei weitläufigen Verwandten mit ihrem Lehrer Matthias, dem Erzieher Braniczki und einem Arzte, den der fürsorgliche Oheim seinen ihm anvertrauten Zöglingen mitgegeben hatte. Auch einen Koch aus Polen hatten sie mitgebracht; ihre Speisen kauften sie sich selber ein. Sie mußten zusammenhalten, nur etwas über drei Dukaten wurde die Woche zur Beköstigung der ganzen Gesellschaft ausgesetzt, mit Ausnahme der Kosten für Wein und Holz. Bald hatten sich die jungen Leute in ihren wissenschaftlichen Arbeiten am Musensitz eingelebt. Zumeist war es still in den Studierzimmern, jeder saß über seiner besonderen Arbeit. Nur wenn aufgefordert, dann redete der einzelne und zwar an abwechselnden Tagen entweder italienisch oder, was ihnen noch geläufiger war, lateinisch. Die polnische Sprache verlautete gar nicht. Selbst während der Mahlzeit hörte die Belehrung nicht auf: über Tisch wurde ein Abschnitt aus der böhmischen Geschichte vorgelesen, selbstverständlich in böhmischer Sprache, die an den polnischen Edelsitzen der damaligen Zeit von Männern und Frauen mit einer Leichtigkeit gehandhabt wurde, wie heutzutage wohl die französische Sprache. Nach Tisch hielten die jungen Leute Disputatorien über das, was sie am Vormittage gehört oder studiert, einmal in der Woche prüfte der Professor sie in allen den Gegenständen, die er ihnen die Woche über vorgetragen.

Braniczki rühmt dem Erzbischof die jungen Leute, sie sind sehr fleißig und tugendhaft. Ein großer Lerneifer beseelt die beiden Neffen, die in inniger Liebe aneinander hängen. Von unserem Johannes lautet das Zeugnis, daß er dem Erzieher der liebste Jüngling sei, von höchster Tugend. Braniczki erklärt, nie solch einen Jüngling gesehen zu haben und bricht in den Wunsch aus, daß ihm langes Leben vergönnt sein möchte. Dieser Adel und Liebreiz des Gemütes, der so frühe in überraschender Weise von dem Jünglinge ausging, übte seine Wirkung nicht nur auf die aus, die fremd mit ihm in Berührung traten, sondern auch auf die nächsten Insassen des Hauses, die im engsten Zusammenleben ungetrübt den gleichen, wohlthuenden Eindruck von der sittenreinen Persönlichkeit empfingen. Als die beiden Brüder eine Zeit lang getrennt waren, schrieb Hieronymus von Bologna aus an seinen Oheim: „Als mein Herzensbruder Johannes hier wieder eintraf, bin ich ein ganz neuer Mensch geworden; durch ihn ward mir aller Lebensüberdruß in weite Ferne verscheucht, alle Langeweile schwand, und alle Lust an der Arbeit ist mit ihm gesteigert zurückgekehrt. Bewundern muß man, von welcher Gedächtniskraft, von welcher Beharrlichkeit, von welchem Ernst der Jüngling beseelt ist, so daß wir alle mit Scheu und Ehrfurcht gegen ihn erfüllt sind; eins erbitten wir auf das flehentlichste, daß ihm viele Lebensjahre vergönnt sein möchten." Daß auch der Bruder gleichermaßen wie der Erzieher den Wunsch langen Lebens für den seltenen Jüngling nicht unterdrückt, flößt uns die Besorgnis ein, daß die körperlichen Leiden, von denen wir den überarbeiteten Mann später heimgesucht sehen werden, frühe schon hervorgetreten sein mögen.

Der wohlwollende Erzbischof war nicht müßig, seinen Neffen auf die erste Stufe der Leiter zu erheben, deren oberste er selber erklommen, und die er willens war, dem vielversprechenden Jünglinge einst bei seinem Tode einzuräumen. Noch während der Scholar in Bologna seinen Studien oblag, machte er ihn zum Domherrn (Kanonikus) an dem Kollegiatstift zu Lenczyc. Am 30. Dezember 1517 kam schon ein weiterer, höherer Rang hinzu. Der zur

Heimreise sich Rüstende wurde zum Koadjutor der Dekanie von Gnesen ernannt. Und es sollten noch immer nicht genug Würden auf dem jugendlichen Haupte sein, das eben noch in Bologna über den Folianten des kanonischen Rechts gebeugt war. In dem gleichen verhängnisvollen Jahre, in dem die Hammerschläge an der Schloßkirche zu Wittenberg so mächtig und nachhaltig durch den ganzen Bau der Kirche dröhnten, erteilte Leo X. dem kaum achtzehnjährigen Jüngling die Anwartschaft auf die Custodie von Lenczyc und außerdem noch die Kanonikate von Krakau und Plock. Wahrlich genug Pfründen beim Beginn der Laufbahn!

Die päpstliche Bestätigung für diese Stellen des Neffen zu erlangen, war dem Oheim nicht billig zu stehen gekommen. Es war eben in Rom damals alles feil, und nur wer den Preis zahlte, erhielt die simonistische Ware. 1400 Gulden — so trägt der fürsorgliche Oheim in seinem Testamente unter der Jahresziffer 1517 ein — in tausend Goldgulden umgewechselt, habe ich nach Rom zur Betreibung der Angelegenheit inbetreff der Custodie von Plock und Lenczyc gesandt.

Auf die Versorgung mit diesen Pfründen und auch Würden beschränkte sich nicht das Wohlwollen des Oheims. Es galt, dem Neffen ausgiebige Mittel zur Verfügung zu stellen, standesgemäß leben zu können. Schon das Einkommen aus den eben erwähnten Stellen war nicht gering, genügte aber nicht bei der sorglosen Freigebigkeit, bei der heitern, weitherzigen Gastfreundschaft, die dem Polen eignet und die seinen Adel zu allen Zeiten ausgezeichnet hat, und bei den Ansprüchen, die in jener Zeit bereits an den angehenden Kirchenfürsten gemacht wurden. Es galt weitere Einnahmequellen zu öffnen.

Die Erzbischöfe von Gnesen hatten im Palatinat Rawa in Masovien große Besitztümer, zumal in Lowicz und Skwierniewice, welche Städte ihnen gehörten und woselbst sie befestigte Schlösser inne hatten. Die Einkünfte aus diesen umfangreichen Gütern waren nicht gering. Im Jahre 1518 übertrug der Oheim dieselben auf das Gnesener Kapitel. So war auch nach der Seite auskömmlicher Ein-

nahme für den geliebten Neffen gesorgt, dessen Laufbahn unter so günstigen Verhältnissen wie nur möglich begann.

In späteren Jahren, als unser Johannes im Lichte des Evangeliums wandelte und seinen höchsten Ruhm darein setzte, ein armer aber getreuer Knecht seines armen und treuen Meisters zu sein, da war sein Auge offen und klar für den tiefen Schaden, den die Kirche durch solche Verteilung und Häufung ihrer geistlichen Stellen erlitten. Es ist nur ein schwacher Trost bei solch argem Gebrechen, daß in diesem Falle nicht einem Unwürdigen für das Amt so viele Auszeichnung in solch jungen Jahren zuteil wurde. Daß sich aber der jugendliche Kanonikus von Krakau und Plock, der aus seiner Stellung eines bloßen Koadjutors in Gnesen seit seiner Priesterweihe 1521 zum wirklichen Dekan an der Metropolitankirche daselbst vorgerückt war, unter seinen Berufsgenossen bewährt und die Augen des Kapitels auf sich gezogen haben muß, ist daraus zu schließen, daß er als Vertreter des Metropolitan-Domkapitels zu Gnesen 1521 an der Provinzial-Synode zu Petrikau teilnahm. Eine so ehrenvolle Sendung hatte er nicht nur seiner Verwandtschaft mit dem Erzbischof zu danken; das hochangesehene Kapitel achtete darauf, bei solcher Gelegenheit von einer gelehrten und tüchtigen Persönlichkeit vertreten zu sein.

All' diese Auszeichnungen waren nicht imstande, den jungen Mann im Lande zu fesseln; kein Ehrgeiz drängte ihn, an Ort und Stelle nun sich hervorzuthun und rasch die weiteren Stufen zu erklimmen in einer Zeit, wo alles zu seinen Gunsten sich in der Heimat fügen zu wollen schien. Es zog ihn mit Macht weiter hinaus in die Fremde. Wir sind über die Gründe im Dunkel. Gewiß hatte es ihm das vor Jahren im Ausland genossene Leben angethan, daß er sich nach dem geisterquickenden Umgang der Männer sehnte, die an der Spitze der humanistischen Bewegung stehend, auch bei ihm die Liebe zu den Studien, den Wunsch nach näherem Zusammenleben mit ihnen angefacht hatten. Aber es war auch manches daheim, was wohl geeignet war, ihn wegzutreiben und aus einer Gesellschaft zu verscheuchen, in der er das gehässige Treiben niedriger Intrigue nur

allzuscharf zu spüren bekam. Welch ein Neid, welch eine Feindseligkeit zwischen den höchsten kirchlichen Würdenträgern in jenen Tagen am polnischen Hofe! Es sind alte Rangstreitigkeiten, die immer wieder von neuem den Bischof von Krakau zur Auflehnung geneigt machen wider den mächtigeren Erzbischof von Gnesen und diesen mit Argwohn wider den vermeintlichen Neider und vermuteten Kürzer der Rechte eines Primas erfüllen. Keiner scheint mehr Öl in das Feuer gegossen, stärker die Glut angefacht und unterhalten zu haben, als der geistvolle, ehrgeizige, heuchlerische Andreas Krzycki, in jenen Jahren Propst zu Posen. Vor keiner bittersten Lauge schreckt dieser Geistliche zurück, sie in vertrauten Briefen oder in namenlosen Sinnsprüchen über den Primas des Reiches auszugießen: es ist kaum eine Persönlichkeit unter den tonangebenden Kirchenmännern des damaligen Polens so geeignet, an ihr den verderbten Zustand der Geistlichkeit, das Bedürfnis nach einer Reformation zu zeigen, als dieser giftige Gegner Luthers, dessen verschiedene Feindseligkeiten man doch immer wieder geneigt ist auf persönliche Verstimmungen oder selbstsüchtige Zwecke zurückzuführen.

Wenn unserem Johannes, der sich auch in jenem Jahre meist in Krakau aufhielt, Gelegenheit geboten wurde, in diesen Schmutz der Gesinnung so mancher hervorragenden Geistlichen hineinzuschauen, deren Treiben wahrlich mit Macht die Kirche zu einer Reformation hinzog, so kann es uns nicht wunder nehmen, wenn er aus einer solchen Umgebung wegverlangte und sich sehnte, für eine Weile wieder, fern von all' dem häßlichen Getriebe, die reine Luft humanistischer Studien einzuatmen und den Umgang von Männern zu genießen, zu denen er achtungsvoll hinaufblicken konnte.

Unseres Johannes Lieblingsbruder, Hieronymus, mit dem er gemeinsam erzogen, zusammen auch in Rom und Bologna studiert, hatte sich, wie schon erwähnt, der staatsmännischen Laufbahn gewidmet. Eine hohe Begabung, die ihn nach wenigen Jahren schon als einen der befähigtsten und gewiegtesten Staatsmänner des sechzehnten Jahrhunderts erwies, und die einflußreiche Stellung der eigenen Familie

hatten auch diesem Neffen des polnischen Primas frühzeitig die Wege zu einer glänzenden, hervorragenden Laufbahn geöffnet. 1521 treffen wir ihn bereits als polnischen Gesandten an dem Hofe Karls V. in Brüssel, das folgende Jahr in gleicher Eigenschaft in Köln. Gern bediente sich der König des vornehmen, gewandten und so sprachkundigen, in allen seinen Sitten hervorragenden jungen Mannes zu Sendungen an verschiedene Höfe. Ein recht schwieriger Auftrag seines Königs hatte den gewiegten Diplomaten im Frühjahr 1523 nach Paris und Rom geführt. Im Spätherbst galt es, die in Paris angeknüpften Fäden weiter zu verfolgen. Im Gefolge eines königlichen Gesandten zu reisen hatte in jenen Tagen nach mehr wie einer Seite hin verführerischen Reiz; schon der dadurch gebotene Schutz in fremden Ländern, auf den unsicheren Landstraßen, auf denen sich so viele „fahrende Leute“ zwecklos und ohne Mittel herumtrieben, wurde nicht gering angeschlagen. So bedurfte es denn nicht langer Überredung für den Gesandten, seine beiden Brüder zur Mitreise zu veranlassen.

Ende Dezember 1523 treffen wir die Brüder in Basel und daselbst im vertrauten Umgang mit Erasmus. Dieser hatte seine lebhafte Freude an den drei polnischen jungen Männern, die, dem höchsten Adel angehörig, mit ehrfurchtsvollem Wohlwollen vor dem Geistesadel des Humanisten sich beugten. Auch mit Farel, dem feurigen Helden aus Frankreich, der sein schönes Heimatland drangegeben und in die Fremde gezogen war, um seines Glaubens leben zu können, traten die Laskis in Basel in Berührung. Es ist eine im hohen Grade fesselnde Erscheinung, dieser Mann, der, aus Frankreich flüchtig, seit Monaten sich in der Schweiz, wo die Wellen der Reformation schon hochgingen, aufhielt und in den ersten Wochen des Jahres 1524 Herberge in dem freien Basel gefunden, ein Landsmann von Calvin und sein Vorläufer und Wegebereiter in der Schweiz. Der hinterlassene Eindruck war ein so mächtiger, daß noch nach einem Vierteljahrhundert, zu einer Zeit, wo oftmals die Baseler Tage in seiner Erinnerung wieder frisch auflebten, Laski auch seiner Unterredungen und Beziehungen mit dem herzhaften Franzosen gedachte und in einem Send-

schreiben an Calvin den unermüdlichen, furchtlosen Prediger des Evangeliums grüßen ließ.

Um die Frühjahrszeit 1524 betraten unsere drei Polen die Hauptstadt Frankreichs. Auch für unseren Johannes war es leicht und selbstverständlich, daß er bei Hofe aus- und einging. Es war eine für einen strebsamen Theologen fesselnde Zeit, in der Laski in Paris weilte. Die gewaltige Bewegung, die vor ein paar Jahren von Deutschland ausgegangen war, hatte am Rhein nicht Halt gemacht; ihre starken Ringe berührten rasch auch das andere Ufer, und schon konnte man die Wirkung im Herzen Frankreichs verspüren, ja am Königshofe selbst. Die dem Evangelium wohlgesinnten Männer sammelten sich hauptsächlich um die ehrwürdige Gestalt des Bischofs von Meaux, Briçonnet, des geistlichen Beraters der Schwester des Königs, der Margareta von Valois. Es ist wie ein Frühlingswehen in der gallikanischen Kirche, zu sehen, wie dieser Hirte in fast evangelischer Predigt seiner Gemeinde das Wort Gottes verkündigen läßt, wie seine Geistlichen, von einem gleichen Liebeseifer beseelt, rastlos zwischen Meaux und Paris hin- und herziehen, in treuer Seelsorge ihres Berufs zu warten, wie aus der Mitte dieses evangelisch-gesinnten Kreises Schriften über das ganze Land hinausgehen, die, wenn auch noch in vorsichtig-ängstlicher Sprache und des aufjubelnden Freiheitstones in den zündenden Worten des deutschen Reformators ledig, doch schon wie Lerchenschlag des Morgens in der Frühe weithin im Lande erklangen, das sich auch in seinen ernsten Gemütern nach dem Anbruch des neuen Tages sehnte.

Unter diesen Männern begegnen wir einer der fesselndsten Gestalten unter den Vorläufern der Reformation. Es ist der damals schon hochbetagte Jakob Faber v. Etaples, der von den Humanitätsstudien ausgehend, mutig als einer der ersten sich der Erforschung der heiligen Schrift zugewandt hatte. Der heilige Inhalt des Buches übte seine notwendige Wirkung auf den frommen Mann aus. Sobald er diese seligmachende Wirkung an sich selbst verspürt hatte, ruhte er nicht, bis er auch den großen Kreis seiner Schüler an der Pariser Universität derselben teilhaftig gemacht hatte.

Gerade in jenen Tagen (1522 und 1523) waren seine Erklärungen zu den vier Evangelien und in rascher, weiterer Folge zu den Briefen im Drucke erschienen und hatten das größte Aufsehen, an der Sorbonne nicht geringen Ärger verursacht. Diese Bücher fielen nun unserem polnischen Freunde in die Hände. Der Name ihres Verfassers war ihm nicht fremd von der Schulzeit her. Die Schulausgaben und Erläuterungen zu den lateinischen und griechischen Klassikern des Faber Stapulensis wurden fast alle in Krakau nachgedruckt. In jenen pariser Tagen scheint Laski dem ernsten, frommen Bibelforscher auch persönlich nahe getreten zu sein.

Aus der Mitte dieser stark vom evangelischen Geiste angehauchten Männer und ihren Gesinnungen und Bestrebungen ebenbürtig ragt in anmutsvoller Schöne die Gestalt der berühmten Margareta von Valois empor. Mit vollem Verständnis und zu ihrer Erfrischung liest die hochbegabte, edle Königstochter die lateinischen, italienischen, spanischen Schriftsteller; des Griechischen und Hebräischen ist sie nicht unkundig. Ihr frommer Sinn führt sie im Fortgang ihrer ernsten Studien hinein in die Tiefe des Wortes Gottes. Sie tritt in Berührung mit den Gottesfreunden in Meaux. Briçonnet ist ihr mehr wie ein Beichtvater, im schönen, evangelischen Sinne des Wortes ihr Seelsorger; vor ihm schüttet sie in ergreifenden Briefen ihr gnadedürstendes Herz aus. Sie gilt als Schutzengel der mächtig sich regenden reformatorischen Bewegung in Frankreich; ihr zum vollen Durchbruch und zum Siege zu helfen, für solch hohe, schwere Aufgabe war sie jedoch nicht geschaffen. Auch unser Johannes ist der hochherzigen Margareta von Valois persönlich in jenen Tagen nahe getreten. Viele wahlverwandte Züge lassen sich in der Geistesrichtung der beiden aufführen. Laski, damals noch völlig in der römischen Kirche wurzelnd, Margareta bis an ihr Ende in ihr verharrend, beide von der Überzeugung beseelt, daß der erkannte tiefe Schaden noch von der Kirche selbst geheilt werden könne. Um ein gut Stück ist sie, die an Jahren auch ältere, dem Manne auf dem Wege zur Reformation voraus, endgültig aber wird die Französin

doch von dem ernsteren Polen überholt, der allein von beiden am schönen Ziele anlangt, deshalb, weil er bereit war, ein Opfer zu bringen, vor dem das Weib zurückschrak.

Ende 1524 finden wir unseren Johannes wieder in Basel und zwar als Hausgenossen des Erasmus. Letzterer war gewohnt, Pensionäre in seiner Junggesellenwirtschaft aufzunehmen. Da er es that, um sein Einkommen zu steigern, konnten nur reiche Jünglinge der Gunst teilhaftig werden, Hausgenossen des berühmten Gelehrten zu sein. Es waren aber nicht diese äußeren Vorteile allein, die Erasmus an Laski fesselten. Dem alten Manne trat in der jugendlichen Gestalt etwas fast Überwältigendes entgegen. Die ernst sittliche Persönlichkeit Laskis gewann über ihn Gewalt und übte nachhaltigen Einfluß aus. Offen räumt der berühmte Mann noch nach Jahren ein, daß er er im Zusammenleben mit Laski besser geworden sei, von ihm, dem Jünglinge, habe er, der Greis, gelernt, was sonst wohl die Jugend vom Alter zu empfangen habe, die Nüchternheit, Mäßigkeit, Ehrfurcht, Mäßigung der Zunge, Bescheidenheit, Keuschheit, Lauterkeit des Charakters. Laski hing mit großer Verehrung an dem Meister, an dem er rühmt, daß er zuerst seine Seele auf geistliche Dinge gelenkt, unter dessen Leitung er angefangen habe, sich auf dem Gebiete der wahren Religion zurecht zu finden. Seltsames und doch in jenen Tagen nicht überraschendes Bekenntnis aus der römischen Kirche. Der schon auf der Stufenleiter kirchlicher Würden in jungen Jahren hoch hinaufgekommen, der vor Jahren lange Zeit in Bologna den theologischen Studien obgelegen, lernt nun erst in Basel und zu den Füßen des deutschen Humanisten die ersten entscheidungsvollen Anfangsgründe seines Berufes!

Es war ein ungemein anregender, geistiger Verkehr, der in jenen Tagen in Basel herrschte und in dessen volle Strömung der Stubengenosse des Erasmus eintrat. Die humanistische und reformatorische Bewegung ging hier noch, wenn auch freilich schon in den letzten Schritten, friedlich nebeneinander. Laski empfing und genoß den Segen dieses doppelten Umgangs; er sah und hörte die Theologen Oekolampad und Pellikan auf der einen, die Humanisten

Glarean und Rhenanus auf der andern Seite. Auch mit einem Helden der Reformation ist Laski in seinen Baseler Tagen in persönliche Berührung getreten, wohl nur ganz flüchtig, aber doch genügend, um von ihm den Gottesstachel in die Seele gedrückt zu erhalten, gegen den kein Mensch, und wäre er ein Saulus, löcken kann. Von Basel aus besuchte er Zwingli in Zürich; er selbst sagt, daß er von diesem zuerst zum Studium der heiligen Schriften veranlaßt worden sei, ihm danke er die größte Anregung.

Rascher als er es erwartet und gehofft hatte, mußte er die liebgewordenen Bande lösen und die Stadt verlassen, in der er sich heimisch gefühlt wie in keiner anderen.

Im September 1525 brachte Hieronymus, der vielgereiste königliche Botschafter, wiederum auf einer diplomatischen Sendung begriffen, dem Bruder von daheim die entschiedene Weisung mit, unverzüglich Basel zu verlassen und über Italien in langsamen Tagereisen die Heimfahrt anzutreten. Die Verhältnisse in Polen hatten sich derart zugespitzt, daß sie die Rückkehr des jugendlichen und begabten Propstes wünschenswert machten. Strengere Maßregeln gegen die immer stärker um sich greifende Reformation waren während der Abwesenheit Laskis ergriffen worden. Auch auf den Neffen des Primas und den Freund des Erasmus wurde als auf einen befähigten Kämpen der bedrohten Kirche gerechnet. Seine beiden Brüder hatten bereits offene Farbe bekannt, es war die entschieden kirchliche, der Reformation entgegengesetzte Farbe des Hauses Laski; sie wurde fast als selbstverständlich bei dem angehenden Kirchenfürsten vorausgesetzt.

Den 5. Oktober 1525 brach Laski von Basel auf, brachte den Winter in Venedig zu und trat im März 1526 die Heimreise an. Am 8. April war er in Posen, woselbst er sich nur wenige Tage aufhielt, und eilte dann weiter nach Krakau, wo er nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit in der Mitte des April eintraf.

Noch schwerer als vor zehn Jahren fiel jetzt unserem Laski das Einleben in die alten Verhältnisse daheim, die sich kaum in der Zwischenzeit verändert hatten. Mit den auswärtigen Freunden wurde ein reger Briefwechsel unter-

halten. Er konnte seinen Oheim wohl bald überzeugen, daß die von seinen Nebenbuhlern und Neidern ausgesprengten Gerüchte über seine Hinneigung zur Reformation falsch seien. Das genügte aber dem Erzbischof nicht. Er forderte von seinem Neffen, daß dieser, was er ihm unter vier Augen bekannt, in Gegenwart eines seiner entschiedensten Gegner, des Bischofs von Krakau, durch einen Reinigungseid bekräftige. Das Schriftstück dieses Eides bewahrt noch das Königsberger Geheimarchiv in der Handschrift Laskis. Er versichert in diesem Gelöbnis, daß er mit päpstlicher Bewilligung viele Schriften auch derer gelesen, die sich von der römischen Kirche getrennt, aber er habe mit Wissen und Willen keine Meinung, keinen Glaubenssatz angenommen, der der Lehre der römisch-katholischen Kirche widerspreche. Er wolle nur das festhalten, was von der römischen Kirche angenommen und gutgeheißen sei. In gleicher Weise gelobt er dem heiligen Stuhle, seinen Oberen und Bischöfen lebenslangen Gehorsam. „Das schwöre ich; so möge mir Gott helfen und die heiligen Evangelien Gottes."

Es war unserem Laski in jenen Tagen heiliger Ernst um diesen Eidschwur, der vollkommen die Stellung zu seiner Kirche abspiegelt, die er ihr gegenüber noch einnimmt. Alles, nur keine Loslösung von der einen, heiligen, apostolischen Mutterkirche. Aus ihrem eigenen Vermögen wird sie die Schäden überwinden und heilen, die auch sein frommes Auge erkannt hat.

Nachdem so alle die hämischen Verdächtigungen zum Schweigen gebracht waren, wandte sich unser Laski mit regstem Eifer seinen Berufspflichten zu. Krakau wäre wohl imstande gewesen, den jugendlichen Kirchenfürsten zu fesseln, wenn sein Sinn auf weltliche Unterhaltung und Genüsse gerichtet gewesen wäre. Hier drängte sich am Königshofe Fest auf Fest. Bona, die neue Königin, eine italienische Fürstentochter voll südlicher Lebenslust, aber auch voll Lust an Ränken und Umtrieben, liebte glänzende Hofhaltung. Laski flieht von dem Königshofe und stürzt sich in die Verwaltung seines ausgedehnten kirchlichen Sprengels. Durch die Fürsorge des Oheims war er inzwischen Administrator in Gnesen geworden. Das bot ihm die ersehnte

Gelegenheit, dem Leben und Treiben am geräuschvollen Königshofe ganz zu entfliehen und in größerer Zurückgezogenheit seinem Berufe zu leben. Mit Ernst griff er auch hier in Gnesen in das kirchliche Leben ein.

Am 19. Mai 1531 entschlief der Erzbischof, 75 jährig und lebensmüde, in seinem Schlosse zu Kalisch. Mit dem Hingang der ehrwürdigen Gestalt war auch das Band gelöst, welches den Dekan an seinen Erzbischof knüpfte: er konnte nun ungehindert dem Zuge der Gedanken folgen, die ihn immer tiefer in das Wort Gottes und damit immer weiter ab von den Satzungen seiner Kirche führten.

Rasch vollzog sich der Wandel nicht. Noch fast sieben Jahre nach dem Tode des Oheims wurde ihm die Stelle eines Archidiakonus von Warschau übertragen. Das war aber auch die letzte Auszeichnung, die die römische Kirche diesem ihrem begabten, aber halb schon abtrünnigen Sohne zuteil werden ließ. Noch in demselben Jahre 1538 bot ihm der König den erledigten Bischofsstuhl von Cujawien an. Sobald Laski von der Absicht Kunde erhielt, ging er zum Könige und setzte ihm offen die Gründe auseinander, die ihn eine solche Gunst auszuschlagen nötigten: er sei zu der klaren Überzeugung gekommen, daß er daheim unter diesen Umgebungen niemals ein echt christliches Leben führen und Gott mit Ernst werde dienen können; er habe den freiwilligen Entschluß gefaßt, allen diesen Stellen, Ehren und Vorteilen zu entsagen und sein Vaterland so lange zu verlassen, bis es ihm vergönnt sein würde, demselben seine Dienste in christlicher und evangelischer Weise zu widmen. — Am Vorabend seines Übertritts konnte ihn auch die Bischofswürde nicht mehr fesseln; das Kreuz Christi und die Schmach und Verfolgung eines evangelischen Predigers dünkte ihm begehrenswerter. Es ehrt auch den König Sigismund, daß er solch offene Aussprache zu würdigen verstand; er wußte, daß er nicht viel solche Männer in seinem Lande hatte. Er verwehrte ihm die Reise ins Ausland nicht, ja er stattete ihn huldvoll mit Empfehlungsbriefen an auswärtige Fürsten aus.

So wandte Laski nach elf Jahren vergeblichen Mühens und Hoffens, die römische Kirche von innen heraus zu

reformieren, seinem Vaterlande den Rücken. Mit dem Wahlspruch: „Die Frommen haben kein Vaterland auf Erden, denn sie suchen den Himmel“ trat er seine langjährige Fremdlingschaft an. Es mag denn doch ein schwerer Abschied gewesen sein, als unser Freund an der Landesgrenze, die nach Deutschland führt, das letzte Lebewohl seiner Heimat zurief und noch einmal einen Blick rückwärts nach dem Vaterlande warf, das er mit der ganzen feurigen Glut eines Polen liebte und von dem er sich jetzt vielleicht auf Nimmerwiedersehen losriß. Ein Schritt noch und der entscheidungsvolle Würfel ist gefallen. Und er that ihn. Offen erklärte er sich nunmehr für den Protestantismus. Nach sechs Jahren schildert er seinem Glaubensgenossen Bullinger jene Zeit mit den schönen Worten: „Kurz, um auch dir die Wohlthat und Güte Christi gegen mich zu verkünden, ich war einst ein angesehener Pharisäer, mit vielen Titeln und Würden ausgeschmückt, mit vielen und reichen Pfründen von meinen Knabenjahren an herrlich beladen; jetzt aber, nachdem ich all' dies aus freien Stücken durch die Gnade Gottes dahinten gelassen, nachdem ich mein Vaterland und meine Freunde darangegeben, weil ich sah, daß ich in ihrer Mitte nicht in Christi Sinn und Geist leben könne, jetzt bin ich in der Fremde nur ein armer Knecht meines armen, für mich gekreuzigten Herrn Christus, seit kurzem hier (in Friesland) Diener der Kirche, zu verkündigen die Lehre des Evangeliums nach dem Willen des, der mich nach seiner Barmherzigkeit aus den Netzen der Pharisäer zu seiner Herde berufen hat.“ Einem andern Schweizer Freunde meldet er um die gleiche Zeit den entscheidungsvollen Schritt in der Weise: „Auf elende Weise hatte ich alle meine Zeit verbracht und verloren in Laufereien, in der Unruhe des Kriegslärms, im Getriebe bei Hofe. Aber der gute Gott hat mich mir selbst wieder zurückgegeben und mich mitten aus dem Pharisäertum auf wunderbare Weise zur wahren Erkenntnis seines Wesens berufen; — ihm sei Ruhm in Ewigkeit. Amen.“

II. Johannes Laski als Protestant in Deutschland und England.

Am Ausgang des Sommers mag es gewesen sein, im Jahre 1538, daß Laski die Grenze seiner Heimat überschritt und den deutschen Boden betrat. Es war nicht nur ein Dahintenlassen des Vaterlandes und ein Ziehen in ein fremdes Gebiet, viel mehr noch ein Verlassen der alten Kirche, eine Loslösung von den innigsten Familienbanden und ein Wandern in eine unbekannte Ferne, in die ihn mächtig und unwiderstehlich die Gottesstimme rief. Unser Pilgrim dort an der heimatlichen Grenze stand in der Vollkraft seines Mannesalters; bald überschritt er sein viertes Jahrzehnt, ein schöner, wohlgestalter Sohn seines Vaterlandes, mit hoher Stirn, großen, offenen Augen, mit scharf geschnittener Nase, um den geschlossenen Mund der feste Ausdruck ungebeugten, starken Willens, die ganze kräftige Erscheinung voll Adel, eine fesselnde, ernste Mannesgestalt. Die ihn in jenen schweren Tagen zuerst gesehen, die rühmen an der männlichen Erscheinung die ernste Würde im Antlitz, verbunden mit einem Zuge liebenswürdiger Anmut, die ganze Hoheit des Wesens, das alsbald einen Helden verkündete.

Zuerst sehen wir die Umrisse unseres Wanderers in Frankfurt am Main auftauchen, um die Zeit etwa, wo im Spätherbst von allen Endpunkten die Druckherren mit ihren Büchervorräten in die damals schon so wichtige Handelsstadt zur Messe zusammenzukommen pflegten. Vielleicht hatte gerade diese den Polen nach der Mainstadt verlockt. Eine solche Messe bot die günstigste Gelegenheit, sich mit dem gegenwärtigen Stande der geistlichen Dinge vertraut zu machen. In den Mauern der Stadt lernte er einen Fremdling kennen und schloß einen engen Freundschaftsbund mit ihm, einen Bund, der in gewisser Beziehung für die ganze Folgezeit seines Lebens entscheidend wurde. Auf einer Reise nach Italien war an einem hartnäckigen Fieber schwer krank befallen Albert Hardenberg aus den Niederlanden. Er lag wohl in derselben Herberge wie unser Freund. Um ein Jahrzehnt jünger als Laski, war

er als Knabe schon in das berühmte Brüderhaus zu Gröningen, das der edle, hochbegabte Johann Wessel ins Leben gerufen, eingetreten; zum ernsten Jüngling herangewachsen, vertauschte er das fromme Brüderhaus mit dem nahegelegenen Bernhardinerkloster. Mit zwanzig Jahren begab er sich nach Löwen, den achtjährigen Kursus eines Theologen bis zu dem Baccalaureat durchzumachen. Nun hatte er die Absicht, zur Zeit der Herbstmesse 1538 über Frankfurt nach Italien zu ziehen. Die hartnäckige Krankheit ließ ihn seinen Plan ändern. Statt nach Italien zog er nach Mainz, an der dortigen Hochschule sich die höchste Würde seines Berufs, den Doktorhut, zu erwerben. Der neuerworbene Freund begleitete ihn in die nahe gelegene Stadt, die in jenen Tagen zumeist durch die Bedeutung ihrer Universität den Beinamen „das goldene Mainz" erhalten. Fast ein Jahr scheint Laski, ernsten Studien hingegeben, in Mainz geweilt zu haben. Sein Freund hielt in der Bewerbung um den Doktorhut Vorlesungen über einige Briefe Pauli; diese mußten mit Notwendigkeit die beiden Männer in ihren reformatorischen Anschauungen festigen. Auch bei der Promotion war Laski zugegen. Bald darauf brach Hardenberg nach seiner Heimat auf. Die Freunde wollten sich nicht von einander trennen; die Niederlande selbst besaßen gar manchen Anziehungspunkt, der unsern Laski im Fortgange seiner geistigen Entwickelung verlocken konnte. Er begab sich nach Löwen. Der freundliche Musensitz sollte ihm für Jahresfrist erwünschter Zufluchtsort sein, in der Stille innerlich auszureifen. Mehr als dreitausend Studenten aus aller Herren Ländern sammelten sich in den verschiedenen Hörsälen; der großen Zahl entsprach die Menge der Professoren; eine reiche Büchersammlung bot erwünschte Mittel für eingehende Studien. Die Kreise, in denen sich Laski in Löwen vorzugsweise bewegte und in denen er die meiste Förderung für sein Seelenleben fand, haben wir aber nicht im Schatten der Hörsäle der Universität zu suchen. Sie lagen abseits, verborgene Brunnstuben, in denen das lebendige Wasser sich sammelte, das den Durst stillet ewiglich. Gerhard Groot, ein Spener der römischen Kirche

zur Zeit ihrer Neige, hatte dem Bedürfnis der Besten seiner Zeit entsprochen, als er die Brüder- und Schwesternhäuser stiftete gegenüber den arg verrotteten Klöstern mit ihren bettelhaften, verkommenen Insassen. Die sich in diese neu gegründeten Häuser zurückzogen, das waren wahrhaft fromme Seelen, die aber doch nicht ausschließlich in beschaulicher, müßiger Ruhe leben wollten, die vielmehr den Hebel ihrer Arbeit am liebsten in der Jugenderziehung einsetzten. Auch in Löwen läßt sich der machtvolle Einfluß dieser Brüderhäuser verspüren. Auch hier war der freie Sinn der Bürger geweckt und der tiefe, fromme Ernst, der an der Quelle die göttliche Wahrheit zu erforschen suchte, wirksam angefacht. Es war ein reger, strebsamer Eifer vorhanden, der nun den großen, religiösen Fragen sich zuwandte, die vornehmlich an die stillen Bürgerhäuser klopften, auch da Einlaß und Lösung begehrten. In solchen Häusern verkehrte unser Freund viel, ja er wohnte selbst längere Zeit in ihnen. Wie wohl er sich mitten unter diesen frommen Leuten fühlte, ist auch daraus zu ersehen, daß im Zusammenleben mit ihnen der Entschluß reifte, die letzte Planke eines Rückzuges ins alte Priesterleben niederzutreten und den Cölibat zu durchbrechen. Der Schritt war die offenbare, endgültige Lossagung von den Satzungen der römischen Kirche, der fortan unheilbare Bruch mit ihr. Aus den einfachen Bürgerstöchtern der Stadt wählte er sich die Lebensgefährtin, deren Name uns leider fremd geblieben ist.

Nicht mehr lange nach der Trauung hielt sich Laski in Löwen auf. Sein Freund Hardenberg wurde, weil er mit Freimut und Beredsamkeit unter großem Zulauf der Studenten, ja selbst der Bürger, die Briefe Pauli erklärte, der Stadt verwiesen; er begab sich in sein Kloster zurück, und so suchte auch Laski ein Land, wo er unbehelligt in größter Zurückgezogenheit seines Glaubens leben konnte.

Dicht an der Nordostgrenze der Niederlande lag wie ein verborgener Erdenwinkel ein kleines, freies Gebiet, das in jenen Tagen der Verfolgung freundliche Zuflucht bot, Ostfriesland. Dahin lenkte unser Freund, den Wanderstab wieder in der Hand, seine Schritte.

Es muß im Spätherbst des Jahres 1540 gewesen sein, daß Laski, müde der anhebenden Verfolgung in Löwen, ruhebedürftig seines Glaubens zu leben, die gastfreie Herberge des Friesenlandes betrat. Einen unwirtlichen Aufenthalt bot in jenen Tagen Emden dar. Ungastlich mußten die engen Straßen, die kleinen, bescheidenen Wohnhäuser dem Fremdling erscheinen, zumal einem Polen, der an die Behaglichkeit Krakauer Patrizierhäuser gewohnt war. Auch die Mittel unseres Verbannten scheinen in jener Zeit zu knapp gewesen zu sein, durch größere Bequemlichkeit sich vor der Unbill von Wind und Wetter zu schützen. Den Bewohnern in Emden stand er als Fremdling gegenüber. Von dem Volke trennte ihn wie eine unübersteigbare Kluft die niederdeutsche Sprache, so ganz anders lautend, als die er in Basel einst von der deutschen Sprache sich angeeignet hatte. Zu all' diesen Erschwernissen des Einlebens in der rauhen, unwirtlichen Gegend trat peinigendes, körperliches Gebrechen hinzu. Die letzten dreizehn Jahre in der Heimat hatte er sich körperlich wohl gefühlt. Aber nun in den feuchtkalten Niederungen waren die Fieber mit erneuter Heftigkeit aufgetreten. Die ungewohnte Nahrung behelligte den Magen; schon der kurze Gang nach der Kirche bringt ihn der Ohnmacht nahe; ein paar Briefzeilen kosten ihm tagelange Mühe. Aber all' dies Leiden preßte ihm kein Murren aus. Er blieb: Emden hatte es ihm schon angethan; er hatte hier gefunden, was er gesucht, einen abgelegenen Zufluchtsort, wo er unbehelligt seinen Studien leben konnte. Das Ergebnis derselben war für ihn eine noch entschiedenere Lossagung von der römischen Kirche, ein noch kraftvolleres Betonen des protestantischen Standpunktes. Um so mehr drang er auch bei seinem Freunde Hardenberg im Kloster auf Entscheidung. Er ruht nicht, bis er den Zaudernden zu dem gleichen, entscheidungsvollen Schritte gedrängt hat. Freilich erst im Frühling 1543 war es, daß der Mönch in seiner Bernhardinerkutte bei Laski anklopfte. Das Mönchskleid wurde hier abgelegt, und Hardenberg zog bald weiter nach Wittenberg, sich unter der Leitung Melanchthons in den Lehren der evangelischen Kirche zu festigen.

Die zwei Jahre Wartezeit, die noch in Emden verstrichen, bis Laski dem Rufe folgte und thatkräftig und entscheidungsvoll in den Gang der Ereignisse eingriff, verliefen denn doch nicht so ruhig und ungestört. Auch eine Reise in seine alte Heimat, sein liebes Polen, fällt in diese Wartezeit. Es ist ein schmerzlicher Anlaß: sein Herzensbruder Hieronymus lag in Krakau auf dem Sterbebett. Mit dem Tode des Bruders war wieder ein starkes Band, das ihn mit der Heimat verknüpfte, gelöst; er richtete sich auf ein längeres Weilen in der Fremde ein. Und er sollte auch nicht lange müßig dastehen; der Herr bedurfte seiner als eines auserwählten Rüstzeuges.

In Ostfriesland, wo die reformatorischen Ideen bereits seit fast zwei Jahrzehnten Eingang gefunden hatten, wogte es damals von Fremdlingen, die um ihres Glaubens willen die Heimat verlassen hatten. Zudem war hier die Reformation der Kirche zuerst in Zwinglischem Geiste unternommen worden; ebenso aber hatte, namentlich seit 1536, das lutherische Element Macht gewonnen, und beiden gegenüber bildeten die Wiedertäufer eine mächtige Partei. In diese Wirren galt es Ordnung zu bringen. Da berief die Regentin, Gräfin Anna aus dem Hause Oldenburg, hinterbliebene Witwe des Grafen Enno II. und Vormünderin der jugendlichen Söhne, mit Zustimmung der angesehensten Männer in Emden Johannes Laski, dessen geistige Bedeutung sie erkannt hatten, zum Superintendenten der ostfriesischen Kirche. Im Beginn des Jahres 1543 nahm Laski diesen Ruf an, jedoch unter zwei Bedingungen, erstlich, daß er jedem Rufe seines Vaterlandes sofort folgen dürfe, wie es ihm sein Bruder Hieronymus noch auf dem Sterbebette zur Pflicht gemacht hatte, und zweitens, daß er nur so lange bleiben wollte, als es der Regentin und der Gemeinde zu Emden, deren Prediger er gleichzeitig war, mit dem Dienste Gottes nach seinem Worte ein rechter Ernst sei.

Es war eine mühsame, verantwortungsschwere Arbeit, aber eine, für die unser Freund wie nur wenige von Gott ausgerüstet war. Seine besondere und hohe Begabung gelangte gerade in dieser Arbeit zu ihrer vollen Entfaltung,

und die Art, wie sie sich entfaltet, weist ihm unter den Vordermännern der Reformatoren zweiten Aufgebots einen hervorragenden Platz für alle Zeiten an. Nunmehr stand er auf der Mittagshöhe seines Schaffens.

Mannhaft trat der neue Superintendent zunächst den Mönchen entgegen. Diese widersetzten sich: sie seien ihm, dem Polen, mit dem bis zur Brust reichenden Barte, keinen Gehorsam schuldig. Mit Hülfe der Gräfin gelang es ihm bald, den Mönchen jede Wirksamkeit zu entziehen. Laski erkannte sofort, was der Landeskirche vonnöten war, und mit staunenerregendem Geschick gab er ihr festes Gepräge, so daß er mit Recht als der Reformator Ostfrieslands dasteht. Nach der Regel der Schrift und nach dem Muster der ersten Christengemeinden suchte er die ostfriesische Kirche einzurichten. Vermöge seines freundlichen und würdevollen Wesens, seiner Gewandtheit in Geschäften und im Umgange, sowie seiner Charakterfestigkeit war er vorzugsweise für ein Ephorat geeignet. Er drang vor allem auf apostolische Einfachheit des Gottesdienstes, auf Entfernung auch der letzten Reste päpstlichen Aberglaubens und alter Mißbräuche, z. B. der Bilder. Vor allen Dingen aber drängten die vorliegenden Notstände der kirchlichen Verhältnisse ihn dazu, auf dem Gebiete der Kirchenzucht die Hebel seiner reformatorischen Thätigkeit einzusetzen. Die Mißstände langer, zuchtloser Zeit waren erschreckend. Das Lästern und Schelten der Prediger auf den Kanzeln, ihr nicht von jedem Vorwurfe freier, oft ärgerlicher Lebenswandel, die eingerissene Sorglosigkeit der Gemeinde inbetreff der Schulen, der Armenversorgung hatten viele und ernste Gemüter der Kirche entfremdet. Laski erkannte scharfen Auges den Schaden. Auf altfriesisches Herkommen fußend setzte er es im Sommer 1544 durch, daß den Geistlichen an der Hauptkirche in Emden vier Männer aus der Gemeinde zugesellt wurden, ernste, würdige, fromme Leute, mit der ihnen von der ganzen Gemeinde gestellten Aufgabe, gemeinsam mit den Pastoren den Lebenswandel der Bürger zu beaufsichtigen, jeden an seine Pflicht zu gemahnen, und mit der Macht auch, im Namen der ganzen Kirche diejenigen aus der Gemeinde auszuschließen, die

solche Vermahnung verachteten. — Sein Augenmerk war ferner darauf gerichtet, den Lebenswandel der Geistlichen in gesetzlichen Schranken zu ordnen, Ärgernisse unter ihnen zu verhüten, Unwürdige von dem Amte auszuschließen und die rechte Lehre unter ihnen zu fördern. Um dies Ziel zu erreichen, richtete er mit Gutheißung der Gräfin und des obersten Senates die Predigerversammlung, den sogenannten Cötus, ein, wohl die bedeutsamste und tiefgreifendste Satzung Laskis, die glänzendes Zeugnis seiner organisatorischen Begabung ablegt. Von Ostern bis Michaelis hatten die Geistlichen des Landes sich alle Montag Vormittag in Emden zu versammeln. Die Versammlung wählte für die ganze Sommerzeit einen Vorsitzenden und einen Schriftführer aus ihrer Mitte. Die Sitzung wurde mit einem Gebet eröffnet, das der Vorsitzende hielt. Hierauf schritt die Versammlung zur Sittenprüfung der einzelnen Geistlichen. Erwiesen sich Klagen begründet, dann erfolgte ernste, brüderliche Vermahnung. Daran schloß sich die Prüfung der Predigtamtskandidaten. Von dem Urteil der Versammlung hing es ab, ob man dem Kandidaten ein Zeugnis seiner Reife ausstellen könne oder nicht. Dann kamen Verhandlungen über die vornehmsten Punkte der christlichen Lehre, hauptsächlich über Streitfragen des Tages.

In der Lehre schloß er sich aus innerer Verwandtschaft wesentlich den Schweizern an, so besonders in der Abendmahlslehre. In andern Stücken dagegen hatte er eigene Gedanken, die er seinen Geistlichen jedoch freimütig mitteilte, ohne sie zu veröffentlichen; denn nichts dünkte ihm eitler, kindischer, schädlicher für die evangelische Kirche, als daß jeder Theologe seine besonderen Meinungen und Einfälle zu Markte bringen und behaupten wolle. Daneben bewies er sich in hohem Grade weitherzig; die Wiedertäufer und andere Sekten, die von allen Seiten, besonders aus den Niederlanden vertrieben, in Ostfriesland zusammenströmten, schützte er anfangs gegen Verfolgung und suchte sie vielmehr durch Milde und Überzeugung zu gewinnen. So wurde der bekannte Menno Simons auf Laskis Fürsprache eine Zeitlang geduldet, und selbst mit

dem schwärmerischen Sektenhaupte David Joris wechselte er Briefe, ohne ihm jedoch seine stolzen Einbildungen auszureden zu können.

Laskis Name und Tüchtigkeit in kirchlichen Geschäften wurde bald auch in weiteren Kreisen bekannt und verschaffte ihm manche ehrenvolle Einladung. Der Kurfürst Hermann von Wied berief ihn 1545 nach Köln, um bei der Reformation des Erzstifts mit Melanchthon und Bucer behülflich zu sein; der Herzog Albrecht von Preußen suchte ihn nach Königsberg zu ziehen u. s. w. Obschon er diesen letzteren Ruf zum Teil aus kirchlichem Unabhängigkeitssinn, zum Teil aus gewissenhafter Anhänglichkeit an seine ostfriesischen Gemeinden ablehnte, so hatte er doch zu Emden selbst manchen harten Kampf zu bestehen, manche Anfechtung zu erdulden. Es konnte nicht fehlen, daß Laskis, namentlich im Gebiete des Kultus, etwas weitgreifendes Verfahren bei den in den Hintergrund gedrängten Lutheranern und selbst bei der Landesherrin Anstoß und Bedenken erregte. Der Hof von Brüssel verklagte ihn bei der Gräfin unausgesetzt als Ruhestörer und Begünstiger aller Sekten. Dadurch ermutigt bildete sich auch zu Emden eine starke Partei wider ihn, bestehend aus den katholisch und lutherisch Gesinnten und aus vielen Vornehmen und Lebemenschen, denen seine ernste Kirchenzucht verhaßt und im Wege war. An sie schloß sich sogar der junge Graf Johann, dessen Stimme natürlich bei der Regierung kein geringes Gewicht haben mußte. Allerdings blieb ihm die Gräfin sowie ihr Bruder Christoph von Oldenburg fortwährend gewogen; sie erklärten mehrmals sowohl ihm als anderen, die seine Entlassung forderten, daß sie seiner nicht entbehren könnten. Gleichwohl machte sich auch hier die Schwäche eines Frauenregiments geltend; der gute Wille der Gräfin wurde öfter durch ihre Räte und Umgebungen vereitelt; sie durfte gewisse Personen und Kreise nicht geradezu vor den Kopf stoßen, und so ernst und unerschrocken auch Laski sie an seine und ihre Pflicht erinnerte, zu einem festen, durchgreifenden Handeln in seinem Sinne konnte er sie doch nicht bewegen. Er sah sich dadurch schon Anfang März 1546 veranlaßt, das Ephorat niederzulegen und sich auf

sein Pastoramt an der Emdener Gemeinde zu beschränken, um nicht einen leeren Titel zu führen und Christum dem Gespötte preiszugeben, nahm das erstere Amt indessen bald wieder auf, nachdem seinen Forderungen größerer Strenge gegen die Geistlichen inbetreff der Lehre entsprochen worden war. — So wenig übrigens Laski selbst seine hohen Begriffe von einer nach Gottes Wort gereinigten und hergestellten Kirche in der ostfriesischen für verwirklicht halten und sich mit dem Zustande derselben befriedigen konnte, so sehr müssen wir doch seine Leistungen in so kurzer Zeit bewundern. Rüstig ging er ans Werk, führte die Reformation, innerlich und äußerlich, im reformierten Sinne durch und befestigte sie durch ein von Melanchthon, Bucer, Bullinger u. a. gebilligtes Bekenntnis, durch den Emdener Katechismus, und durch eine festgegliederte kirchliche Ordnung. Er hat die reformierte Kirche Ostfrieslands recht eigentlich gegründet und inbezug auf Lehre, Zucht, Freiheit der Verfassung und Reinheit des Gottesdienstes zu einer solchen Stufe erhoben, daß, wie ein reformierter Schriftsteller sich ausdrückt, in wenigen Jahren die Kirche in Emden zur Mutter- und Musterkirche nicht bloß der niederländischen Reformation, sondern der reformierten Kirche deutscher Zunge überhaupt durch ihn gemacht wurde, wie es Genf durch Calvin für die reformierte Kirche französischer und englischer Zunge ward.

Dieser zwar mühe- und dornenvollen, aber doch auch gesegneten Wirksamkeit Laskis machte der Sturm, der nach der Niederlage der Protestanten im schmalkaldischen Kriege (1547) über Deutschland erging, ein Ende. Die Gräfin Anna fühlte sich zu schwach, um die Annahme des vom Kaiser den protestantischen Ständen aufgedrungenen Interims zu verweigern, und unter diesem mehr als halbkatholischen vorläufigen Zustande zu bleiben, war für Laski schon wegen seiner biblisch-kirchlichen Grundsätze und wegen seines reformierten Bekenntnisses rein unmöglich. Zudem wiederholte die kaiserliche Regierung, die ihm längst nicht wohlwollte, das Begehren seiner Entfernung, welches jetzt aber den Charakter eines mit Drohungen begleiteten Befehles annahm. Die Gräfin, die sich zu ohnmächtig fühlte, den

gewaltigen Bußprediger zu schützen, bat ihn nunmehr selbst, um der Wohlfahrt des Landes willen ihr Gebiet zu verlassen. Laski gab endlich der Bitte nach. Er verließ Mitte Oktober 1549 die Stätte seiner fast zehnjährigen Wirksamkeit, die ihm zur zweiten Heimat geworden war. Es war keine Dienstentlassung, keine eigentliche Amtsniederlegung, nur ein Weichen aus dem Lande, bis bessere Zeiten angebrochen sein würden. Der ehrenhafte Abschied, den die ganze Gemeinde Laski bereitete, legte glänzendes Zeugnis von der hohen Achtung ab, die man dem frommen, furchtlosen Manne zollte. Ein Festmahl nahm er an, ein Ehrengeschenk der ganzen Kirche schlug der selbstlose, unbemittelte Mann aus.

Genötigt einen andern Zufluchtsort zu suchen, wurde Laski eben zur rechten Zeit noch nach England eingeladen, wo er schon im Jahre 1548 mit Bucer und Peter Martyr Vermili bei der Kirchenverbesserung vorübergehend thätig gewesen war. Jetzt sollte er an die Spitze der in London eben erst errichteten niederländischen Fremdengemeinde treten, die einen Prediger suchte. Nach einem Aufenthalte bei seinem Freunde Hardenberg, der inzwischen Prediger in Bremen geworden war, und mehreren Reisen in Norddeutschland reiste er im Frühjahr 1550 nach England — nicht für immer, wie er hoffte; er betrachtete sich vielmehr stets noch als Vorsteher der ostfriesischen Kirche, und auch diese wollte das Band durch die zeitweilige Entfernung keineswegs gelöst wissen. In dieser Hoffnung schrieb er noch von Hamburg an die Geistlichen zu Emden: „Glaubet indes ja nicht, ich nehme Abschied von euch und eurer Kirche, als würde ich eurer und unserer Kirche fortan nicht mehr gedenken. Die kirchliche Sorge um euch, teure Brüder, und um unsere Gemeinde kann und will ich nicht lassen, so lange ich lebe. Beharret, ich bitte euch, in der Pflicht eures Amtes und der wohlthätigen Ausübung desselben, erhaltet unsere Gemeinde auf dem Wege des Gehorsams, ermahnet sie zur Bekenntnistreue und aller Geduld mit Gelindigkeit und Danksagung. Gebe der Herr, wenn es zu seiner Ehre dienet, daß wir dereinst wieder bei euch vereinigt sein können; denn daß es möglich sei,

glaube ich auch jetzt noch. Der eingetretene Wechsel wird nicht lange andauern, und bald wird Gott diese Verbesserer in ihren eigenen Anschlägen zu schanden machen."

In London angekommen fand Laski überall, besonders auch bei dem Erzbischofe Cranmer von Canterbury die zuvorkommendste Aufnahme. Der Boden, auf welchem er hier bauen sollte, schien für die Durchführung seiner kirchlichen Pläne durchaus geeignet. Er hatte es mit lauter evangelisch gesinnten Fremdlingen zu thun, deren Glaube bereits in der Verfolgung geprüft und gestärkt und deren Zahl, aus Deutschen, Wallonen und Franzosen gemischt, auf 3—4000 Seelen angewachsen war. Von diesen durfte er keine allzu starke Anhänglichkeit an alte Formen, keinen Widerstand gegen seine apostolischen Einrichtungen besorgen. Seiner Festigkeit gelang es auch, ein königliches Patent zu erwirken, wodurch ihnen große Rechte und Freiheiten inbezug auf Selbstregierung und Anordnung ihres Gottesdienstes gewährt wurden. Mit dem anglikanischen Prunk der Gewänder namentlich konnte sich Laski durchaus nicht befreunden. Dies begünstigte die Wirksamkeit Laskis ganz besonders, da er hierdurch in den Stand gesetzt war, die Verhältnisse der Gemeinde durchaus und nach allen Seiten des kirchlichen Lebens in seinem Sinne zu ordnen. Dies that er denn auch redlich, wie aus der von ihm verfaßten trefflichen Kirchenordnung von 1550, die für die ganze reformierte Kirche in Niederdeutschland Muster und Grundlage wurde, im einzelnen zu ersehen ist.

Die Gemeinde bestand eigentlich aus dreien: einer französischen, einer deutsch-niederländischen und einer italienisch-wallonischen mit ihren besonderen Predigern. Neben den an der Gemeinde wirkenden Predigern setzte er Diakonen für die Armenpflege und Älteste für die Aufsicht, sowie auch Doktoren ein, deren Amt es war, in besonderen Wochengottesdiensten, in welchen alle Predigten der vergangenen Sonntage besprochen wurden, „über diese Predigten aus der Schrift vorzubringen, was zu besserem Verständnis und zur Erbauung der Gemeinde dienen könnte, damit die rechte apostolische Lehre in der Kirche erhalten und die Gewissen in der Gemeinde befestigt würden."

Laski selbst führte als Superintendent die Oberaufsicht über das Ganze und besorgte die allgemeineu Interessen desselben, während er zugleich als Doktor nicht anstand, lateinische Vorlesungen über das Neue Testament zu halten. Gleichzeitig hielt er auf strenge Kirchenzucht und entfernte aus dem Kultus alles, was nur entfernt an katholische Gebräuche erinnern konnte. So wurde das heilige Abendmahl z. B. von den Kommunikanten sitzend empfangen. Geistliche und Gemeindeglieder saßen zusammen an einem „säuberlich mit reinen Leinen gedeckten Tische.“ Zwar fehlte es auch hier nicht an unerfreulichen Erfahrungen, sittlichen Vergehen selbst von Geistlichen, theologischen Irrungen und Zwistigkeiten, allein dessenungeachtet ist diese in so kurzer Zeit zustande gebrachte, wohlgeordnete Schöpfung ein glänzendes Denkmal und Zeugnis, in welch hohem Grade Laski christliche Einsicht und praktisches Geschick vereinigte und wie sehr er zu dem schwierigen Geschäfte der Kirchenleitung befähigt und berufen war.

Nicht lange sollte sich Laski hier am fremden Orte ungetrübten Familienglücks erfreuen. In den heißen, dumpfigen Sommertagen 1551 wütete in London die furchtbare Seuche des sogenannten „englischen Schweißes.“ Auch in die Familie unseres Freundes brach die unheimliche Krankheit ein. Zuerst wurde von ihr die Frau befallen, andern Tages Laski selbst. Man bangte um sein Leben. Er genas, seine Frau starb im August 1552 nach langen Leiden. Vier noch sorgfältiger Pflege bedürftige Kinder trauerten mit dem Vater. — Laski verheiratete sich am 29. Januar 1553 zum zweiten Male. Auch von dieser zweiten Frau kennen wir nur den Vornamen Katharina.

Am 6. Juli 1553 starb Eduard VI., 16 Jahre erst alt. „Der gottseligste Josias, unsere Hoffnung auf Erden ist tot“: diese schmerzbewegte Klage des Volkes konnte man vielfach am Sarge des Königs hören. Es war der schwerste Schlag, den die evangelische Kirche des Landes treffen konnte. Nachfolgerin auf dem Throne ward seine Halbschwester Maria, die „Katholische“, auch die „Blutige“ genannt, jetzt bereits 37 Jahre alt. Sie hatte ein freud-

loses, trübes, einsames Leben hinter sich und aus ihm nur die Aufgabe für ihre Regierung aufsteigen sehen, der römischen Kirche, ihrer Trösterin in mancher leidvollen Stunde, zu dem alten Rechte zu verhelfeu. Alle Predigt und Schriftauslegung ohne besondere Erlaubnis wurde untersagt; die früheren, katholischen Bischöfe kamen aus Gefängnis oder Verbannung in ihre alten Sitze zurück; die Cranmer, Ridley, Latimer, Hooper wanderten in die leer gewordenen Zellen, gar bald dann auch in den Märtyrertod, mutvolle, glaubensstarke Blutzeugen des Evangeliums in England. Scharfe Gesetze trafen auch die Fremdlingsgemeinde, man könnte sagen in erster Linie. Ihre Kirche ward geschlossen, jedes Versammlungsrecht den Gemeindegliedern genommen. Laski entging der Gefängnishaft, doch er und seine Gemeinde erhielten den Befehl, das Land in kürzester Frist zu verlassen. 175 Gemeindeglieder, so plötzlich aus Handel und Wandel unbarmherzig herausgerissen, aber doch willig, lieber in der Fremde mit Weib und Kind das harte Brot der Verbannung zu essen, als am warmen häuslichen Herde ihres heiligen Glaubens nicht leben zu können, verließen in rauher, stürmischer Jahreszeit — unter ihnen Laski mit seiner Familie — am 17. September auf zwei dänischen Schiffen das „treulose" England. Der noch zurückbleibende Teil der Gemeinde gab ihnen das Geleite die Themse hinab.

Lange noch, bis zur einbrechenden Nacht, stand unser Freund am Steuer und schaute nach der Küste, die allmählich vor seinen Blicken entschwand. Nun wieder einmal um seines Glaubens willen in der Fremde, in eine dunkle, ungewisse Zukunft verbannt! Das dritte Mal nun schon! Sein heißgeliebtes Polen hatte er vor 14 Jahren verlassen müssen, vor drei Jahren das Land, das ihm wie eine andere Heimat geworden, und nun auch England, in dem ihm ein so reiches und auch gesegnetes Feld der Thätigkeit geöffnet war. Ihm war wahrlich in schmerzlicher Weise der Spruch zu lernen gegeben, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, aber ungebrochen und glaubensfreudig hat er die zukünftige gesucht, unser lieber Verbannter. Wir hören keine Klage seinem Munde entschlüpfen,

sehen kein Zagen über den Mann kommen, als er auf Weib und Kind und die große Flüchtlingsschar hinblickte, sie alle mittellos, unwissend, was der nächste Tog ihnen bringen werde, und von ihm erwartend, was Gott ihnen senden möge.

Unsere armen Reisenden sind tüchtig von Wind und Wetter herumgeworfen worden. Bis zum 4. Oktober konnten die Schiffe ihren Kurs gegenseitig in Sicht inne halten, dann aber trieb sie der Sturm auseinander; das kleinere Schiff landete am 13. Oktober in Hesingör, das andere wurde an die norwegische Küste getrieben. Sechs von den Reisenden wollten sich nicht mehr dem Meere anvertrauen; sie wanderten landeinwärts, der Landessprache unkundig, aller Unbill des Wetters ausgesetzt, und langten erst nach einem halben Jahre in Kopenhagen an. Das Schiff segelte bei günstigem Winde am 13. Oktober wieder weiter in den sturmreichen Kattegat und wurde wiederum jetzt an den schwedischen Strand geworfen. Hier lag das Schiff zehn Tage vor Anker; Laski und seine Freunde Mikronius und Utenhove verließen die Reisegefährten und eilten auf anderem Wege voraus, den Heimgesuchten Herberge in Dänemark zu bereiten. Am 29. Oktober erreichten sie Helsingör, ein paar Tage später lief auch das Schiff im schützenden Hafen ein.

Die Flüchtlinge glaubten sich am Ziel ihrer Mühsal und Leiden und waren doch nur erst am Anfang; viel bitterer als das salzige Meerwasser war der Trank, den die Glaubensgenossen in Dänemark den armen Verbannten boten. Laski eilte nach Kopenhagen, um eine freundlichere Behandlung vom Könige zu erbitten. Umsonst! Erst mußte er in der Kirche eine Strafpredigt wider „Sakramentirer“ mit anhören, dann wurde er zwar vom Könige gnädig empfangen, ihm und seiner Familie Schutz und Aufenthalt gestattet, die andern jedoch davon ausgeschlossen. Selbstredend machte Laski hiervon keinen Gebrauch.

Am 3. November war die Flüchtlingsgemeinde in Kopenhagen gelandet, freundlich und teilnahmvoll von der Bevölkerung aufgenommen. Es wurde den Handwerkern unter ihnen gestattet, ihrem Erwerbe nachzugehen. Wie

waren die Leute nach der schweren Seefahrt so dankbar froh und hoffnungsvoll! Aber das änderte sich sehr bald. Am 8. Dezember kam der königliche Befehl, alle aus Dänemark zu vertreiben, die sich nicht völlig den Satzungen und Ordnungen der Landeskirche unterwürfen. Von einem nur, einem Schuster, dessen Frau vor der Seereise bangte, geht die Rede, daß er den Eid geleistet und damit sich das Recht des Bleibens erkauft. Alle die übrigen zogen die Verfolgung dem vor, etwas wider ihr Gewissen zu thun.

Es war ein klägliches Schauspiel, den Jammer der armen Leute zu sehen und wie sie um Aufschub baten, zunächst um zwei Monate. Sie hatten ihre Wohnungen bis zum Frühjahr vorausbezahlt, hatten bereits Anschaffungen zu häuslicher Niederlassung gemacht. Dann baten sie um einen Monat Frist, sie wollten zu Lande nach Deutschland pilgern; um vierzehn Tage, die Kälte sei ja so groß, nirgends werde man einen so starken Haufen armseliger Leute aufnehmen wollen; was solle denn aus den armen Kindern, aus den kranken Alten werden? Aber auch diese Frist wurde nicht gewährt. Binnen drei Tagen sollten sie sich einschiffen; nur 13 Personen, einem kranken Manne und vier Frauen, die in den nächsten Tagen ihrer Stunde entgegensahen, nebst ihren Kindern wurde Asylrecht für einige Zeit noch gewährt. Mit vieler Mühe fanden sich drei Schiffer bereit, die Verbannten nach Rostock, Wismar und Lübeck zu bringen. In tiefem Schneegestöber, während im Hafen schon die Eisschollen herumtrieben, fand die Einschiffung statt. Rührend war es, als die Kähne mitten im dichten Schneegestöber und zwischen den Eisschollen durch die Leute nach den Schiffen draußen auf der Rhede brachten, die Kinder den Lieblingspsalm (Psalm 2) ihres Superintendenten zu singen anhoben und alle, die schon auf dem Schiffe waren, in den feierlichen Gesang mit einstimmten. Am 18. Dezember konnten endlich die Anker gelichtet werden. — Der Wind war günstig; am zweiten Tage schon trat die deutsche Küste in Sicht. Das eine Schiff lief in Warnemünde ein; der dortige Vogt nimmt die Unglücklichen, halb Erfrorenen freundlich auf, auf Befehl von Rostock aber muß er sie nach einer Woche

austreiben. Dorthin, n die alte Universitätsstadt, wenden sich die Verwiesenen; aber auch da werden sie am 12. Januar fortgetrieben, und wieder geht es in Wind und Wetter, in Schnee und Kälte über die Landstraße nach Wismar, der blühenden Hansestadt. Dort stießen sie auf einen andern Teil ihrer Leidensgenossen. Der Anblick war denn doch zu bejammernswert, als daß die Obrigkeit ihnen nicht eine, wenn auch nur kurze Rast hätte bewilligen sollen. Am 26. Februar erhielten die Flüchtlinge jedoch die Weisung, binnen vier Tagen das Weichbild der Stadt zu verlassen. Die Unglücklichen lenkten ihre Schritte nach Hamburg. Auch hier wurden sie am 24. März samt und sonders vertrieben. Am 26. März fanden endlich die überall Verwiesenen auf der Elbe unterhalb der Stadt ein Schiff, das sie nach Ostfriesland brachte. Nun hatte ihr Leid ein Ende. Was waren das für sechs Monate gewesen! Wahrlich unglaublich auch heute noch allen denen, die Kunde von dieser Irr- und Wirrfahrt erhalten. Wie ein Gedicht hört sie sich an. Und doch bezeugt Laski vor Gott, daß die Erzählung wahr sei.

Nach dem Bericht über eine für die evangelische Kirche so schwere Zeit wenden wir uns nunmehr gern einer besseren zu; auf den harten Winter grausamer Unduldsamkeit sollte ein milder Frühling folgen.

Mit dem Rest der zerstreuten Herde in Emden angelangt, beeilte sich Laski, dem Könige Christian III. von Dänemark die an den vertriebenen Christen begangene Sünde in einer sehr ernsten und würdevollen Zuschrift vorzuhalten; er forderte ihn unter anderem auf, „zu bedenken, wie schmählich er die Gemeinde unverdienter Weise, gegen die Lehre des Evangeliums und das Gebot der christlichen Liebe behandelt, und auf sein Gewissen zu achten, ob er es wohl nicht bloß vor der Welt, auch nicht vor seinen Beichtvätern, sondern vor seinem Herrn und Gott selbst im tiefsten Herzensgrunde rechtfertigen möge."

Mit um so größerer Liebe kam man Laski und seinen Leidensgenossen in Emden entgegen. Nicht ohne Grund; hatte er sich doch auch in der Entfernung seiner alten Gemeinde in jeder Beziehung treulich angenommen. In-

dessen bemerkte er bald, daß er in Emden ziemlich überflüssig sei. Seine Stellung in der Landeskirche hatten andere eingenommen; die anfängliche Gunst und der religiöse Eifer der Gräfin erkaltete immer mehr; die Verdächtigungen des Hofes von Brabant erneuerten sich, und die maßlosen Angriffe von lutherischer Seite, worin besonders der Hamburger Pastor Joachim Westphal sich auszeichnete, blieben, obschon Laski dagegen nicht schwieg, doch nicht ohne Wirkung. Auch durfte er auf grund der ihm zugegangenen Nachrichten aus Polen hoffen, bald in seine Heimat zurückkehren und dem Evangelium daselbst wesentliche Dienste leisten zu können. Er verließ daher Emden noch vor Ablauf eines Jahres zur Betrübnis und unter Segenswünschen der Gemeinde und begab sich zunächst nach Frankfurt am Main, woselbst neben den Trümmern der Londoner Fremdengemeinde bald noch viele englische und schottische Flüchtlinge, unter anderen Johann Knox, Herberge gefunden hatten. Leitend und ordnend griff Laski in die schwierigen Verhältnisse ein. Anfangs gewährte ihm der Rat Glaubensfreiheit, Schutz und eigene Kirchen. Bald aber brachen ernste Streitigkeiten innerhalb der Gemeinde aus. Der Augsburgische Religionsfriede erkannte nur die Augsburgischen Konfessionsverwandten an, und so forderte der Rat, unter dem Einfluß der lutherischen Prediger stehend, die Fremden zum Anschluß an dieses Bekenntnis auf. Laski war um so weniger abgeneigt, dieser Aufforderung zu genügen, als er stets die Trennung der beiden evangelischen Kirchen beklagt und sie auch durch die Lehrunterschiede, besonders über das heilige Abendmahl, nicht für gerechtfertigt gehalten hatte. Von jeher hatte er sich auch bestrebt, den Eifer seiner Schweizerfreunde im Streite mit Luther zu mäßigen, ja sie nach dessen Tode zu einer öffentlichen Anerkennung seiner Verdienste zu bewegen, was am ersten, wie er hoffte, zu einer Verständigung den Weg bahnen würde. Auch jetzt nahm er daher keinen Anstand, eine Erklärung über das heilige Abendmahl abzugeben, die sich ziemlich wörtlich an die (veränderte) Augsburgische Konfession anschloß und die auch von dem damals in Frankfurt anwesenden Calvin mit geringer Änderung ge-

billigt wurde. Gleichwohl erhoben sich Zweifel, ob denn auch der Sinn übereinstimme, und teils um dieselben zu heben, zumal ihm aus Polen geschrieben wurde, der König verlange, daß er sich über seine Zustimmung zur Augsburgischen Confession genügend ausweise, bevor er zurückkehre, — teils um eine Zusammenkunft lutherischer und reformierter Theologen zum Zweck der Vereinigung zu stande zu bringen, bereiste Laski im Sommer 1556 die Pfalz und Württemberg. Allein das von ihm veranlaßte Colloquium zu Stuttgart, an welchem lutherischerseits Johann Brenz teilnahm, hatte, wie Laskis Freunde vorhergesehen, keinen Erfolg.

Inzwischen wurden die Aufforderungen an Laski, nach Polen zurückzukehren, immer dringender; mehr als vierzig Briefe der angesehensten Männer luden ihn ein, zu kommen, weil wichtige Dinge für das Evangelium bevorständen. Laski wollte zwar erst den Ruf des Königs abwarten, allein zuletzt siegte doch das Zureden seiner Freunde, besonders der Schweizer. Um aber auch noch auf der Reise für seine Zwecke thätig zu sein, nahm er seinen Weg über Kassel und Wittenberg; dort wurde er vom Landgrafen überaus gnädig und günstig, hier von der Universität auf das ehrenvollste aufgenommen. Melanchthon empfing ihn wie einen alten, lieben Hausfreund und gab seine volle Zustimmung zu Laskis Schrift vom Abendmahle, sowie zu einer vorgeschlagenen Zusammenkunft; nur müsse sie nicht von den Fürsten, sondern von den gemäßigten Theologen beider Teile ausgehen und der Schreier wegen in aller Stille betrieben werdeu. Dagegen widerriet er ihm die Reise zum Kurfürsten nach Dresden. Mit Zeugnissen und Briefen von Melanchthon an den König und den vielvermögenden Fürsten Radziwill versehen, eilte nun Laski nach Polen und langte, nachdem er während eines Krankheitsanfalles in Breslau den Schweizern vom Erfolg seiner Reise Nachricht gegeben und ihnen das Friedenswort noch ans Herz gelegt hatte, den 1. Dezember 1556 mit seinem treuen Gefährten Johann Utenhove an der Grenze seines Vaterlandes an.

Vor achtzehn Jahren, damals in der Vollkraft des Mannesalters, hatte Laski an der gleichen Grenze gestanden, entschlossenen Mutes, alles dahinten zu lassen und in das Land zu gehen, was ihm sein Herr zeigen wird. Ernsten, frommen Sinnes ist er der Weisung gefolgt; es war ein schwerer, dornenvoller Weg. Aber der treue Jünger sah nicht auf den Weg, nur auf seinen Meister, seinen Herrn Christum. Als unserem angehenden Kirchenfürsten das Opfer klar geworden, das sein Herr und Meister in der Nachfolge von ihm forderte, da hat er freudig und willig alles ihm zu Füßen gelegt und ist auch freudig und willig geblieben, als er auch ihm, wie einst dem großen Heidenapostel, in langen, drangsalvollen Jahren zeigte, wieviel er um seines Namens willen leiden müsse.

Aber auch gesegnet und reich gesegnet hatte der Herr seinen Knecht in den Landen, dahin er ihn gewiesen. Nicht mit irdischem Gute, in anderer Weise vielmehr. Der Herr hatte ihn sich zu einem auserwählten Rüstzeug erkoren, der seinen Namen vor hoch und niedrig, vor groß und klein trug. Er ist auf viel Widerstand gestoßen; aber auf die Dauer konnte auch der Gegner ihm die Achtung nicht versagen. Auch seine warme Vaterlandsliebe war verklärt worden in die schöne Klarheit des Suchens der ewigen Heimat. Nicht sein Polen war ihm das erste, nur die Ausbreitung des Reiches Gottes. Das heilige Ziel gab ihm die Weite des Blickes und des Herzens, die ihn so hoch stellt unter seinen Zeitgenossen. Den Friesen erschien er wie ein Friese, den Engländern wie ein Engländer; er war eben überall der Christ, dem alles gehört, der aber sich selbst als Christi Eigentum weiß.

Arm stand Laski an der Grenze seiner Heimat, so arm wie damals, als er sie um seines Herrn willen verlassen hatte. Seine Frau und die kleinen Kinder nebst den Töchtern aus erster Ehe waren zunächst noch in Frankfurt zurückgeblieben, bis der Vater für sie eine Stätte des Wohnens in Polen gefunden haben würde. Die ältesten Söhne waren zerstreut in verschiedenen befreundeten Häusern untergebracht. So recht das schwere Leben einer Familie

in der Verbannung! Und bei jedem Schritte werden wir daran gemahnt, mit wie siechem Körper Laski von der Wahlstätte seiner aufreibenden Arbeit heimkehrte. Allmonatlich trat in heftigeren oder geringeren Anfällen sein Fieber auf; dazu die alten Leiden, die ihn schon in seiner Jugend gequält: wahrlich, ein schwerer Pfahl in seinem Fleische. Aber darüber klagt er nicht. Er hat mit dem großen Apostel gelernt, sich an der Gnade des Herrn genügen zu lassen und in dieser hohen Schule erfahren, daß Christi Kraft in dem Schwachen mächtig ist.

III. Johannes Laski als Protestant in seinem Vaterlande.

Wieder daheim! Am 8. Dezember 1556 traf Laski in Balisch, einem in der Nähe Krakaus gelegenen Schlosse, ein, wo ihn die Häupter der evangelischen Bewegung, unter ihnen seine nächsten Verwandten, herzlich begrüßten. Er kehrte fast als Greis heim, trotzdem nicht arbeitsmüde, vielmehr von der ganzen Schaffenslust eines jungen Mannes beseelt, der eben erst in die Wettbahn eintritt. Es ruht etwas von einer ewigen Jugend in den ernsten, gefurchten Zügen, in den tiefen, feurigen Augen. Aber der lange Bart, der dem Heimkehrenden auf die Brust fällt, ist schneeweiß, — ein beredter Zeuge, daß die besten Mannesjahre uud ihre Kraft in schwerer Arbeit aufgebraucht sind. Und dazu kommt, daß in der langen Zwischenzeit auch Land und Leute daheim einen Wechsel und Wandel durchgemacht, in den sich einzuleben dem alten Manne schwer fallen muß. Es ist ein schmerzliches Verhängnis für Polen und die Ausbreitung des Evangeliums in dem Lande, daß es so lange gezögert, einen seiner besten Söhne heimzurufen, der von Gott zum Reformator des Volkes auserwählt und zugerüstet war. In der Schlichtung der bereits etwas zerfahrenen Verhältnisse zehrte sich ihm rasch der Rest der Lebenskraft auf, und er mußte von der Wahlstätte für

immer abtreten, ehe er noch seine Streitkräfte geordnet und den ernsten Waffengang wider den machtvoll sich ermannenden Gegner gethan hatte.

Sofort suchte Laski auf den König zu wirken. Der Brief, welchen er am 28. Dezember von Balisch aus zu diesem Zwecke an ihn schrieb, ist uns noch erhalten. Er lautet: „Allerdurchlauchtigster König, ich besorge, daß ein schweres Geschick Ew. Majestät und das ganze Land treffen wird, sofern das hier aufgegangene Licht der evangelischen Lehre unterdrückt oder mit Lauheit aufgenommen wird. Samuel spricht zu dem geplagten Israel: Wenn ihr euch von ganzem Herzen zum Herrn, eurem Gott, bekehren werdet, so thut die fremden Götter von euch, bereitet euer Herz dem Herrn und dienet ihm allein, so wird er euch von den Händen der Philister befreien. Wenn also Eure Majestät Ihrer und des Reiches wegen in Sorge stehen, so wenden Sie Sich nach dem Rat des heiligen Geistes zum Herrn und nicht mit geteiltem, sondern mit ganzem Herzen. Lassen Sie Sich doch, Allerdurchlauchtigster König, mit Ihren Großen bewegen, das zu thun, was der Herr gebietet. Thun Sie die fremden Götter aus dem Reich. Sie dienen Gott allein damit, daß Sie den rechten und wahren Gottesdienst herstellen. Wenn Sie das thun, so wird Gott Eure Majestät und das Reich von den Philistern dieser Welt erlösen; wenn Sie Sich aber hierzu nicht entschließen, so steht zu besorgen, daß Sie Sich und Ihrem Reiche von eben daher den Untergang bereiten werden, von wannen Sie Befreiung hoffen.“ Eine selten-schöne Blüte reiner, lauterer Reformationsgesinnung!

Allein sein Bemühen war vergeblich; es kam in dem Könige zu keinem Entschlusse. Sigismund II. August, der letzte der Jagellonen, saß bereits seit 1548 auf dem polnischen Throne. Schwach von Charakter — so daß man ihn nicht mit Unrecht den König des morgenden Tages genannt hat — sah er die Fortschritte der Reformation in seinem Reiche persönlich nicht ungern, durfte sich aber nie öffentlich für sie entscheiden. Dagegen begünstigte ein großer Teil des mächtigen Adels die evan-

gelische Predigt offen und ungescheut, manchmal mehr aus Eifersucht wider den Klerus als aus eigener Überzeugung, und viele unterhielten evangelische Prediger auf ihren sehr ausgedehnten Gütern. Von dieser Adelspartei, an deren Spitze der besonders in Lithauen hoch angesehene und mächtige Fürst Nikolaus Radziwill, genannt der Schwarze (Czerny), und andere der ersten Magnaten standen, war Laskis Berufung ausgegangen; letzterer hatte auch schon früher jede Gelegenheit benutzt, um die Sache des Evangeliums in Polen zu fördern, hatte z. B. den Prediger des Königs, Laurentius Prasnicki, zum Bleiben und Ausharren am Hofe ermuntert, dem Könige seine Schrift über die Verfassung der Fremdengemeinde in London zugeeignet, ihn sowie den Reichsrat und die weltlichen Mitglieder des Reichstages zum Achten auf die Fingerzeige und Heimsuchungen Gottes, zur ungesäumten Vornahme einer geregelten Kirchenverbesserung aufgefordert. Kein Wunder also, daß seine Ankunft die katholische Partei und besonders die Bischöfe, deren einer ihn geradezu ihren künftigen Henker nannte, in Furcht und Bewegung versetzte. Vereint mit dem päpstlichen Legaten Lipomani drangen sie mit der Forderung in den König, dem Ketzer und Aufruhrstifter keinen Aufenthalt im Reiche zu gestatten. Der König ließ sich jedoch eines besseren berichten, und Laski wußte sich schriftlich so gut zu rechtfertigen und seine Ankläger ins gehörige Licht zu stellen, daß er unangefochten und wenigstens stillschweigend geduldet blieb. Bald übernahm er neben Felix Cruciger als Superintendent die Leitung der evangelischen Kirche in Kleinpolen. In dieser Stellung suchte er, den Verhältnissen Rechnung tragend, nicht sofort seine kirchlichen Ideen in ihrer Strenge durchzuführen; sein Bestreben war vielmehr auch hier, teils die zerstreuten Glieder und Gemeinden in ein Ganzes zu sammeln, zu ordnen und zu organisieren, teils die verschiedenen protestantischen Parteien und Richtungen zu vereinbaren, wie es so eben erst (1555) zwischen den Reformierten und den böhmischen Brüdern in Großpolen geschehen war. Wenn auch Laskis Bemühungen, eine Ver-

einigung zwischen beiden Kirchen herbeizuführen, zunächst keinen Erfolg hatten, so bereiteten sie doch den Boden für jenen Vergleich, der zehn Jahre später in Sendomir vollzogen wurde. Seinem Einfluß war es vorzugsweise zuzuschreiben, daß die evangelische Kirche Kleinpolens, welche in ihrem Entstehen das lutherische Gepräge an sich getragen, aber seit der Mitte des Jahrhunderts immer mehr dem schweizerischen Bekenntnis zuneigte, sich schließlich öffentlich zu demselben bekannte.

Eine weitere Arbeit, die Laski anbahnte, war die Übertragung der heiligen Schrift in die polnische Sprache. Im Druck ist sie allerdings erst 1563 nach Laskis Tode erschienen. Der Fürst Radziwill ließ sie in großherziger Freigebigkeit ganz auf seine eigenen Kosten drucken.

Mit Eifer ließ sich Laski auch die Gründung tüchtiger evangelischer Schulen angelegen sein, unter denen die zu Pinczow die Hauptschule blieb. Häufige Reisen zu Visitations- oder Synodalzwecken traten zu alledem hinzu.

Das letzte Jahr seines Lebens scheint eine ununterbrochene Zeit schwerster körperlicher Leiden gewesen zu sein. Und doch war er dabei rastlos auf dem Plane. Oftmals baten die Freunde, daß er sich doch schonen möchte, auch im Hinblick auf die reiche Kinderschar, die ihn unversorgt umstand und der er keine irdischen Mittel hinterlassen konnte; aber nichts vermochte seinen Thatendrang im heiligen Dienste seines Herrn zu hemmen. Den liebevollen Mahnungen setzte er das schöne Heldenwort eines wahrhaft evangelischen Streiters entgegen: „Daß ich lebe, ist nicht nötig, sehr nötig aber, daß ich der Kirche Christi beistehe. Mein Herr Christus hat mich nicht zur Ruhe und zur Erheiterung berufen, vielmehr zur Arbeit und zum Kreuz. Das ist mein Leben, ganz gewiß zu wissen, daß ich meinem Herrn und seiner Gemeinde diene.“ Bei solcher Gesinnung geschah es denn oft, daß die Freunde, die ihn zu trösten gekommen waren, selber getröstet das Schmerzenslager verließen, wenn sie den Leidenden so ungebrochenen Geistes über die Ergebung in den Willen Gottes reden hörten. Es muß um die Weihnachtszeit gewesen sein,

daß das alte, schwere Unterleibsleiden einen drohenderen Charakter annahm und den Gedanken an das Nahen des Todes in der Umgebung weckte. Die Evangelischen standen unter dem Banne des gewaltigen Verlustes, der die Kirche so bald schon treffen werde, und die Überzeugung davon preßte den schwergebeugten Männern Thränen aus. Laski verwies den Ältesten das Weinen: „Lasset euer Weinen, ich bitte euch, oder wenn ihr nun einmal zu klagen beschlossen, so lasset nicht das Leid des einzelnen, das nichts ist, die Ursache sein, sondern richtet eure Klage auf das allgemeine Leid der Kirche." Die Schmerzen steigerten sich von Tag zu Tag. Am 7. Januar 1560 war der Zustand bereits hoffnungslos. Sein Freund, der Schloßherr von Pinczow, Olesnitzki, mit seiner Gemahlin umstanden das Sterbebett. Da hat unser Freund in den kargen, schmerzfreien Augenblicken viel noch über den Zustand der Kirche verhandelt; in warmen, frommen Gebeten empfahl er die so arg gefährdete dem Schutze des allmächtigen Gottes. Mit einbrechender Nacht steigerte sich das Leid, schlaflos brachte er sie auf dem Schmerzenslager hin; die zahlreich versammelten Freunde bemerkten, wie seine Seele im Gebete rang. Oft rief er auch Gott mit lauter Stimme an, zur Verwunderung der Umstehenden in deutscher Sprache; in ihr war er gewohnt, mit seiner treuen Lebensgefährtin zu beten. Gegen Morgen trat ein Verfall der sinkenden Kräfte ein; die Organe verweigerten ihren Dienst. Der deutsche Ruf: „Mein Herr und mein Gott!" entrang sich noch ein paarmal den sterbensmüden Lippen. Dann versagte auch die Stimme. Ganz ruhig lag er da, als ob er schliefe. Die Schüler, die Professoren, viele guten Leute, mit der Familie vereint, erwarteten den letzten Atemzug. Um fünf Uhr ist es gewesen, am 8. Januar 1560, als die Wintersonne hinter dem Schlosse verschwand, daß unser Freund im 61. Jahre seines Alters seine treue, fromme Seele aushauchte und, wie ein Augenzeuge berichtet, „aus diesem sorgenschweren Leben in die himmlische Heimat übersiedelte." Nur drei Monate später folgte ihm sein Freund Melanchthon.

Zwischen Tod und Beisetzung der irdischen Hülle in der Gruft verstrichen drei Wochen. Ein so langer Zeitraum war wohl nötig, die Trauernachricht in die einsamen Schlösser, nach den ferngelegenen Pastoraten gelangen zu lassen und die Geladenen in Pinczow zu erwarten. Am 29. Januar waren 16 Geistliche und 20 Glieder aus dem Adel Polens zur Leichenfeier versammelt, edle Männergestalten, die treu zur evangelischen Kirche standen und deren schmerzliche Züge verrieten, daß sie den Schlag fühlten, der die heimische Kirche mit dem Hingange von „Vater Laski“ betroffen. Die Leiche wurde nach der Stadtkirche übergeführt und dort an der Stätte, wo der Hochaltar gestanden, beigesetzt. Die Kirche ist seitdem längst wieder in den Besitz der Katholiken übergegangen, und keine Spur verrät jetzt den Ort, wo einer der größten Polen zur letzten Ruhe gebettet ist. Die erste Rede bei der Feier hielt Jacobus Sylvius, der als der erste in Pinczow 1550 das heilige Abendmahl nach evangelischem Ritus ausgeteilt, ein wackerer, treuer Mann, innig befreundet dem Heimgegangenen. Die noch erhaltene Rede zeugt für seine warme, bewundernde Anhänglichkeit an Laski. Sylvius rühmt an dem Entschlafenen eine gewisse Majestät der äußeren Erscheinung, eine wahrhaft königliche Gestalt, feine, harmonische Züge, starke Körperkraft, die nur durch fortwährende Sorgen und Arbeiten und Mühsal bei Tag und Nacht frühzeitig untergraben wurde. Schonung seiner selbst habe er nicht gekannt, wo es galt, dem Vaterlande und der Kirche zu dienen. Mit diesen äußeren Vorzügen verbanden sich seine hervorragenden Geistesgaben: tiefgehende Gelehrsamkeit mit gleichem Maße von Klugheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit. Dazu sein tapferer Mut, die Kraft seines unüberwindlichen Herzens, seine Seelengröße und wie sein ganzes Verlangen einzig und allein auf Christum gerichtet war. Sein Wesen glich immer einem stille dahineilenden Flusse; mild, sanftmütig, maßvoll war überall sein Verhalten; liebenswürdig, freundlich im Umgange auch mit den Niedrigsten. Sein Haus stand allen offen. Lauter, einfach, harmlos und zum Verzeihen geneigt,

wußte er nichts von Argwohn, Mißtrauen, ein Mann echter, großherziger Gesinnung. — Dieser polnischen Rede reihten sich zwei lateinische an. Die letzte Ansprache, nun wieder polnisch, hielt der Superintendent Cruciger.

Der Eintrag im Synodalprotokoll lautet: „Der ehrwürdige und hochberühmte Mann, Johannes a Lasco, ein Mann Gottes und die Zierde unseres Vaterlandes, hat am 8. Januar 1560 die Seele in die Hände seines Gottes zurückgegeben. Nachdem er durch Gottes Offenbarung das gottlose Papsttum und den abgöttischen Priesterdienst dahintengelassen, ist er in viele Länder gepilgert, da, wo es ihm in der Gemeinde der Gläubigen gestattet war, in wahrem Glauben und gutem Gewissen Gott den Vater in Jesu Christo durch den heiligen Geist zu preisen. Als er schon Greis geworden, nicht den Jahren nach, aber durch seine Anstrengungen für die Kirche, kehrte er aus England nach Polen zurück, sobald er nur erfuhr, daß in seinem Vaterlande das Licht der evangelischen Lehre aufgehe, um, wenn er könne, mitzuwirken, den Ruhm Gottes hier zu fördern. Und das hat er auch gethan und hat unablässig sein Amt vor den Königen und seinen Mächtigen geführt. Zuletzt, nach Ablauf von drei Jahren nach seiner Rückkehr ins Vaterland, ist er glückselig in seinem Herrn aus dem Tode zum Leben emporgehoben worden. Du aber, allgütiger Vater, ersetze nach deiner unendlichen Barmherzigkeit unserem Vaterlande diesen einen Laski durch hundert solche Männer, die in väterlicher Gunst danach trachten, dein Reich in unserem Vaterlande zu fördern. Amen."

Ein Held in Israel war gefallen. Weithin drang die Schmerzenskunde; noch nach Monaten bezeugen spät einlaufende Briefe, wie auch an den fernsten Vorposten der evangelischen Kirche der Verlust, der die ganze Kirche getroffen, bitter empfunden wurde. Die Feinde brachten das Märchen auf, als ob ein Gotteszeichen an der Leiche zutage getreten, die Lippen des Verstorbenen seien zusammengewachsen. Das Märchen scheint Glauben unter den Leuten gefunden zu haben, die dem Toten auch äußerlich von Gott angethan sein lassen wollten, was sie dem

Lebenden nicht vermocht: den Mund zu schließen. Die Synode hielt es für nötig, die Gruft noch einmal zu öffnen und damit das thörichte Gerede zum Schweigen zu bringen. Jener Leute Erben sind dann die Jesuiten geworden, und diese waren in ihrem Bemühen erfolgreicher. In jahrzehntelanger Arbeit haben sie ein so festes Schloß um den frommen Mund geschmiedet, daß kein Wort, das diesen evangelischen Lippen einst mit so wunderbarer, überzeugungsvoller Kraft entströmte, unter dem Volke mehr verlautet und Polen keine Ahnung davon hat, welch' eine Prophetengestalt Gott ihm in jenen Glanztagen seiner Geschichte erwecket. Spurlos fast ist dieser Held an dem Leben seines so treu geliebten Volkes vorübergezogen; treuere und dankbarere Hände aus fremden Landen haben seine Werke gesammelt, seine Schriften zu einem bleibenden Denkmal zusammengestellt. Ein fast tragischer Ausgang eines polnischen Glaubenshelden, vielbedeutsam und wie ein Schlüssel zum Verständnis des verhängnisvollen Ausganges dieses Volkes. Die Stimme aus Rom klang ihm süßer als das polnische Manneswort, das aus der Tiefe des Wortes Gottes geschöpft war.

Über Laskis Wirken in Polen sind die Nachrichten außerordentlich dürftig. Sein Volk hat die Quellen zum Teil absichtlich verschüttet. Auch war hier sein Werk nicht von dauerndem Bestand, vielmehr ist die reformierte, wie die evangelische Kirche überhaupt, durch den unheilvollen Einfluß der Jesuiten unter den Polen allmählich verfallen; doch sind auch die schweren Geschicke nicht unerfüllt geblieben, welche Laski seinen Landsleuten verkündet hatte, „wenn sie das angebrochene Licht der evangelischen Lehre zurückstießen oder nur lau aufnähmen." Sein Tod raubte der evangelischen Kirche Polens den einzigen Mann, welcher durch seinen Charakter, sein Ansehen, seine durch Erfahrung gereifte Weisheit die auseinander strebenden Richtungen hätte zusammenhalten, dem polnischen Erbübel, der Zwietracht, hätte wehren können, die späterhin ihre Unterdrückung herbeiführte.

Hat aber auch das Wirken Laskis im eigenen Vater-

lande nur wenige, kaum noch erkennbare Spuren zurückgelassen — die reformierte Kirche in Ostfriesland und die aus der Fremdengemeinde hervorgegangene am Niederrhein und in Westfalen, — sie sind unvergängliche Denksäulen, welche von seiner ernsten Arbeit und treuen Liebe zum Herrn Zeugnis geben.

Laski erscheint uns als ein von Hause aus kräftiger, gediegener, echt adeliger Charakter, durch das Evangelium noch geläutert und veredelt, durch schwere Lebenserfahrungen geprüft und durchgebildet. In seinem Privatleben sehen wir ihn schlicht, einfach, genügsam, über jeden Eigennutz hoch erhaben. Beim Verluste eines großen Teiles seines Vermögens entschlüpft ihm nicht die leiseste Klage; seinem Freunde Hardenberg stellt er wiederholt seine ganze Kasse zu unbedingter Verfügung und schreibt ihm scherzhaft: „Wirst du einmal reich, so kannst du mirs wiedergeben." Wie er allen, auch den Geringsten und Fremdesten, nach Kräften diente, so schämte er sich hinwiederum keineswegs, im Notfalle von seiner Gemeinde Unterstützung anzunehmen; wohl aber verweigerte er einmal die Annahme eines Geschenkes von unbekannter Hand, weil er mutmaßte, es komme von der Gräfin Anna, die sich dadurch mit ihrem Gewissen abfinden wolle. Seine Frömmigkeit war weniger gefühlig und beschaulich, als vielmehr klar, praktisch, ins Leben ein- und durchgreifend. Gottes Wort über alles, galt ihm als Grundsatz; dem beugte er sich unbedingt, dem sollte sich aber auch, soweit sein Wirken reichte, alles beugen. Seine Friedensbestrebungen hatten daher auch nicht in einer Gleichgültigkeit gegen die Lehre ihre Quelle, — er wußte vielmehr seine Überzeugung, wo es not that, sehr wohl, obschon mit Mäßigung und Würde zu vertreten — sondern in der Milde seines Charakters, in der praktischen Richtung seines Geistes, in dem großartigen, durch die Schule der Staatsgeschäfte gewonnenen Überblick über die Verhältnisse, der ihn lehrte, daß, so lange noch die Fortdauer der evangelischen Gesamtkirche auf dem Spiele stände, alle, die im Glaubens**grunde** eins wären, auch vereinigt dastehen sollten. Am ehrwürdigsten aber erscheint uns Laski in